ISSN: 0933-5315

BIOS

ZEITSCHRIFT FÜR BIOGRAPHIEFORSCHUNG, ORAL HISTORY UND LEBENSVERLAUFSANALYSEN

Inhalt Heft 1/2012 (25. Jahrgang)

Heiner Meulemann und Klaus Birkelbach
Herausforderungen und Konsolidierungen.
Biographische Selbstreflexionen über Jugend und Lebensmitte
in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten

Christian Ernst und Peter Paul Schwarz
Zeitzeugenschaft im Wandel.
Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtskulturellen Paradigmas in Kontexten
von ‚NS-Vergangenheitsbewältigung' und ‚DDR-Aufarbeitung'

Daniela Schiek
Über das gute Leben.
Zur Erosion der Normalbiographie am Beispiel von Prekarität

Alla Koval
Her- und Darstellung von Kohärenz und Konsistenz
in der autobiographischen Erzählung.
Selbstthematisierungsmuster und ihre Erzählfiguren

Katrin Einert
Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg.
Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen

Projektbericht, Länderbericht, Literaturbesprechungen

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2012 (25. Jahrgang)

Heiner Meulemann und Klaus Birkelbach
Herausforderungen und Konsolidierungen.
Biographische Selbstreflexionen über Jugend und Lebensmitte
in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten 3

Christian Ernst und Peter Paul Schwarz
Zeitzeugenschaft im Wandel.
Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtskulturellen Paradigmas in Kontexten
von ‚NS-Vergangenheitsbewältigung' und ‚DDR-Aufarbeitung'.....25

Daniela Schiek
Über das gute Leben.
Zur Erosion der Normalbiographie am Beispiel von Prekarität 50

Alla Koval
Her- und Darstellung von Kohärenz und Konsistenz
in der autobiographischen Erzählung.
Selbstthematisierungsmuster und ihre Erzählfiguren 69

Katrin Einert
Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg.
Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen 87

Projektbericht

Knud Andresen
Zu Erzählmustern in lebensgeschichtlichen Interviews
mit Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern 118

Länderbericht

Brian Roberts
Biographieforschung in Großbritannien 135

Literaturbesprechungen

Michael Kauppert: Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens
(Carsten Heinze) 164

Heidrun Herzberg und Eva Kammler (Hg.): Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst
(Christan Beck) 168

Autorinnen und Autoren dieses Heftes 172

Herausforderungen und Konsolidierungen

Biographische Selbstreflexionen über Jugend und Lebensmitte in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten

Heiner Meulemann und Klaus Birkelbach

Zusammenfassung

Geprüft werden vier Hypothesen zur Entwicklung der biographischen Selbstreflexion von der Jugend bis zur Lebensmitte. Nach der Konsolidierungshypothese sollten die Häufigkeiten der biographischen Selbstreflexion insgesamt zurückgehen, da die Herausforderungen zur Selbstreflexion mit dem Übergang von der Identitätsbildung in der Jugend zur Identitätswahrung im Erwachsenenleben zurückgehen. Nach der Vertiefungshypothese sollten biographische Selbstreflexionen über Entscheidungen zurückgehen, über Ereignisse konstant bleiben und über Entwicklungen zunehmen, da Entscheidungen vor allem zu Anfang der beruflichen Laufbahn getroffen werden, Ereignisse zu jeder Zeit auf das Leben einwirken und Entwicklungen sich langfristig anbahnen. Nach der Vergewisserungshypothese sollten negative Reflexionen abnehmen, da die Risiken des Lebenslaufs mit der Zeit geringer werden. Nach der Verlagerungshypothese sollten Reflexionen über frühe Phasen zurückgehen und Reflexionen über spätere Phasen zunehmen, da im beruflichen wie privaten Lebenslauf Phasen einander als Zweck und Mittel folgen. Untersuchungsgruppe ist eine Kohorte ehemaliger Gymnasiasten von 1970 im 30., 43. und 56. Lebensjahr. Die Hypothesen werden nicht oder nur partiell bestätigt. Entgegen der Konsolidierungshypothese bleibt die biographische Selbstreflexion insgesamt konstant. Mit Blick auf die Vertiefungshypothese bewegt sie sich von Entscheidungen nicht zu Entwicklungen, sondern zu Ereignissen. Entgegen der Vergewisserungshypothese gehen negative Reflexionen nicht zurück. Mit Blick auf die Verlagerungshypothese werden frühe Phasen nur im beruflichen Lebenslauf häufiger reflektiert als späte, nicht aber im privaten Lebenslauf.

Vorbemerkung

„Das Leben muss vorwärts gelebt werden, aber es kann nur rückwärts verstanden werden“ (Kierkegaard, zitiert nach O’Rand 1996: 74). Wer sich selbst verstehen will, muss auf sein Leben zurückblicken. Aber das Leben schreitet fort. Während der Blick nach vorne nicht immer weit geht, wird der Blick zurück immer länger. Vor uns liegt der Horizont gleichbleibend nah, hinter uns aber rückt er immer weiter weg. Jeder übersieht ein immer längeres Leben; aber jeder plant nur so viel Zukunft, wie er kann. Mit dem Fortschritt des Lebens sollte sich das Nachdenken darüber, die biographische Selbstreflexion verändern. Das sollte über das ganze Leben, im besonderen Maße aber dann gelten, wenn man aus der Kindheit auftaucht und sein Selbst erstmals entdecken,

 © Verlag Barbara Budrich

finden oder bilden muss. Die vorliegende Untersuchung fragt, wie sich die biographische Selbstreflexion im Lebenslauf entwickelt. In Abschnitt 1 wird der Untersuchungsplan vorgestellt, in Abschnitt 2 werden die Ergebnisse berichtet, in Abschnitt 3 einige Folgerungen gezogen.

1. Untersuchungsplan

1.1 Hypothesen

Die Jugend ist die Lebensphase der Identitätsbildung (Abels 2008: 93-104), das Erwachsenenalter die Lebensphase der Identitätswahrung (Greve 2005, 2007). Natürlich wechseln auch Erwachsene Beruf, Lebenspartner oder Weltanschauung. Aber während der Wechsel in der Jugend Etappe auf dem Weg der Identitätsfindung oder Mittel zum Ziel ist, nimmt er im Erwachsenenalter das erreichte Ziel zurück: Er gewinnt die Qualität eines Misserfolgs, gar eines Scheiterns. Der Erwachsene wechselt nicht ohne Not Beruf, Lebenspartner oder Weltanschauung. Wer seine Stelle verliert, sucht eine neue Stelle im alten Beruf; wessen Ehe kriselt, geht mit dem Partner zum Moderator; wer am Glauben zweifelt, spricht mit dem Pfarrer. Weil der Jugendliche seine Identität sucht, ist seine Voreinstellung zugunsten des Neuen; weil der Erwachsene seine Identität gefunden hat, ist seine Voreinstellung zugunsten des Alten (Meulemann 2001). Wer aber erstmals sucht, probiert mehr aus und wechselt häufiger als jemand, der nach einer mehr oder minder erfolgreichen Suche Veränderungen akzeptieren muss oder Verbesserungen anstrebt. Je zahlreicher die Versuche, desto größer ist die Chance des Scheiterns, desto höher ist der Bedarf, über seine Ursachen und Folgen nachzudenken, desto häufiger sollten also biographische Selbstreflexionen sein. Im Übergang von der Identitätssuche zur Identitätswahrung, zwischen Jugend und Erwachsenenleben sollte die Häufigkeit der biographischen Selbstreflexion also abnehmen.

Aber auch im Laufe des Erwachsenenlebens sollten auferlegte oder gewünschte Versuche, sich zu verändern, seltener werden. Die gefundene Identität bewährt sich mehr und mehr unter der Voreinstellung der Identitätswahrung. Die zu wahrende Identität hat schon einige Feuerproben bestanden, und die Wahrscheinlichkeit, dass sie demnächst scheitert, geht zurück. Die Herausforderungen der Identitätswahrung werden schwächer, und die wiederholt gewahrte Identität konsolidiert sich, so dass Anlässe zur biographischen Selbstreflexion seltener werden. Im Übergang vom frühen zum mittleren Erwachsenenalter sollte also die Häufigkeit der biographischen Selbstreflexion weiter abnehmen (Habermas 2005: 688-692). Weil die Herausforderungen der Identitätsfindung geringer sind als die Herausforderungen der Identitätswahrung und weil die Herausforderungen der Identitätswahrung mit ihrer Bewährung in der Zeit zurückgehen, sollte die Häufigkeit biographischer Selbstreflexionen von der Jugend über das frühe bis zum mittleren Erwachsenenalter abnehmen. Das soll als *Konsolidierungshypothese* bezeichnet werden.

Die Konsolidierung der Identität im frühen und mittleren Erwachsenenalter sollte sich aber nicht nur darin zeigen, dass biographische Selbstreflexionen seltener werden, sondern auch darin, dass sie sich ihrer Art nach verändern. Das gilt in drei Hinsichten: auf *Modi, Wertung* und *Inhalte.*

Was *Modi* betrifft, kann man drei Weisen unterscheiden, in denen man sein Leben führt und über die man rückblickend nachdenkt. Erstens muss und will man aktiv auf

seinen Lebenslauf Einfluss nehmen. Man trifft *Entscheidungen* – und man reflektiert die getroffenen Entscheidungen im Rückblick. Zweitens muss man passiv *Ereignisse* hinnehmen. Sie treten in das Leben ein und müssen verarbeitet werden – und man denkt über ihren Einfluss und die gewählte Reaktion nach. Drittens resultieren aus der Kette der Entscheidungen und der Spur der Ereignisse *Entwicklungen.* Sie ergeben sich aus der Interaktion von Person und Umwelt – und man denkt darüber nach, wie sie sich unterschwellig zusammengefügt haben. Während Entscheidungen und Ereignisse zu einem bestimmten Zeitpunkt stattfinden und entweder von der Person oder der Umwelt ausgehen, dehnen sich Entwicklungen über Zeitspannen aus und resultieren aus der Interaktion zwischen Person und Umwelt. Zeitlich wie sachlich gesehen, sind Entwicklungen umfassender und diffuser als Entscheidungen und Ereignisse. Sie liegen biographisch tiefer als Entscheidungen und Ereignisse. Sachlich gesehen, erhalten weiterhin Ereignisse erst durch den Betroffenen ihren Wert, während Entscheidungen und Entwicklungen von vorne herein in die Verantwortung des Betroffenen fallen. Ereignisse liegen weniger in der Macht der Person als Entscheidungen und Entwicklungen. Aus der unterschiedlichen Tiefenlage und Kontrollierbarkeit von Entscheidungen, Ereignissen und Entwicklungen ergeben sich unterschiedliche Erwartungen darüber, wie häufig über sie zwischen Jugend und später Lebensmitte reflektiert wird.

Entscheidungen trifft man in eigener Verantwortung, so dass sie als persönlicher Erfolg oder Misserfolg gesehen werden können. Sie richten sich auf die Gabelungen des „institutionalisierten" (Kohli 1985) Lebenslaufs in Ausbildung, Beruf und Familie. In der Jugend müssen diese Entscheidungen nach persönlichen Vorstellungen für das ganze Leben getroffen werden. Daher ist es leicht möglich, dass Entscheidungen nachträglich als nicht erfolgreich oder unglücklich erscheinen und Revisionen notwendig werden. Während aber glückliche Entscheidungen die sich konsolidierende Identität bilden, legen unglückliche Entscheidungen Revisionen nahe und fordern zur biographischen Selbstreflexion heraus. Im frühen und mittleren Erwachsenenalter haben sich die Entscheidungen ohne oder mit Revisionen konsolidiert. Sie werden seltener nachträglich als Misserfolg betrachtet und häufiger hingenommen. Selbstverständlichkeiten, die keine Reflexion mehr verlangen, überwiegen die kritischen Teile der Identität, die zur Reflexion herausfordern. Der Abschluss der Jugend sollte daher häufiger Anlass zur Rückbesinnung auf unglückliche Entscheidungen geben als das frühe Erwachsenenalter und dieses wiederum mehr als das mittlere Erwachsenenalter.

Entwicklungen ergeben sich aus dem Zusammenhang zwischen Entscheidungen. Sie brauchen Zeit, um sich im Leben aufzubauen und um in der nachträglichen Reflexion erkannt zu werden. Sie bahnen sich langfristig an und kommen erst nach und nach zu Bewusstsein. Aus den gleichen Gründen, aus denen im Übergang von der Jugend zum frühen und mittleren Erwachsenenleben Entscheidungen immer weniger zur biographischen Selbstreflexion herausfordern, sollten es daher Entwicklungen immer mehr. In der Jugend ist die Lebenspanne noch nicht lang genug, um zu Reflexionen über Zusammenhänge zu provozieren. Im frühen und mittleren Erwachsenalter konsolidieren sich die bisherigen Entscheidungen, und die Frage tritt auf, wie sie sich zu Entwicklungen zusammenfügen. Sie drängt solange nicht zur biographischen Selbstreflexion, als das Leben den gängigen Entscheidungsmustern des institutionalisierten Lebenslaufs folgt. Sie fordert aber zur biographischen Selbstreflexion heraus, sobald das Entscheidungsmuster nicht mehr im Lot ist. Das Aufspüren unglücklicher

Entwicklungen braucht zudem nicht nur Zeit, sondern auch Überblick, Souveränität, Mut – also Persönlichkeitseigenschaften, die mit der Lebenserfahrung reifen. Unglückliche Entwicklungen sollten daher am Ende der Jugend seltener bedauert werden als im frühen und dort wiederum seltener als im mittleren Erwachsenenalter.

Wie für Entscheidungen ist man auch für Entwicklungen verantwortlich, so dass auch Entwicklungen als persönlicher Erfolg oder Misserfolg gesehen werden können. In beiden Modi kann sich das Leben nachträglich als erfolgreich oder nicht erweisen. In beiden Modi aber gilt, dass der Erfolg nicht problematisch ist, der Misserfolg aber der Rechtfertigung bedarf. Die biographische Selbstreflexion richtet sich also in erster Linie auf unglückliche Entscheidungen und Entwicklungen.

Ereignisse fallen nicht in die Verantwortlichkeit der Person, sondern stehen ihr gegenüber. Sie stellen weder Erfolg noch Misserfolg dar, aber sie müssen als positiv oder negativ bewertet werden. Sie drängen sich der Reflexion daher nicht – wie Entscheidungen und Entwicklungen – vor allem in ungünstigen Fall auf. Sie werden vielmehr zuerst als Datum betrachtet und dann bewertet. Ereignisse brechen in das Leben ein und liegen jenseits der Kontrolle der Person. Sie können zwar zur Reflexion herausfordern, aber es ist sinnlos zu sagen, dass sie sich konsolidieren. Sie liegen meistens jenseits der biographischen Tagesordnung – wie eine Krankheit, der Tod eines Partners, eine Kündigung oder eine Scheidung. Auch die Ereignisse, die – wie der Tod der Eltern – grundsätzlich, aber nicht genau voraussagbar sind oder die – wie die Geburt eines Kindes – aus mehr oder minder bewussten Entscheidungen resultieren, streuen breit über die Lebenszeit und sind nur unpräzise in der biographischen Tagesordnung verankert. Ereignisse sollten daher in jedem Lebensalter gleich häufig Anlass zur biographischen Selbstreflexion geben.

Kurzum: Während im Leben Entscheidungen fortwirken und Entwicklungen sich aufbauen, treten Ereignisse punktuell ein und bleiben, selbst wenn sie lange nachwirken, mit ihrem Zeitpunkt identifiziert. Während sich das Nachdenken über das eigene Leben von der manifesten Vielzahl der Entscheidungen und Ereignisse zu den Entwicklungen vorarbeitet, die aus ihnen resultieren oder ihnen zugrunde liegen, muss es auf Ereignisse reagieren, wie sie kommen. Daraus ergibt sich die *Vertiefungshypothese* der Modi biografischer Selbstreflexion: Von der Jugend über das frühe bis zum mittleren Erwachsenenalter sollte die biographische Selbstreflexion über Entscheidungen zurückgehen, über Entwicklungen ansteigen und über Ereignisse konstant bleiben.

Was die *Wertung* betrifft, so fordern – wie gesagt – vor allem unglückliche Entscheidungen und Entwicklungen die biographische Selbstreflexionen heraus, während Ereignisse im Licht der biographischen Selbstreflexion positiv oder negativ bewertet werden. Wenn die Jugend der Identitätssuche, dem Probieren und Revidieren, gewidmet ist, das Erwachsenenleben aber auf Identitätswahrung – den produktiven Einsatz des Erworbenen und die Vermeidung grundsätzlicher Revisionen – gerichtet ist, dann sollten unglückliche Entscheidungen und Entwicklungen und negative Bewertungen von Ereignissen in der Jugend häufiger sein und auch häufiger als Herausforderung der biographischen Selbstreflexion im Gedächtnis bleiben als im frühen Erwachsenenalter und dort wiederum häufiger als im mittleren Erwachsenenalter. Mit der Zeit sollte man sich des eigenen Ichs mehr und mehr gewiss sein und seltener scheitern und neu beginnen. Daraus ergibt sich die *Vergewisserungshypothese*: Von

der Jugend über das frühe bis zum mittleren Erwachsenenalter sollten negative biographische Selbstreflexionen zurückgehen.

Was die *Inhalte* betrifft, so richtet sich die biographische Selbstreflexion auf die institutionalisierten Schritte des privaten und beruflichen Lebenslaufs (Kohli 1985). Sie unterliegen – wenn auch sehr flexiblen – Altersnormen, die ihre Abfolge und die richtigen Zeitpunkte des Übergangs zwischen ihnen festlegen (Fuchs 2000: 36-40; Weymann 2008: 176-179, 212); und sie sind oft Mittel und Zweck füreinander. Mit fortschreitendem Alter wächst der Druck, auf der Skala der Altersnormen fortzuschreiten und nicht mehr über die Wege zum Ziel, sondern über das Ziel, genauer über den Grad der Zielerreichung, zu reflektieren. Daraus ergibt sich die *Verlagerungshypothese*: Von der Jugend über das frühe bis zum mittleren Erwachsenenalter sollte sich der Schwerpunkt der Inhalte auf später auf der biographischen Tagesordnung stehende Schritte verlagern.

Im beruflichen Lebenslauf folgen nur zwei Schritte einander: Die Ausbildung sollte zugunsten des Berufs an Gewicht verlieren. Im privaten Lebenslauf treten jedoch zwei Entwicklungen auf.

Erstens sollte die Herkunftsfamilie zugunsten der Zielfamilie an Gewicht verlieren. Die Herkunftsfamilie fördert oder beeinträchtigt Kinder zwar privat und beruflich, aber in beiden Fällen wird der Einfluss über die familiäre, „partikularistische" (Parsons/Shils 1951: 76-91) Beziehung zwischen Eltern und Kind ausgeübt, so dass die Herkunftsfamilie dem privaten Lebenslauf zugeordnet werden sollte. Eltern sind Kinder ein „Wert", sie identifizieren sich mit ihnen (Nauck 2001) und fördern oder beeinträchtigen lange Zeit den Weg der Kinder in und durch das berufliche und private Leben. Aber sie verlieren Einfluss, je mehr die Kinder in ihrem eigenen Leben stehen. Insofern sollte die Häufigkeit, mit der über die Herkunftsfamilie reflektiert wird, zwischen Jugend und frühem Erwachsenenleben zurückgehen.

Zweitens sollte in der Zielfamilie die Partnerschaft in der frühen Lebensmitte – mit der Geburt von Kindern – zugunsten der Elternschaft an Gewicht verlieren und in der späten Lebensmitte – nach dem Auszug der Kinder – wieder zurückgewinnen. Die Reflexion über die Partnerschaft sollte sich also U-förmig, die über die Elternschaft umgekehrt U-förmig entwickeln. Denn die beiden Beziehungen gewinnen und verlieren zwischen Jugend und mittlerem Erwachsenleben spiegelbildlich an Bedeutung. Die Partnerschaft steht in der Jugend auf der biographischen Tagesordnung, die Elternschaft im frühen Erwachsenenalter; im späten Erwachsenenalter zwingt der Auszug der Kinder wieder zur Besinnung auf die Partnerschaft. Jede der beiden Beziehungen sollte also mit ihrer lebensphasenspezifischen Dominanz auch die biographische Selbstreflexion beherrschen.

1.2 Die Lebensphasenspezifik der biographischen Selbstreflexion

Im Lauf des Lebens kumulieren einerseits die Anlässe zur biographischen Selbstreflexion. Je älter man geworden ist, desto mehr Gelegenheiten hatte man Fehler zu machen, desto mehr konnte einem zustoßen, desto eher konnte etwas schiefgehen. Die *Kumulation* der Anlässe sollte also bewirken, dass biographische Selbstreflexionen mit dem Alter häufiger werden. Anderseits heilt die Zeit alle Wunden. Erinnerungen verblassen; und was immer noch erinnert wird, wird mehr und mehr verarbeitet und verliert seinen Stachel. Die *Verarbeitung* der Folgen sollte also bewirken, dass biographische Selbstreflexionen mit dem Alter seltener werden. Die Hypothesen des

letzten Abschnitts sagen aber Entwicklungen der biographischen Selbstreflexion voraus, die sich weder aus der Kumulation der Anlässe noch aus der *Verarbeitung* ihrer Folgen, sondern allein aus der *Lebensphasenspezifik* ergeben.

Sie aber wird nicht erfasst, wenn man biographische Selbstreflexionen zu einem bestimmten Zeitpunkt untersucht, ohne eine zeitliche Eingrenzung schon in der Frage zu geben oder in der Analyse herzustellen. Daher muss man zu jeder biographischen Selbstreflexion den Zeitbezug ihres Anlasses erfragen und sie den Lebensphasen zuordnen, über die ihre Entwicklung verfolgt werden soll. Aus den biographischen Selbstreflexionen, die am Ende einer bestimmten Lebensphase geäußert werden, müssen diejenigen herausgegriffen werden, die sich auf eben diese Lebensphase beziehen, und alle die ignoriert werden, die sich auf frühere Lebensphasen beziehen. Auf diese Weise sind die Wirkungen von Kumulation und Verarbeitung kontrolliert und die biographischen Selbstreflexionen spiegeln allein die Herausforderungen der spezifischen Lebensphase. Die Hypothesen lassen sich lebensphasenspezifisch überprüfen.[1]

1.3 Untersuchungsgruppe

Die Untersuchung beruht auf einer Wiederbefragung ehemaliger, erstmals im 16. Lebensjahr befragter Gymnasiasten nach dem Abschluss der Jugend, des frühen Erwachsenenalters und des mittleren Erwachsenenalters (Kölner Gymnasiastenpanel, KGP). Da die Ausgangsstichprobe nach Bildung privilegiert war, mussten die Zeitpunkte für den Abschluss der Lebensphasen höher sein, als sie vermutlich in einem sozialen Querschnitt angesetzt worden wären. Das 30. Lebensjahr wurde als Zeitpunkt des Rückblicks auf die Jugend gewählt; Zeitpunkte für den Rückblick auf das frühe und mittlere Erwachsenenalter waren das 43. und das 56. Lebensjahr. Wenn man „die Jugend“ mit der Jugendsoziologie (z.B. Hurrelmann 1974: 17) in der Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts beginnen lässt, dann umfassen die rückblickend reflektierten Lebensspannen ungefähr den gleichen Zeitraum von knapp anderthalb Jahrzehnten.

In Nordrhein-Westfalen wurden 69 Gymnasien und aus ihnen wiederum 121 Klassen des 10. Schuljahres zufällig gezogen, deren Schüler 1970 zum ersten Male klassenweise schriftlich – Erstbefragung, EB – und 1985, 1997 und 2010 individuell wieder befragt wurden – WB1 bis WB3; WB1 war direkt, WB2 und WB3 waren telefonisch.[2] Das modale Alter von EB war 16, das von WB1 bis WB3 30, 43 und 56 Jahre.

---

1 Neben den lebensphasentypischen Herausforderungen können auch Merkmale der Befragten ihre biographische Selbstreflexion beeinflussen: wie der berufliche und private Erfolg, die Lebenszufriedenheit, die Konfession, die Religiosität oder das Geschlecht. Der konstante Einfluss dieser Merkmale ist aber durch das Panel-Design kontrolliert. Sie können die biographische Selbstreflexion nur insofern verändern, als sie sich selber im Untersuchungszeitraum verändern. Das untersuchen wir in einem weiteren Aufsatz (Meulemann / Birkelbach 2012).

2 Die EB des KGP wurde vom Land Nordrhein-Westfalen finanziert und am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln durchgeführt (Schüler: ZA-Nr. 600, Eltern: ZA-Nr. 639, Lehrer: ZA-Nr. 640, Direktoren: ZA-Nr. 996). WB1 (ZA-Nr. 1441) wurde am damaligen Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung in Köln (heute: GESIS Datenarchiv für Sozialwissenschaften) durchgeführt. Ergebnisse von WB1 werden von Meulemann (1995) und Birkelbach (1998) zusammengefasst. WB1-3 wurden von der DFG finanziert, der wir für die Unterstützung danken. Ergebnisse von WB2 werden von Meulemann et al. (2001) zusammengefasst. Die Ausfälle von EB bis WB3 wurden von Birkelbach (2011) analysiert, ein erster Arbeitsbericht an die DFG liegt vor (Birkelbach et al. 2011a; 2011b). Die

EB umfasste 3.240 Befragte, von denen 61,3%, 49,3% und 40,1% in WB1 bis WB3 wiederbefragt werden konnten. Die vorliegende Analyse bezieht sich auf alle noch in WB3 Befragten (n=1301).

Die Untersuchungsgruppe ist seit EB, aber zusätzlich nur noch in geringem Maße durch WB1-3 nach Bildung selektiv (Birkelbach 2011). Weil Bildung eine Ressource der biographischen Selbstreflexion ist, sollte soziale Selektivität der Stichprobe die Häufigkeiten der Zielvariablen gesteigert, aber die Einflussstärke des sozialen Status und vieler mit ihm verbundener Faktoren reduziert haben. Die Selektivität nach Bildung sollte aber einen positiven Effekt haben: das Verständnis der Lebensphasen und die Altersnormen zu Übergängen zwischen ihnen sollte weniger breit streuen als in einem Bevölkerungsquerschnitt (Fuchs 2000: 38). Die Lebensphasentypik sollte also einheitlich verstanden werden, so dass sie als unabhängige Variable eindeutig ist.

1.4 Erhebungsinstrument

In WB1, WB2 und WB3 wurden in unmittelbar nach der Erhebung des beruflichen und privaten Lebenslaufs drei offene Fragen zur biographischen Selbstreflexion und zum Zeitbezug ihres Anlasses in gleicher Folge gestellt. In WB1 und WB2 enthielten die Fragen keine Abgrenzung der Lebensspanne nach hinten, in WB3 wurde die betrachtete Zeitspanne ausdrücklich nach hinten mit der Angabe des Jahres und des Monats begrenzt, in denen die Person in WB2 befragt wurde. In WB1 ist also die Lebensphasenspezifik der Antworten durch die biographische Situation, in WB3 durch die Frageformulierung gesichert; in WB2 muss sie zu Beginn der Datenanalyse hergestellt werden, indem alle Angaben gelöscht werden, die sich auf Zeitpunkte vor WB1 beziehen.

Die drei Fragen erfassen kritische Lebensereignisse, die „zu einer Neuorganisation des Passungsgefüges“ zwischen Person und Umwelt zwingen (Filipp 2007: 338). Sie verlangen eine rückblickende Bewertung der Entscheidungen, Ereignisse und Entwicklungen des bisherigen Lebens. Für jeden Modus wurde die gleiche Sequenz von Fragen gestellt: Zuerst wurde die Existenz bestimmter Entscheidungen, Ereignisse oder Entwicklungen, dann ihre sachliche und zeitliche Spezifizierung erfragt. Für Ereignisse wurde zudem die subjektive Qualität durch eine zusätzliche Nachfrage nach dem „besonderen Einfluss auf Ihr Leben“ ermittelt.

In WB1 waren bis zu drei Entscheidungen und zwei Ereignisse mit den Nachfragen nach Inhalt und Zeitpunkt und bis zu drei Entwicklungen im Fragebogen vorgesehen, für die nur der Zeitpunkt jedes Mal und erst für das letzte Mal auch eine inhaltliche Spezifizierung erfragt wurde. Tatsächlich wurden bis zu drei Entscheidungen, sieben Ereignisse und drei Entwicklungen genannt. Deshalb waren in WB2 und WB3 bis zu vier Entscheidungen, vier Ereignisse und drei Entwicklungen im Programm zur computergestützten Telefonbefragung vorgesehen.

Daten von WB2 sind im Kölner Datenarchiv der GESIS (ZA-Nr. 4228) erhältlich; die Daten von WB3 werden nach Abschluss der Analysen ebenfalls dort verfügbar gemacht.

Tabelle 1
Entscheidungen, Ereignisse und Entwicklungen: Frageformulierungen und Verteilungen im Alter von 30, 43 und 56 Jahren (Basis: 1.301 Befragte im 56. Lebensjahr, Angaben zu phasentypischen Jahren)

Entscheidungen:

Gibt es Entscheidungen (*WB3*: seit der letzten Befragung, also seit Monat/Jahr; *individueller Befragungszeitpunkt*) in Ihrem Leben, die Sie nachträglich lieber anders getroffen hätten? (Antwortmöglichkeiten: ja/nein)
Was hätten sie lieber anders gemacht?
Wann war das etwa?

	30 Jahre	43 Jahre	56 Jahre
% Nennungen:	42,1	22,7	15,9

Ereignisse:

Es gibt manchmal im Leben auch bestimmte Ereignisse, die eine spürbare Veränderung? des Lebens zur Folge haben. Gab es (*WB3*: seit Monat/Jahr; *individueller Befragungszeitpunkt*) auch bei Ihnen derartige Ereignisse oder gab es keine? (Antwortmöglichkeiten: ja /nein)
Können Sie mir bitte diese Ereignisse nennen?
Worin lag der besondere Einfluss auf Ihr Leben?
Wann war das?

	30 Jahre	43 Jahre	56 Jahre
% Ereignis genannt:	61,2	46,8	63,9
% Einfluss genannt:	52,5	44,7	61,9

Entwicklungen:

Hatten Sie in den vergangenen Jahren (*WB3*: seit Monat/Jahr; *individueller Befragungszeitpunkt*) einmal das Gefühl, dass Sie Ihr Leben in der Weise, so wie es war, nicht mehr weiterführen, sondern ändern sollten?
(Antwortmöglichkeiten: ja/nein)
Wann war das?
Womit waren Sie selbst in Ihrem Leben nicht einverstanden?

	30 Jahre	43 Jahre	56 Jahre
% Nennungen:	35,9	38,8	39,8

Tabelle 1 gibt den Wortlaut jeder der drei Fragen mit den Nachfragen nach Inhalt und Zeit und die prozentualen Häufigkeiten der Antworten auf die jeweilige Existenzfrage sowie auf die Nachfrage nach den Einflüssen der Ereignisse wider. Alle Prozentwerte beziehen sich auf die in WB3 verbleibende Stichprobe. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von denen, die für WB1 in der Stichprobe von WB1 (Meulemann 1995: 566) und in der Stichprobe von WB2 (Meulemann/Birkelbach 1999, 2001: 272) berechnet wurden; sie unterscheiden sich von denen, die für WB2 in der Stichprobe von WB2 berechnet wurden, nur deshalb, weil dort (ebenfalls Meulemann/Birkelbach 2001: 272) die Kumulation und nicht die Phasenspezifik der biographischen Selbs-

treflexionen – also alle und nicht nur die zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr – dargestellt wurden. Durch die Panelverluste ergibt sich also keine Verzerrung der Antwortneigung. In jeder Wiederbefragung wurde, was zunächst in seiner Existenz als Entscheidung, Ereignis oder Entwicklung bejaht wurde, von fast allen im nächsten Schritt auch benannt. Lediglich für die Frage nach den Ereignissen führte die Nachfrage nach dem Einfluss zu weiteren Antwortverweigerungen, so dass der Anteil dann verbleibender gültiger Nennungen zusätzlich angegeben ist.

Wie bei der Begründung der Hypothese zur unterschiedlichen Entwicklung der Modi ausgeführt, fordern Entscheidungen und Entwicklungen vor allem dann biographische Selbstreflexionen heraus, wenn sie unglücklich waren, also negative Folgen haben. Die Bedeutung eines Ereignisses für das eigene Leben muss hingegen konstruiert werden, und die erste und einfachste Dimension einer Bewertung ist „gut oder schlecht". Auch in der Erhebung wurde daher auf eine Frage nach glücklichen Entscheidungen und Entwicklungen verzichtet.[3] Die Dimensionen Modus und Wertung sind daher nicht orthogonal. Vielmehr ist die *Wertung* in den Modus so eingebettet, dass nur Ereignisse positive und negative, Entscheidungen und Entwicklungen jedoch allein negative Wertungen zulassen. Während die Frage nach „Entscheidungen, die Sie nachträglich lieber anders getroffen hätten" und die Frage nach Entwicklungen, mit denen „Sie selbst in Ihrem Leben nicht einverstanden" waren, negative Bewertungen evozieren, lässt die Frage nach „Ereignissen, die eine spürbare Verarbeitung des Lebens zur Folge haben" eine positive und negative Wertung offen. Da aber die Nachfrage nach dem „besonderen Einfluss dieses Ereignisses auf Ihr Leben" i.d.R. mit einer Bewertung beantwortet wird, lassen sich Ereignisse mit einer negativ bewerteten Folge Ereignissen mit positiv (oder gar nicht) bewerteten Folgen gegenüberstellen.

Inhalte der biographischen Selbstreflexion sind die Stränge des Lebenslaufs: der berufliche Lebenslauf von Ausbildung zu Beschäftigung auf der einen Seite, der private Lebenslauf der Lösung von der Herkunfts- zur Zielfamilie auf der anderen Seite. Da die Kategoriensysteme zu den drei Fragen ähnlich aufgebaut waren, können die Antworten auf alle drei Fragen in gleicher Weise zu Variablen des Inhalts zusammengefasst werden. In allen drei Modi umfasst der berufliche Lebenslauf die *Ausbildung* und den *Beruf*. In allen drei Modi umfasst der private Lebenslauf die Lösung von der *Herkunft*sfamilie und Gründung einer eigenen Familie, die sich in die Bereiche *Partnerschaft* und *Elternschaft* aufgliedern lässt. Auf die Frage nach den Entwicklungen jedoch werden nicht nur Antworten mit einem eindeutigen Bezug auf Beruf oder Familie, sondern auch mit dem Hinweis auf einen Konflikt beider Lebensbereiche gegeben – überwiegend von Frauen. Vier weitere Bereiche lassen sich nicht dem beruflichen oder privaten Lebenslauf zuordnen: *soziale Kontakte, Krankheit/Anomie*, *Bundeswehr/Zivildienst* und eine Residualkategorie *Sonstige*.

Die Antworten auf die offenen Fragen wurden in WB1, WB2 und WB3 mit dem gleichen Kategorienschema von jeweils zwei Personen unabhängig voneinander verschlüsselt; über Diskrepanzen wurde nach Diskussion entschieden. Das weitgehend identische Verkodungsschema der Entscheidungen, Ereignisse und Entwicklungen

3 Ein Bekannter bezeichnete auf der Dankesrede der Feier seines 75. Lebensjahres seine Frau als „den größten Glücksfall seines Lebens". Gewiss lassen sich also auch glückliche Entscheidungen und Entwicklungen erfragen. Aber es ist fraglich, ob sie jenseits feierlicher Anlässe erinnert werden und erfragt werden können.

war dreistellig, das der Einflüsse der Ereignisse vierstellig. Die folgende Auswertung nutzt aber nur die erste, allgemeinste Stelle. In WB3 wurde der Prozentsatz der Übereinstimmung der beiden Verkoder für drei bzw. vier Stellen berechnet. Sie betrug bei den Entscheidungen 60, bei den Ereignissen 80, bei den Einflüssen der Ereignisse 40 und bei den Entwicklungen 59 Prozent.

2. Entwicklungen

Die Entwicklung der biographischen Selbstreflexion im 30., 43. und 56. Lebensjahr insgesamt sowie in den Dimensionen des Modus, der Wertung und des Inhalts ist in Tabelle A1 im Anhang dargestellt. Gegenüber Tabelle 1 ist zweierlei anders. Erstens sind die Ereignisse in positive und negative nach den Angaben der Befragten zum Einfluss aufgeteilt. Zweitens sind nur noch die Antworten auf die Nachfragen Basis; die Basis ist also geringfügig schmaler. In jeder Zelle der Tabelle A1 steht der Anteil derer, die eine entsprechende Antwort gegeben haben; gleichartige Mehrfachnennungen sind also nicht berücksichtigt. Ebenso sind in den kursiv gesetzten Summenzeilen Mehrfachnennungen über die Einzelkategorien nicht berücksichtigt, so dass die Werte leicht unter der Summe für die Einzelkategorien liegen.

2.1 Modus und Wertung für Inhalt insgesamt

In Abbildung 1, die die Summenspalte der Tabelle A1 grafisch darstellt, werden die Konsolidierungs-, die Vertiefungs- und die Vergewisserungshypothese für die Inhalte insgesamt geprüft.

Die *Konsolidierungshypothese* lässt sich an der Linie für „alle“ überprüfen. Der erwartete Rückgang tritt nicht auf. Vielmehr betragen die Prozentsummen aller drei Zeitpunkte rund 75% und liegen kaum – maximal 1,6 Prozentpunkte – auseinander. Offenbar nehmen die Herausforderungen zur biographischen Selbstreflexion insgesamt nicht ab, sondern bleiben konstant. Vielleicht wirkt auch über das ganze Leben eine Norm der „Biographizität“ (Kohli 1988: 37), die die Suche nach Individualität fordert.

Die *Vertiefungshypothese* lässt sich an den Linien für die Modi überprüfen. Wie vermutet, geht die Häufigkeit der Entscheidungen monoton und deutlich von 40 auf 14 Prozent zurück. Aber der vermutete spiegelbildliche Anstieg der Entwicklungen findet sich nicht. Vielmehr nehmen die Reflexionen über Entwicklungen nur geringfügig von 35 Prozent im 30. Lebensjahr auf 39 Prozent im 43. und 56. Lebensjahr zu. Eben so wenig findet sich die vermutete konstante Häufigkeit der Ereignisse. Vielmehr steigen negative Ereignisse monoton und deutlich von 14 auf 28 Prozent, und positive Ereignisse monoton und schwach von 41 auf 47 Prozent an. Verfolgt man die Rangfolge unter den Modi – Entscheidungen, negative Ereignisse, Entwicklungen, positive Ereignisse – über den Lebenslauf, so fallen die Entscheidungen vom ersten (mit den positiven Ereignissen geteilten) auf den letzten Platz, während die Rangfolge der übrigen Modi konstant bleibt: positive Ereignisse vor Entwicklungen und negativen Ereignissen.

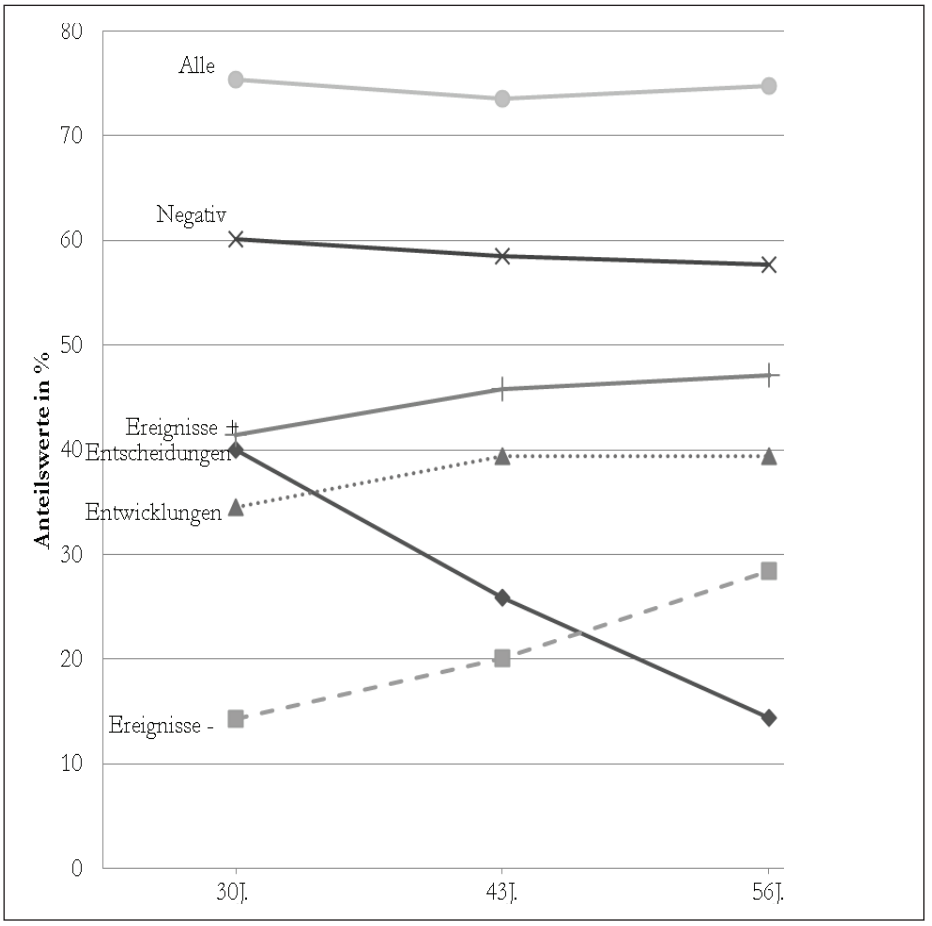

Abbildung 1: Biographische Selbstreflexionen im 30., 43. und 56. Lebensjahr insgesamt und nach Modus und Wertung

Die Tendenz unter den Modi ist also nicht: von Entscheidungen zu Entwicklungen bei Konstanz von Ereignissen, sondern von Entscheidungen zu Ereignissen bei Konstanz von Entwicklungen. Auf der einen Seite werden zwar Entscheidungen, die Identität bilden und vor allem in der Jugend getroffen werden müssen, im Laufe des Lebens seltener reflektiert. Auf der anderen Seite aber wird das Leben nicht zunehmend, sondern im gleichen Ausmaß auf den Nenner von Entwicklungen gebracht. So wie die Neigung zur biographischen Selbstreflexion überhaupt, so ist vermutlich auch die Neigung, Zusammenhänge zu entdecken und zu verfolgen, von Merkmalen der Person abhängig. Schließlich wächst im Laufe des Lebens die Neigung, günstige wie ungünstige Ereignisse zum Anlass der Selbstreflexion zu nehmen. Wenn man daran festhält, dass Ereignisse von außen in das Leben eintreten und daher nicht systematisch mit dem Alter zusammenhängen, dann folgt aus diesem Ergebnis, dass die Menschen mit fortschreitendem Alter Ereignissen mehr und mehr Bedeutung für ihr Leben geben. Mehr und mehr sieht man ein, dass man nicht nur sein Leben macht, sondern auch vom Leben gelenkt wird. Vielleicht aber werden ganz im Gegenteil Ereignisse

im Laufe des Lebens mehr und mehr als Folgen des eigenen Handelns gesehen, so dass ihr Anstieg – wie in der Vertiefungshypothese angenommen – auf eine fortschreitende Verarbeitung der Lebensgeschichte deutet.

Die *Vergewisserungshypothese* lässt sich an der Linie „negativ" überprüfen, die die – durch die Frageformulierung negativ eingeführten – Entscheidungen und Entwicklungen mit den negativen Ereignissen zusammenfasst. Wie erwartet gehen negative Selbstreflexionen monoton zurück – aber der Rückgang von 60 auf 58 Prozent ist sehr gering. Im Laufe des Lebens mag es sein, dass Fehler und Neustarts seltener werden; aber das spiegelt sich nur schwach darin, dass sie seltener Anlass biographischer Selbstreflexion werden. Und der Blick auf die Komponenten der negativen Reflexionen zeigt: Vor allem die Entscheidungen konsolidieren sich. Sind sie glücklich getroffen, muss man nicht über sie nachdenken. Sind sie unglücklich getroffen, wird es schwieriger sie zu revidieren und die Motivation über sie nachzudenken schwindet. Auf der anderen Seite bringen vor allem Ereignisse Turbulenzen in den Lebenslauf. Man sieht nicht nur mehr und mehr, dass die Umwelt das Leben steuert, sondern dass sie Aspirationen einschränken und von Zielen ablenken kann.

2.2 Inhalte für Modus und Wertung insgesamt

Die *Verlagerungshypothese* wird in Abbildung 2 überprüft, die die wichtigsten Kategorien in den Spalten „Alle" der Tabelle A1 darstellt.

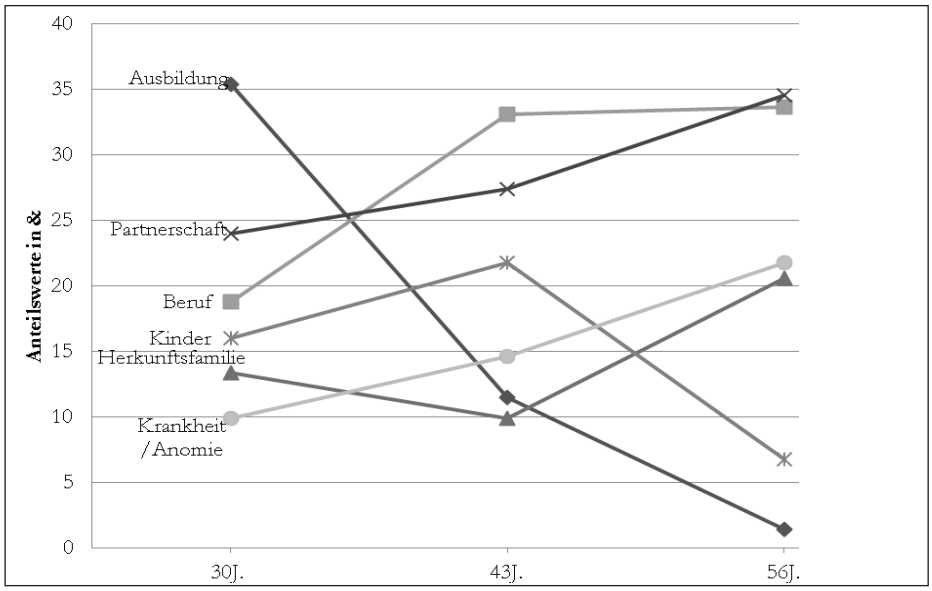

Abbildung 2:
Biographische Selbstreflexionen im 30., 43. und 56. Lebensjahr nach Inhalte

Im *beruflichen* Lebensweg verlagern sich wie vermutet die biographischen Selbstreflexionen von der Ausbildung auf den Beruf. Die Häufigkeit, mit der über die Ausbildung reflektiert wird, geht monoton von 35 auf 1 Prozent zurück. Die Ausbildung verschwindet von der biographischen Tagesordnung. Die Häufigkeit, mit der über den

Beruf reflektiert wird, wächst monoton von 19 auf 34 Prozent; allerdings gibt es zwischen dem 43. und 56. Lebensjahr keinen Anstieg mehr. Der Beruf kommt und bleibt auf der biographischen Tagesordnung.

Im *privaten* Lebensweg ist erstens der Übergang von der Herkunfts- zur Zielfamilie Gegenstand. Hier verlagert sich die biographische Selbstreflexion nicht wie vermutet. Zwar geht die Reflexion über die Herkunftsfamilie in der frühen Lebensmitte wie vermutet geringfügig von 13 auf 10 Prozent zurück: Die Kinder emanzipieren sich von den Eltern. Aber sie steigt in der späten Lebensmitte auf das Doppelte, auf 21 Prozent an. Die Reflexion über die Zielfamilie hingegen bleibt – nimmt man Partnerschaft und Kinder zusammen (siehe Tabelle A1) – ungefähr gleich. Der Anstieg resultiert aus einem neuen Thema, das erst in der späten Lebensmitte auf die biographisches Tagesordnung kommt: der Tod von Eltern und Schwiegereltern. Er ist ein Verlust an praktischer und emotionaler Unterstützung, der von den Kindern bewältigt werden muss; und die – finanzielle wie geistige – Erbschaft der Eltern kann eine Herausforderung sein.

Im privaten Lebensweg sind zweitens nacheinander die Erweiterung der Partnerschaft um die Elternschaft und der Rückzug auf die Partnerschaft Gegenstand. In beiden Schritten verlagert sich die biographische Selbstreflexion alles in allem wie vermutet. Die Häufigkeit, mit der über die Partnerschaft reflektiert wird, geht zwar entgegen der Erwartung in der frühen Lebensmitte nicht zurück, sondern steigt noch geringfügig von 24 auf 27 Prozent; noch stärker aber ist in der späten Lebensmitte der erwartete Anstieg auf 35 Prozent. Die Häufigkeit, mit der über Kinder reflektiert wird, steigt wie erwartet in der frühen Lebensmitte von 16 auf 22 Prozent an, um in der späten Lebensmitte wie erwartet auf 7 Prozent zu fallen. Wie vermutet, entscheidet die lebensphasenspezifische Dominanz der beiden Beziehungen über ihre Prominenz in der biographischen Selbstreflexion.

Fasst man Ausbildung und Beruf als *beruflichen Lebensweg* zusammen, so verliert er in der biographischen Selbstreflexion kontinuierlich an Bedeutung: von 46 über 40 auf 34 Prozent. Fasst man Partnerschaft und Kind als *privaten Lebensweg* zusammen, so behält er in der biographischen Selbstreflexion seine Bedeutung: von 36 über 45 auf 39 Prozent (alle Zahlen nur in Tabelle A1). In der Jugend provoziert der berufliche Lebenslauf mehr biographische Selbstreflexionen als der private, in der Lebensmitte der private Lebenslauf mehr als der berufliche. Der berufliche Lebenslauf ist in der Lebensmitte von den meisten bewältigt, der private hingegen verlangt unvermindert Aufmerksamkeit. Um im Leben eine Position zu finden, muss man sich in den frühen Phasen beruflich etablieren; danach aber konzentriert sich das Leben auf das Privatleben – und wird mit dem antizipierbaren Ruhestand dabei bleiben.

Die biographische Selbstreflexion richtet sich nicht nur auf die Stränge des Lebenslaufs, sondern auch auf die körperlichen und seelischen Konsequenzen der Alterung. Mit zunehmendem Alter können Krankheit und Anomie häufiger auftreten und häufiger Anlass geben, über das eigene Leben nachzudenken. Das ist in der Tat der Fall – wie die Linie für „Krankheit/Anomie“ zeigt. Sie werden von 10 über 15 bis 22 Prozent monoton zunehmend Gegenstand biographischer Selbstreflexion. Weil die Tatsache des Alterns mit dem Alter zunehmend spürbar wird, werden ihre Folgen zunehmend Gegenstand der biographischen Selbstreflexion.

2.3 Modus und Wertung nach Inhalten

In Abbildung 1 wurde die biographische Selbstreflexion nach Modus und Wertung ohne Berücksichtigung der Inhalte, in Abbildung 2 nach Inhalten ohne Berücksichtigung von Modus und Wertung dargestellt. Im Folgenden wird sie gleichzeitig nach Modus und Wertung *und nach Inhalten* betrachtet, so dass die Konsolidierungs-, Vertiefungs- und Vergewisserungshypothese für Inhalte geprüft wird.

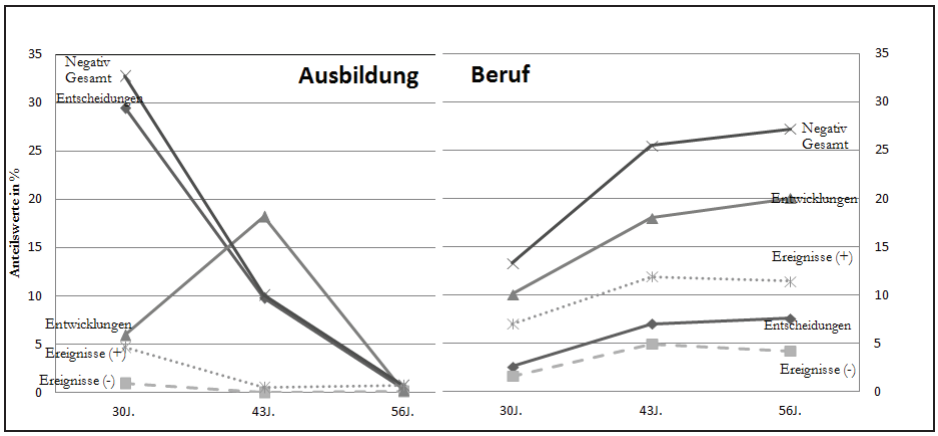

Abbildung 3: Biographische Selbstreflexionen des beruflichen Lebenslaufs im 30., 43. und 56. Lebensjahr nach Modi und Wertung

Die biographische Selbstreflexion des *beruflichen Lebenslaufs* nach Modus und Wertung ist in Abbildung 3 dargestellt, die die Zeilen „Ausbildung“ und „Beruf“ der Tabelle A1 grafisch darstellt. Die biographische Selbstreflexion der *Ausbildung* geht in allen Modi – Entscheidung, negative Ereignisse, Entwicklung und positive Ereignisse – und in der negativen Wertung insgesamt drastisch auf praktisch null zurück. Die Konsolidierungs- und Vergewisserungshypothese werden also bestätigt, nicht aber die Vertiefungshypothese. Der Rückgang zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr ist deutlich stärker als der zwischen dem 43. und 56. Lebensjahr; und er beruht im Wesentlichen auf den Entscheidungen, zu einem geringen Teil auf Entwicklungen und positiven Ereignissen, und überhaupt nicht auf negativen Ereignissen, die zu jedem Zeitpunkt praktisch nicht erwähnt werden.

Die Unterschiede zwischen den Modi spiegeln den Charakter des Bildungswesens wider. Es definiert eine Hierarchie aufeinander aufbauender Entscheidungen, die rechtzeitig und spätestens in der frühen Lebensmitte getroffen sein müssen. Es kennt nur selten Ereignisse, die die Klaviatur der Entscheidungen umstimmen. Und wenn es Fehlentwicklungen – wie eine falsche Studienfachwahl oder einen Studienabbruch – auslöst, lassen sie sich relativ bald korrigieren. Deshalb gibt es häufig Anlass, unglückliche Entscheidungen zu ihrer Zeit zu bedauern, nicht aber darüber hinaus; aber Ereignisse treten so selten auf, dass sie kaum biographische Selbstreflexionen hervorrufen; und Entwicklungen werden bald bemerkt und korrigiert, wie der leichte Anstieg im 43. und der starke Rückgang im 56. Lebensjahr belegt. Mit Blick auf die Hypothesen formuliert: Das Bildungswesen lässt der Vertiefungshypothese nur wenig

Chancen und begünstigt die Vergewisserungshypothese, so dass die Widerlegung der ersten und die Bestätigung der zweiten nicht verwundert.

Die biographische Selbstreflexion des *Berufs* steigt in allen Modi und in der negativen Wertung insgesamt an – in direktem Widerspruch zur Konsolidierungshypothese. Der stärkste Anstieg unter den Modi findet sich bei den Entwicklungen – von 10 auf 20 Prozent. Das kann, wenn man die relative Größe der Zunahme zum Maßstab nimmt, als Bestätigung der Vertiefungshypothese gewertet werden. Der Anstieg der negativen Selbstreflexionen ist, weil Entscheidungen, negative Ereignisse und Entwicklungen summiert werden, noch stärker – von 13 auf 27 Prozent – in drastischem Widerspruch zur Vergewisserungshypothese. Der Anstieg ist zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr deutlich stärker als zwischen dem 43. und 56. Lebensjahr, wo sich auch Stagnation oder minimaler Rückgang findet.

Wie bei der Ausbildung spiegeln auch beim Beruf die Unterschiede zwischen den Modi die Besonderheiten des Lebensbereichs. Das berufliche Leben „läuft" nicht in einer Hierarchie sich verzweigender Institutionen, auf denen man sich „verlaufen" kann; aber es baut sich nach den Fähigkeiten der Person und den Möglichkeiten der Position auf. Bis aber diese beiden Seiten der Medaille zueinander passen, ist eine Phase des Probierens erforderlich, die zu Anfang hohe, mit der Zeit aber abnehmende Risiken des Scheiterns mit sich bringt. Deshalb wird über Entwicklungen am häufigsten und mit der stärksten Zunahme reflektiert, während Entscheidungen und Ereignisse deutlich seltener und mit geringerer Zunahme Anlass zur biographischen Selbstreflexion bieten. Deshalb nehmen negative Selbstreflexionen noch nach dem dritten Lebensjahrzehnt, aber mit abnehmender Stärke zu. Mit Blick auf die Hypothesen formuliert: Die berufliche Laufbahn begünstigt die Vertiefungshypothese und stellt die Vergewisserungshypothese auf eine scharfe Probe, so dass die Bestätigung der ersten und die Nichtbestätigung der zweiten naheliegt.

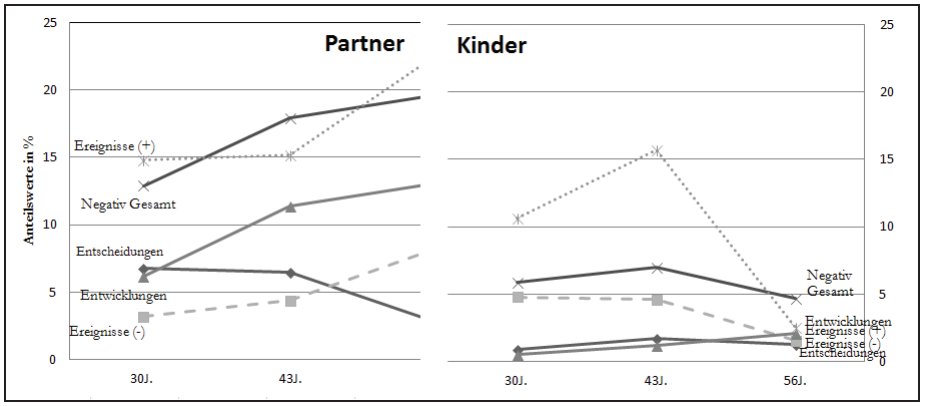

Abbildung 4: Biographische Selbstreflexionen des privaten Lebenslaufs im 30., 43. und 56. Lebensjahr nach Modi und Wertung

Die biographische Selbstreflexion des *privaten Lebenslaufs* nach Modus und Wertung ist in Abbildung 4 dargestellt, die die Zeilen „Partnerschaft" und „Kinder" der Tabelle A1 grafisch darstellt.

Die biographische Selbstreflexion der *Partnerschaft* geht im Modus der Entscheidung von 7 auf 3 Prozent zurück, aber steigt in den verbleibenden drei Modi – negati-

ve Ereignisse, Entwicklung und positive Ereignisse – von 3 auf 8, 6 auf 13 und 15 auf 23 Prozent an. Die Konsolidierungshypothese wird also überwiegend widerlegt. Und die Vertiefungshypothese wird insofern bestätigt, als Entscheidungen verlieren und Entwicklungen gewinnen. Weiterhin steigen die negativen Bewertungen insgesamt von 13 auf 20 Prozent an. Die Vergewisserungshypothese wird also nicht bestätigt.

In diesem Muster von Ergebnissen sticht zweierlei hervor. Erstens: die Verlagerung des Schwerpunkts der biographischen Selbstreflexion von Entscheidungen auf negative Ereignisse und Entwicklungen. Sie lässt sich als Folge der Lebenszeit sehen: Vor allem in früheren Lebensphasen wird eine Partnerschaft als falsche Entscheidung bedauert; in den späteren Lebensphasen, also mit der Dauer der Partnerschaft können Ereignisse – wie die Untreue des Partners – und unterschwellig sich kumulierende Entwicklungen negative Selbstreflexionen provozieren. Zweitens: die konstant hohe und noch ansteigende Reflexion positiver Ereignisse, die der Gesamtheit der negativen Selbstreflexionen die Waage hält und sie im 56. Lebensjahr übertrifft.

Die biographische Selbstreflexion über *Kinder* liegt im Modus der Entscheidung und der Entwicklung dauerhaft sehr niedrig. Sie geht im Modus des negativen Ereignisses von 5 Prozent im 30. und 43. Lebensjahr auf 2 Prozent im 56. Lebensjahr zurück. Sie steigt im Modus des positiven Ereignisses von 11 im 30. Lebensjahr auf 16 Prozent im 43. Lebensjahr an, um im 56. Lebensjahr auf drei Prozent zu fallen. Wo überhaupt Entwicklungen sichtbar sind, wird also die Konsolidierungshypothese bestätigt. Die negativen Bewertungen insgesamt gehen von 6 und 7 auf 5 Prozent zurück, so dass die Vergewisserungshypothese tendenziell bestätigt wird. Da über Kinder als Entscheidung nicht nachgedacht wird und es schwer vorstellbar ist, über Kinder als eine Entwicklung nachzudenken, kann über die Vertiefungshypothese nicht geurteilt werden.

Kinder werden so gut wie nie als Entscheidung und fast ausschließlich als Ereignis gesehen. Angesichts der gewachsenen Möglichkeiten, die Zeugung zu kontrollieren und zu planen, erscheint das zunächst erstaunlich. Aber es erklärt sich aus dem Perspektivenunterschied zwischen Planung und Bewertung. Der Kinderwunsch ist eine Entscheidung, deren Folgen nicht immer antizipierbar sind; aber die Geburt eines Kindes ist ein Ereignis, das das Leben verändert hat. Insbesondere das erste Kind bricht gleichsam von außen in ein Leben ein, das bisher in Partnerschaft oder allein geführt wurde. Aber auch weitere Kinder verändern die beruflichen Chancen der Partner und ihre häusliche Arbeitsteilung in einer oft nicht vorausgesehenen Weise (Schulz/Blossfeld 2006: 43), so dass auch sie eher als Ereignis denn als Entscheidung gesehen werden. Im Rückblick wird das Kind zunehmend zum Ereignis, das vieles – zum Bessern wie zum Schlechteren – verändert hat.

Die biographische Selbstreflexion zur *Herkunftsfamilie* nach Modus und Wertung ist in Abbildung 5 dargestellt, die die entsprechende Zeile der Tabelle A1 grafisch darstellt. Sie sinkt zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr in den meisten Modi geringfügig und steigt bei den Ereignissen geringfügig an. Sie steigt zwischen dem 43. und 56. Lebensjahr bei positiven und negativen Ereignissen deutlich an – im Widerspruch zur Konsolidierungs- und Vergewisserungshypothese. Da Entwicklungen mit Blick auf die Herkunftsfamilie kaum reflektiert werden, kann die Verlagerungshypothese nicht geprüft werden.

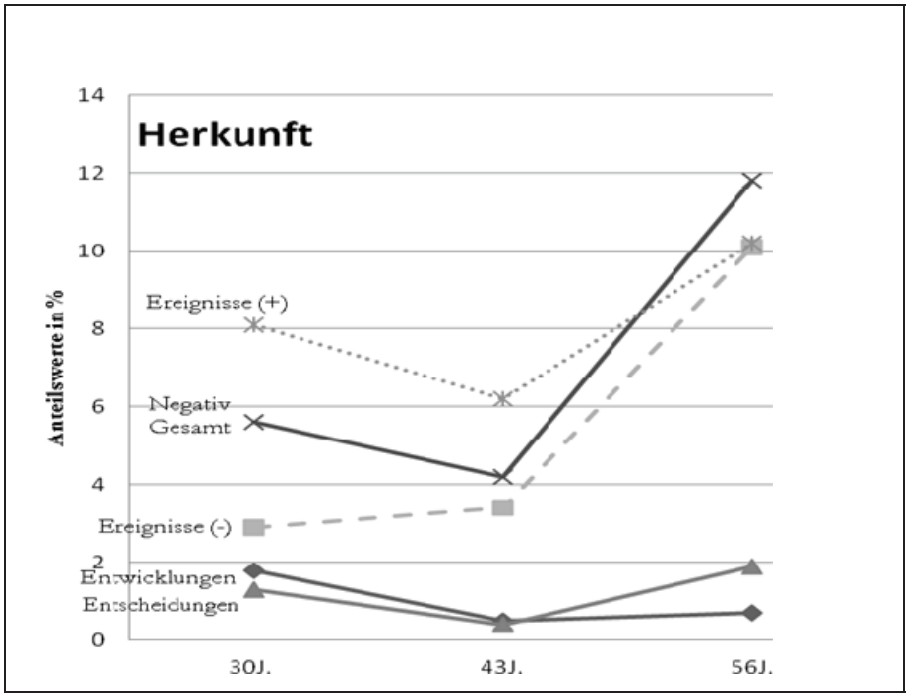

Abbildung 5. Biographische Selbstreflexionen zur Herkunftsfamilie im 30., 43. und 56. Lebensjahr nach Modi und Wertung

Dass Reflexionen über die Herkunftsfamilie im Rückblick auf das mittlere Erwachsenenleben im Modus des Ereignisses sprunghaft ansteigen, ergibt sich aus dem häufigen Auftreten des Todes der Eltern in dieser Lebensphase. Aber der Tod der Eltern wird nicht nur negativ, sondern fast ebenso oft positiv gesehen. Ein biographisch zu erwartender Verlust wird nicht nur erlitten, sondern kann auch als Chance oder Aufgabe verstanden werden.

Die biographische Selbstreflexion von *Krankheit und Anomie* nach Modus und Wertung ist in Abbildung 6 dargestellt, die die entsprechende Zeile der Tabelle A1 grafisch darstellt. Die biographische Selbstreflexion von Krankheit und Anomie steigt in allen Modi und in negativen Wertungen an – im Widerspruch zur Konsolidierungs- und Vergewisserungshypothese. Da Krankheit und Anomie auf die Frage nach Entscheidungen nicht erwähnt werden, ist die Vertiefungshypothese nicht prüfbar.

Krankheit und Anomie steigen nicht nur als negative Ereignisse von 1 auf 6 Prozent (und als negative Reflexionen überhaupt von 9 auf 17 Prozent), sondern auch als positive Ereignisse von 1 auf 7 Prozent an. Sie werden nicht nur als das gesehen, was sie sind: „Adversitäten", sondern sie provozieren auch Widerstand: „Resilienz" (Seery/Holman/Silver 2010). Und sie tun das zunehmend in den aufeinander folgenden Lebensphasen. Wie der Tod der Eltern ist auch die Einschränkung des eigenen Lebens nicht nur Verlust, sondern auch Herausforderung.

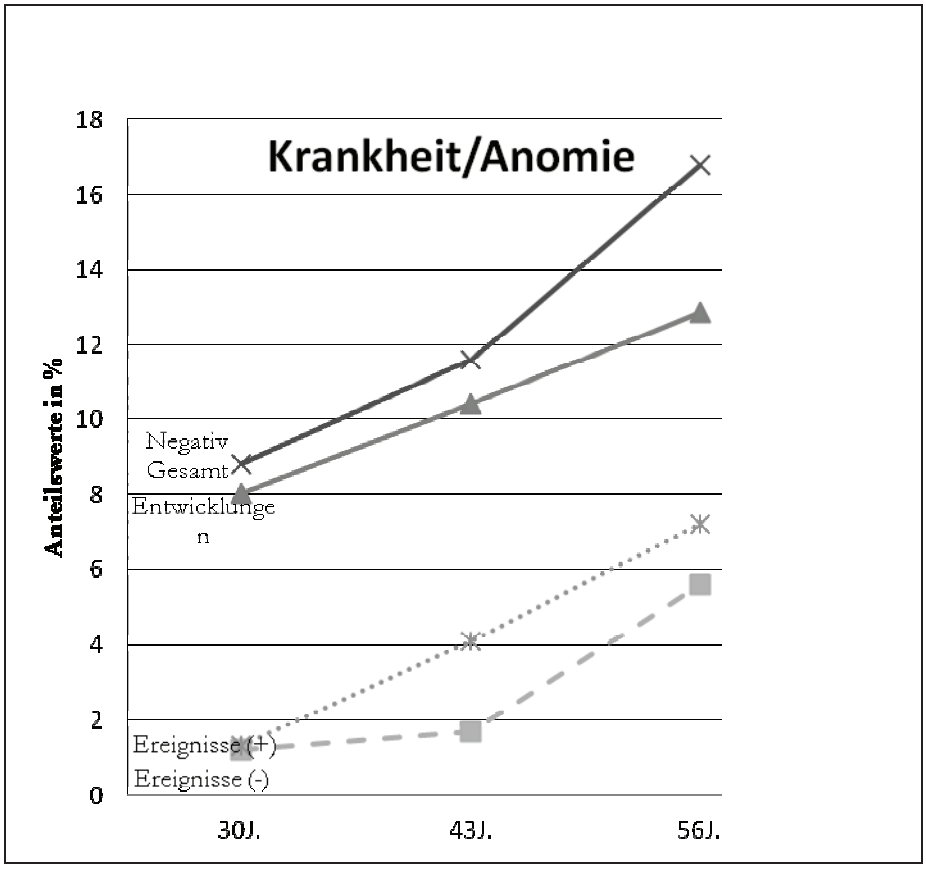

Abbildung 6. Biographische Selbstreflexionen von Krankheit und Anomie im 30., 43. und 56. Lebensjahr nach Modi und Wertung

Bis jetzt wurde Entwicklung der biographischen Selbstreflexion nach Modus und Wertung für verschiedene Inhalte betrachtet. Wenn man die Abbildungen 3 bis 6 zusammen sieht, kann man weiterhin prüfen, ob die überraschende Konstanz der biographischen Selbstreflexion insgesamt in Abbildung 1 sich durch gegenläufige Entwicklungen der Inhalte ergibt. Das gilt in der Tat für den negativen Modus, also der Summe von Entscheidungen, negativen Ereignissen und Entwicklungen. Hinter der Konstanz dieser zusammenfassenden Kategorie verbergen sich deutliche Verschiebungen der Struktur: Die Ausbildung verliert dramatisch, aber der Beruf, die Herkunftsfamilie, die Partnerschaft und Krankheit/Anomie nehmen erkennbar zu.

Schluss: Niveaukonstanz und Strukturwandel

Wenn die Identitätsbildung der Jugend mehr Risiken hat als die Identitätswahrung im Erwachsenenleben, sollte die biographische Selbstreflexion im Übergang von der Jugend ins frühe Erwachsenenalter und vom frühen ins mittlere Erwachsenenalter zurückgehen. Das aber ist nicht der Fall; die *Konsolidierungshypothese* hat sich nicht

bestätigt. Stattdessen sind biographische Selbstreflexionen im 30., 43. und 56. Lebensjahr gleich häufig.

Die Konstanz aller biographischen Selbstreflexionen ergibt sich aus gegenläufigen Entwicklungen der Modi und der Inhalte der biographischen Selbstreflexion. Auch sie aber entsprechen nicht oder nur partiell den Hypothesen. Mit Blick auf die *Vertiefungshypothese* entwickelt sich die biographische Selbstreflexion zwar fort vom Modus der Entscheidung, aber nicht zum Modus der Entwicklung, sondern der Ereignisse. Entgegen der *Vergewisserungshypothese* gehen negative Reflexionen nicht zurück, sondern bleiben konstant. Mit Blick auf die *Verlagerungshypothese* werden zwar wie erwartet biographische Selbstreflexionen über die Ausbildung seltener und über den Beruf häufiger; aber wider Erwarten werden biographische Selbstreflexionen über die Partnerschaft häufiger und über Kinder seltener. Die biographische Selbstreflexion verändert ihre Struktur – aber nur teilweise wie erwartet.

Die biographische Selbstreflexion zwischen Jugend und Lebensmitte ist also durch zweierlei charakterisiert: Niveaukonstanz und Strukturwandel. Sie lässt nicht nach; aber sie verändert ihre Struktur. Sie wird nicht weniger intensiv und endet nicht seltener in negativen Wertungen; aber sie verlagert sich von Entscheidungen auf Ereignisse und von der Ausbildung auf den Beruf; weiterhin rückt zwischen frühem und mittlerem Erwachsenenalter die Partnerschaft in den Vordergrund und die Elternschaft in den Hintergrund; schließlich werden Krankheit und Anomie im eigenen Leben sowie der Tod der Eltern zunehmend bedeutsame Anlässe negativer wie positiver Selbstreflexionen.

Die Niveaukonstanz der biographischen Selbstreflexion über die lange Spanne vom 30. bis zum 56. Lebensjahr widerspricht dem Schluss, den wir aus der Analyse der gleichen Studie nur bis zum 43. Lebensjahr gezogen hatten (Meulemann/Birkelbach 1999, 2001: 289). „Biographizität" (Kohli 1988: 37) ist offenbar kein Privileg der Jugend, sondern Begleiterin des ganzen Lebens. Dennoch deutet der Strukturwandel der biographischen Selbstreflexion darauf, dass die Anlässe sich wandeln. Nicht nur die „permanente… Suche nach der eigenen Individualität" (Kohli 1988: 45) motiviert dazu, über das eigene Leben nachzudenken, sondern auch die natürlichen Grenzen des eigenen und fremden Lebens, also Krankheit, Anomie und Tod. Nicht nur die Konstruktion persönlicher Identität, sondern auch die Bedingungen des menschlichen Lebens überhaupt sind Gegenstand der biographischen Selbstreflexion.

Schließlich bestätigt die Analyse der biographischen Selbstreflexion im Erwachsenalter etwas, worüber wir uns schon bei ihrer Analyse in der Jugend (Meulemann / Birkelbach 1994; Meulemann 1995: 586) gewundert haben: Menschen sind erstaunlich auskunftsbereit, wenn sie über ihr eigenes Leben befragt werden. Nicht nur fühlt man sich sein Leben lag zur Suche nach Identität verpflichtet, man spricht auch gerne mit anderen – und sei es der Interviewer – darüber. Nicht nur ist „Biographizität" eine anerkannte Norm, sondern „biographische Kommunikation" (Fuchs 2000) eine verbreitete Praxis.

LITERATUR

Abels, Heinz (2008): Lebensphase Jugend in: Heinz Abels, Michael-Sebastian Honig, Irmhild Saake und Ansgar Weymann: Lebensphasen – eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 77-157.

Birkelbach, Klaus (1998): Berufserfolg und Familiengründung. Lebensläufe zwischen institutionellen Bedingungen und individueller Konstruktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Birkelbach, Klaus (2011): Ausfälle im Kölner Gymnasiastenpanel 1969-2010: Ursachen und mögliche Folgen für die Datenqualität, in: ders. u.a.: Vor dem Lebensabend – eine dritte Wiederbefragung zu Lebenserfolg und Erfolgsdeutung ehemaliger 16-jähriger Gymnasiasten im 56. Lebensjahr: Erste Analysen, 1-32.

Filipp, Sigrun-Heide (2007): Kritische Lebensereignisse in: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer, 337- 366.

Fuchs, Werner, (2000): Biographische Forschung. 2. Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Greve, Werner (2005): Die Entwicklung von Selbst und Persönlichkeit im Erwachsenenalter, in: Sigrun-Heide Filipp und Ursula M. Staudinger (Hg.): Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters. Göttingen u.a.: Hogrefe, 344-376.

Greve, Werner (2007): Selbst und Identität im Lebenslauf, in: Jochen Brandtstädter und Ulman Lindenberger (Hg.): Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Stuttgart: Kohlhammer, 305-336.

Habermas, Tilmann (2005): Autobiographisches Erinnern, in: Sigrun-Heide Filipp und Ursula M. Staudinger (Hg.): Entwicklungspsychologie des mittleren und höheren Erwachsenenalters. Göttingen u.a.: Hogrefe, 683-713.

Hurrelmann, Klaus (1974): Lebensphase Jugend, 7. Auflage. Weinheim: Juventa.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.

Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrandt (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Westdeutscher Verlag, 33-54.

Meulemann, Heiner (1995): Die Geschichte einer Jugend. Lebenserfolg und Erfolgsdeutung ehemaliger Gymnasiasten zwischen dem 15. und 30. Lebensjahr. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Meulemann, Heiner (2001): Einleitung: Erwachsenwerden als Übergang von Identitätsbildung zu Identitätswahrung, in: Heiner Meulemann, Klaus Birkelbach und Jörg Otto Hellwig (Hg.): Ankunft im Erwachsenenleben - Lebenserfolg und Erfolgsdeutung in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten zwischen 16 und 43. Opladen: Leske und Budrich, 11-33.

Meulemann, Heiner und Klaus Birkelbach (1994): Mein Leben als mein Thema – auch für andere. Biographische Reflexion über das Heranwachsen bis zum 30. Lebensjahr bei ehemaligen Gymnasiasten, in: Zeitschrift für Pädagogik 40, 447-471.

Meulemann, Heiner und Klaus Birkelbach (1999): „Biographizität" ist das Privileg der Jugend. Der Wandel der biographischen Selbstreflexion bei ehemaligen Gymnasiasten zwischen dem 30. und 43. Lebensjahr, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 12, 169-190.

Meulemann, Heiner und Klaus Birkelbach (2001): „Biographizität" ist das Privileg der Jugend in: Heiner Meulemann, Klaus Birkelbach und Jörg Otto Hellwig (Hg.): Ankunft im Erwachsenenleben - Lebenserfolg und Erfolgsdeutung in einer Kohorte ehemaliger Gymnasiasten zwischen 16 und 43. Opladen: Leske und Budrich, 233-257.

Meulemann, Heiner und Klaus Birkelbach (2012): Herausforderungen und Bewältigungsstrategien. Lebenserfolg und Selbstbestimmung als Determinanten der biographischen Selbstreflexion zwischen dem 30. und 56. Lebensjahr. Manuskript: Köln.

Nauck, Bernhard (2001): Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children" als spezielle Handlungstheorie des generativen Verhaltens und von Generationsbeziehungen, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53, 407-435.

O'Rand, Angela (1996): Linking Social Structures to Personal Development in: Ansgar Weymann und Walter R. Heinz (Hg.): Society and Biography. Interrelationships between Social Structure, Institutions and the Life Course. Weinheim: Juventa, 67-81.

Parsons, Talcott and Edward Shils (1951): Values, Motives, and Systems of Action. in: dies. (Hg.): Toward a General Theory of Action. Theoretical Foundations for the Social Sciences. New York: Harper. 47-278.

Schulz, Florian und Peter Blossfeld (2006): Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 58, 23-49.

Seery, Mark D., E. Allison Holman and Roxane Cohen Silver (2010): Whatever does not kill us: Cumulative Lifetime Adversity, Vulnerability, and Resilience, in: Journal of Personality and Social Psychology 99, 1025-1041.

Weymann, Ansgar (2008): Lebensphase Erwachsenenalter, in: Heinz Abels, Michael-Sebastian Honig, Irmhild Saake und Ansgar Weymann: Lebensphasen – eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 157- 234.

Anhang

Tabelle A1: Biographische Selbstreflexion nach Modus, Wertung und Inhalt, im Alter von 30, 43 und 56 Jahren (n= 1301): Phasenspezifische Angaben

	Negativ												Positiv			Alle		
	Entscheidungen			Ereignisse			Entwicklungen			Negativ Gesamt			Ereignisse					
	30J.	43J.	56J.	30J.	43J.	56J.	30J.	43J.	56J.	30J.	43J.	56J.	30J.	43J.	56J.	30J.	43J.	56J.
1 Ausbildung	29,5	9,8	0,4	0,9	0,0	0,1	5,9	0,5	0,2	32,8	10,1	0,7	4,7	1,5	0,7	35,4	11,5	1,4
2 Beruf	2,6	7,0	7,6	1,6	4,9	4,2	10,1	18,2	20,0	13,3	25,5	27,2	7,0	11,9	11,4	18,8	33,1	33,7
Summe 1+2	33,3	16,6	7,9	2,5	4,9	4,3	15,7	18,5	20,1	40,3	32,0	27,5	11,1	13,1	12,0	46,3	39,7	34,3
3 Herkunftsfamilie	1,8	0,5	0,7	2,9	3,4	10,1	1,3	0,4	1,9	5,6	4,2	11,8	8,1	6,2	10,2	13,4	9,9	20,6
4 Partnerschaft	6,8	6,5	2,8	3,2	4,4	8,3	6,2	11,4	13,1	12,9	17,9	19,6	14,8	15,2	22,6	24,0	27,4	34,6
5 Kinder	0,9	1,7	1,3	4,8	4,6	1,6	0,5	1,2	2,1	5,9	7,0	4,7	10,6	15,7	2,5	16,0	21,8	6,8
6 Konflikt Beruf/Familie							2,5	4,1	2,3	2,5	4,1	2,3				2,5	4,1	2,3
Summe 4+5+6	7,6	8,0	4,1	7,9	8,8	9,6	9,1	15,8	16,1	19,5	26,1	24,1	23,2	27,9	24,5	36,4	44,8	39,4
7 Soz. Kontakte				0,2	1,0	1,1	1,4	3,0	2,5	1,5	3,8	3,5	1,8	2,8	2,2	3,3	6,5	5,2
8 Krankheit /Anomie				1,2	1,7	5,6	8,0	10,4	12,9	8,8	11,6	16,8	1,3	4,1	7,2	9,9	14,6	21,8
9 Wehr/Zivildienst	2,5	0,0	0,0	0,5	0,0	0,0	0,5	0,0	0,0	3,1	0,0	0,0	1,9	0,1	0,0	4,8	0,1	0,0
10 Sonstiges	2,4	5,0	5,7	0,0	2,9	1,6	0,4	0,2	1,2	2,8	7,5	8,1	0,2	5,7	6,2	3,0	12,8	13,6
Summe 7+8+9+10	4,8	5,0	5,7	1,9	5,4	8,0	10,1	13,1	15,0	15,1	20,3	24,8	5,2	12,0	14,5	18,7	28,8	34,7
Alle	40,0	25,9	14,4	14,3	20,1	28,4	34,5	39,4	39,4	60,1	58,5	57,7	41,4	45,8	47,1	75,4	73,8	74,8
n (fehlende Werte)	5	8	17	7	5	6	5	6	9	3	0	0	7	5	6	3	0	0

Leere Zelle: Kategorie nicht vorgesehen

Zeitzeugenschaft im Wandel

Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtskulturellen Paradigmas in Kontexten von ‚NS-Vergangenheitsbewältigung' und ‚DDR-Aufarbeitung'

Christian Ernst und Peter Paul Schwarz

Zusammenfassung

Zeitzeugen[1] erscheinen als selbstverständlicher Bestandteil heutiger ‚Erinnerungs'- und ‚Geschichtskultur'. Jedoch ist das Wort ‚Zeitzeuge' eine sprachliche Neubildung, die erst seit Mitte der 1970er Jahre in der Bundesrepublik nachweisbar ist und erstmals 1991 im „Einheitsduden" lexikalisiert wurde. Der Begriff und die mit ihm verbundenen Erscheinungsformen und Praxen von ‚Zeitzeugenschaft' sind heterogen und befinden sich in kontinuierlichem Wandel. Sie bauen auf jahrhundertelangen kulturellen Traditionen von Zeugenschaft auf und haben sich im Rahmen zeitgeschichtlicher Diskurse seit 1945 durch Wechselwirkungen zwischen den Bereichen Forschung, Justiz, Medien und Pädagogik ausgeformt und differenziert. Die Entwicklung von Formen und Funktionen von Zeitzeugenschaft in Kontexten der ‚NS-Vergangenheitsbewältigung' und der ‚Aufarbeitung' und ‚Vermittlung' der DDR-Geschichte wird in diesem Beitrag in einer Zusammenschau von Forschungsliteratur und ersten Ergebnissen des Projekts „Arbeit mit Zeitzeugen zur DDR-Geschichte in der außerschulischen Bildung"[2] nachvollzogen, um daraus Schlussfolgerungen für die Oral History

1 Zur besseren Lesbarkeit wird in diesem Beitrag auf eine genderkorrekte Schreibweise verzichtet. Selbstverständlich sind stets alle Geschlechter eingeschlossen.

2 Dieses von der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung geförderte Praxisforschungsprojekt führt der Potsdamer Bildungsträger Zeitpfeil e.V. in Kooperation mit dem Bildungswerk der Humanistischen Union NRW, dem Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, dem Lehrstuhl für Geschichtsdidaktik der Universität Potsdam und weiteren Partnern durch. Das Projekt verfolgt das Ziel, ein wissenschaftlich und didaktisch fundiertes Praxisbuch zur pädagogischen Arbeit mit Zeitzeugen zur DDR- und (deutsch-)deutschen Geschichte nach 1945 zu erarbeiten, da Literatur und Fortbildungen zur Zeitzeugenarbeit meist auf Erfahrungen in der Arbeit mit NS-Zeitzeugen beruhen und hier veränderte geschichtspolitische Rahmenbedingungen und mediale Entwicklungen seit 1989/90 noch nicht systematisch analysiert wurden. Im Rahmen des Projekts wurden in einer Literaturauswertung einerseits historische Entwicklungslinien von Zeitzeugenschaft und geschichtsdidaktische Konzepte erarbeitet. Andererseits wurden durch empirische Praxisforschung aktuelle Tendenzen in Bezug auf Themen, Konzepte und didaktische Arrangements sowie Problematiken und innovative Ansätze in der Bildungsarbeit mit Zeitzeugen herausgearbeitet. Dazu wurden in Zusammenarbeit mit den Projektpartnern Angebots- und Programmanalysen, Studien zur Arbeit mit Zeitzeugen an Lernorten in Berlin und Brandenburg, teilnehmende Beobachtungen in Veranstaltungen, Seminaren und Exkursionen politischer Bildung sowie Studien zur Präsentation von Zeitzeugenaussagen in Internetportalen und historischen Ausstellungen durchgeführt. Erste Ergebnisse sind bereits im Werkheft „Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte", hg. vom Bildungswerk der Humanistischen Union NRW und dem Zeitpfeil-Studienwerk Berlin-Brandenburg (2012) publiziert worden. Wir danken allen

 © Verlag Barbara Budrich

und die Arbeit mit Zeitzeugen abzuleiten. Dabei wird deutlich, dass sich die Funktionen und Formen des ‚Einsatzes von Zeitzeugen' seit den 1990er Jahren durch Offizialisierungsprozesse der ‚Erinnerungskultur' bei gleichzeitiger Differenzierung im Zeichen des Medienwandels im ‚digitalen Zeitalter' stark verändert haben. Um die vielschichtigen Voraussetzungen und Prozesse von Zeitzeugenarbeit angemessen beschreiben zu können, wird eine begriffliche Unterscheidung von impliziter und expliziter Zeitzeugenschaft vorgeschlagen.

1. Dimensionen und Traditionen von Zeugenschaft

‚Zeitzeugenschaft' beinhaltet die philosophisch und kulturgeschichtlich aufgeladenen Begriffe ‚Zeuge' und ‚Zeugnis, die seit der antiken Philosophie Gegenstand erkenntnistheoretischer Debatten sind. Zeugenschaft ermöglicht die Weitergabe und Aufnahme von Informationen aufgrund individueller Wahrnehmungen und Erfahrungen. Dem so erzeugten *Zeugniswissen* kommt ein besonderer epistemologischer Status zu, denn Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Wertigkeit des Zeugnisses können nicht vorausgesetzt werden, sondern werden innerhalb institutioneller Rahmenbedingungen durch soziale Praxen und diskursive Regeln bestimmt. Deren Notwendigkeit erklärt sich auch dadurch, dass Zeugenschaft konstitutiv ist für kulturelle Prozesse wie Rechtsprechung, Traditionsbildung oder Wissensvermittlung (vgl. Scholz 2011, 23-45). Zeugenschaft ist damit komplex und unterliegt historischem Wandel.

Die Ursprünge von Zeugenschaft werden allgemein auf die Bereiche Recht und Religion zurückgeführt. Aleida Assmann leitet hiervon „vier Grundtypen der Zeugenschaft" ab (Assmann 2007). Der lateinische Begriff *testis* verweist auf eine dritte Instanz gegenüber zwei Parteien und damit auf den *juridischen Zeugen*, der in eine formalisierte Prozedur der Wahrheits- und Urteilsfindung eingebunden ist. In der abendländischen Rechtsgeschichte wurde schon früh die Aussagekraft von ‚Augenzeugen' und ‚Ohrenzeugen' unterschiedlich gewichtet. Darüber hinaus entschieden soziale Kriterien (z. B. Geschlecht und Stand), wer überhaupt als Zeuge zugelassen wurde (vgl. auch Scholz 2011, 23-47). Der *religiöse Zeuge* (vgl. auch von Lüpke 2004, 1325–1330) bezieht sich auf den griechischen Begriff *martys*, den Märtyrer, der für seinen Glauben sein Leben gibt. Mit seinem Opfertod werden Sinn- und Gemeinschaftsstiftung verbunden: „Aus dem ‚Sterben an' wird so ein ‚Sterben für' [eine höhere göttliche Instanz]". Es bedarf jedoch eines „zweiten Augen-Zeugen", um die Kunde von diesem Märtyrertod weiterzutragen und das Martyrium so überhaupt erst entstehen zu lassen. Daraus leiten sich religionsgeschichtlich zwei grundlegende Akte ab: „das Bekennen [durch den Märtyrer] und das Bezeugen des Bekenntnisses", zum Beispiel durch die sekundäre Zeugenschaft der Evangelisten (Assmann 2007, 37 f.). Der *historische Zeuge* hat seine Vorläufer wiederum in der Figur des Boten der Antike. Als „Überlebender" und zugleich „Noch-Lebender" fungiert er in der Geschichtsschreibung zugleich als Wissensquelle und subjektiv gespiegelter ‚Weitervermittler' vergangener historischer Ereignisse (ebd., 39-41). Diese Doppelrolle findet sich in antiken Geschichtsdarstellungen wie der von Thukydides über den Peloponnesischen Krieg oder in Herodots *Historien*, wenn sich „eigenes Miterleben mit objektiven, nachprüfbaren Schilderungen des Geschichtsverlaufes auf der Grundlage urkundlicher

Kooperationspartnern für hilfreiche Hinweise und vor allem unserer Kollegin Susanne Schäffner für wertvolle Zuarbeiten bei der Erarbeitung dieses Aufsatzes.

Quellen“ verbindet (Metzler 2004, 19 f.). Neben diesen drei auf die Antike zurückgehenden Typen postuliert Assmann im Anschluss an den israelischen Philosophen Avishai Margalit einen erst im Zuge des Shoah-Gedenkens entstandenen vierten Grundtyp: das Opfer traumatischer Gewalterfahrung als *moralischer Zeuge*. Dieser verbinde Eigenschaften der beschriebenen drei Grundtypen. Jedoch steht sein Zeugnis im Gegensatz zum juridischen Zeugen weniger im Dienst einer Anklage, sondern ist vielmehr mit einer Totenklage verbunden. Als Überlebender zeugt er nicht primär durch seine Aussagen, sondern qua seiner körperlichen Präsenz für die Ermordeten und die organisierte Verletzung menschlicher Würde; aus seinem Zeugnis lassen sich jedoch weder Sinn noch Gemeinschaft ableiten. Seine Mission sei ein ethischer Appell an eine nicht festgelegte moralische Gemeinschaft. Empathische Rezeption trägt laut Assmann dazu bei, dass die „sekundäre Zeugenschaft von einer Gesellschaft angenommen wird, die die traumatische Vergangenheit nachträglich mit Formen der politischen Verantwortung und einer Erinnerungskultur bearbeitet, die die Empathie und Solidarität mit den Opfern in den Mittelpunkt stellt“ (Assmann 2007, 41-43).

Die in der Definition ‚moralischer Zeugenschaft‘ sichtbaren Zuschreibungen zeigen eine normative Definition von ‚Zeitzeugenschaft‘ auf, die auf der Grundlage einer homogenisierenden Konstruktion einer „deutschen Erinnerungskultur“ erfolgt. Assmanns Typologie baut daher weniger auf einer Kulturgeschichte als auf einer Kulturalisierung von Zeugenschaft auf. Und dies, obwohl von Assmann selbst Zeugenschaft als ein performativer Akt definiert wird, „der eingebunden ist in spezifische kulturelle Rahmenbedingungen, die im Vorhinein bestimmte *scripts* festlegen für die Rollen dieser Interaktion sowie die Auswahl dessen, was zur Sprache gebracht wird, und die Art und Weise, wie dies zu geschehen hat und zu deuten ist“ (Assmann 2007, 34). Gerade dies verweist ja auf Voraussetzungen und Zulassungsschranken, die Rolle der Adressaten und heterogene Funktionen von ‚Zeugenschaft‘. Unter solchen Aspekten lässt sich die dynamische Entwicklung von ‚Zeitzeugenschaft‘ analysieren; jedoch nicht auf der Folie eines abstrahierenden und national generalisierenden Konzepts von ‚Erinnerungskultur‘, sondern in Bezug auf konkrete Kontexte zeitgeschichtlicher Auseinandersetzung, im Rahmen derer Konzepte und Praxen von ‚(Zeit)zeugenschaft‘ – durchaus unter Rückgriff auf kulturelle Traditionen – dynamisch konstruiert und etabliert sowie mit Zuschreibungen und Funktionalisierungen versehen werden.

2. (Zeit)zeugenschaft und Kontexte der NS-‚Vergangenheitsbewältigung‘

Hans Rothfels definierte 1953 Zeitgeschichte als die „Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung“ (Rothfels 1953, 2). Diese Definition impliziert, dass ihr Gegenstandsbereich nicht eine abgeschlossene Epoche, sondern ein sich ständig verschiebendes, beidseitig offenes Zeitintervall darstellt. Man könnte auch formulieren: keine Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Das bedeutet, dass auf der einen Seite die NS-Zeit bald aus dem Horizont der Zeitgeschichte heraustritt, auf der anderen Seite die Zeit nach 1989/90 zum Gegenstand zeitgeschichtlicher Auseinandersetzung geworden ist. Diese Prozesse beschränken sich aber nicht auf den Bereich der Wissenschaft; vielmehr sind sie als Teil einer – die Wissenschaft umfassenden – Zeitgeschichtskultur[3] zu sehen. Die Formierung und fortlaufende Ausdifferenzierung des

3 Der von der Geschichtsdidaktik entwickelte und mittlerweile ausdifferenzierte Begriff der ‚Geschichtskultur‘ wird hier dem kulturwissenschaftlichen Begriff der ‚Erinnerungskultur‘ vorgezogen (vgl. auch

Begriffs und Phänomens des ‚Zeitzeugen' nach 1945 ist damit unmittelbar verknüpft. Zeitgeschichte, die mit ihr verbundene Geschichtskultur und Zeitzeugenschaft stehen in einem dynamischen Wechselverhältnis.

Zu fragen ist, ob dieser Zusammenhang nur für die Bundesrepublik gilt. Zwar wurde die Zeitgeschichte als Begriff und Disziplin nach 1945 auch in der DDR institutionalisiert[4]. Der Begriff ‚Zeitzeuge' war jedoch im offiziell-öffentlichen DDR-Geschichtsdiskurs unüblich. Silke Satjukow zufolge gab es aber „eine Infrastruktur von Zeitzeugenschaft in der DDR" (Satjukow 2012, 204). So lässt sich unmittelbar nach Ende des Krieges 1945 eine geschichtspolitische Indienstnahme der entlassenen politischen Häftlinge für Ideologie und Propaganda belegen. Im Rahmen der Etablierung und Tradierung des antifaschistischen Gründungsnarrativs kam insbesondere den kommunistischen Widerstandskämpfern eine wichtige Erziehungsfunktion zu. Zu nennen sind ihre Rolle in Medien und Literatur, ihr Einfluss und ihr Auftreten in staatlichen Gedenkstätten (Leo 1998) sowie die Einbindung sogenannter „Veteranen" in Schulen oder Zeremonien der Jugendweihe (Kößler 2007, 183). Zu diesen Zwecken wurden von den SED-Stadtleitungen kontrollierte Register angelegt. Ganz bewusst kamen beim Einsatz von „Veteranen" Strategien der Emotionalisierung zum Tragen, um auf diese Weise Akzeptanz und Loyalität bei den Adressaten erzeugen zu können. Dennoch gab es Spielräume für subjektive, nicht vollständig mit offiziellen Geschichtsdeutungen kongruente Perspektiven (Satjukow 2012, 210-213). Es ist aber insgesamt davon auszugehen, dass sich Konzepte und Praxen von (Zeit-)Zeugenschaft in der DDR anders entwickelt haben, als es im Folgenden für die Bundesrepublik aufgezeigt wird, auch wenn sich immer wieder Verflechtungen und Parallelen zeigen, wie sie z.B. in Zeugenschaftskonstruktionen des Widerstands sichtbar werden, die auf beiden Seiten in unterschiedlichen Kontexten unter dem Vorzeichen der Begriffe ‚Märtyrer' und ‚Blutzeuge' im Rückgriff auf religiöse Traditionen erzeugt wurden (vgl. Peitsch 2008). Trotz solcher Parallelen und Verflechtungen ist davon auszugehen, dass in Ostdeutschland nach 1990 zunächst ein anderes Vorverständnis des Begriffs ‚Zeitzeuge' existierte. Gleichsam sind die im Folgenden dargestellten bundesrepublikanischen Entwicklungen in den Kontexten Geschichtswissenschaft, Justiz, Medien und Bildung in vielfältiger Weise mit deutsch-deutschen Diskursen verbunden.

Die Entstehung der Zeitgeschichte als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik nach 1945 war zunächst auf die wissenschaftliche Aufarbeitung des Nationalsozialismus fokussiert[5]. Neben der Darstellung der Fakten ging es vor allem darum, die jeweilige Gegenwart in Beziehung zu setzen mit den historischen Prozessen, um Räume für (Gegenwarts-)Reflexionen zu eröffnen. Dass der Zeithistoriker selbst zugleich immer auch Zeuge seiner Zeit ist, prägte das Selbstverständnis vieler Historiker der unmittelbaren Nachkriegszeit (z.B. Hans Rothfels und Theodor

---

Hasberg 2006), weil der gesellschaftliche Umgang mit Geschichte nicht auf die Funktion des Erinnerns und damit verbundene Identitätsbildung beschränkbar ist. ‚Erinnerungskultur' bzw. ‚Gedenkkultur' kann somit als Teil von ‚Geschichtskultur' als komplexes Beziehungsgeflecht verschiedener, nicht abgeschlossener sozialer, politischer und medialer Kontexte angesehen werden.

4 So wurde 1949 das Deutsche Institut für Zeitgeschichte in Ostberlin gegründet, das bis 1971 bestand.

5 Die auf Betreiben der Alliierten gegründete empirische Zeitgeschichtsforschung institutionalisierte sich in der Bundesrepublik mit der 1949 erfolgten Gründung der ersten Forschungseinrichtung zur NS-Zeit, dem Institut für Zeitgeschichte (IfZ).

Eschenburg) und wurde als produktiv begründet, denn „eigene[s] Miterleben und Kenntnis der Zeitatmosphäre“ könnten zur „wissenschaftl[ichen] Erhellung“ beitragen. Hierbei gehörte erklärtermaßen aufgrund des Mangels an Dokumenten und Materialien die „Befragung von Zeugen […] zu ihren Hilfsmitteln“ (Bayer/Wende 1995, 587-588). Das Institut für Zeitgeschichte begann 1951 unter der Rubrik *Zeugenschrifttum* mit dem Aufbau einer umfassenden Quellensammlung, die sich vor allem aufgrund der Annahme einer spezifischen Expertenschaft auf ehemalige NS-Militärs konzentrierte. Der Rückgriff auf Expertenwissen von Täterseite und das eigene Verständnis des Zeithistorikers als „Fachmann und Interpret seiner Biografie und seiner eigenen Zeit“ präfigurierte Verständnisse von Zeitzeugenschaft im Kontext der Geschichtswissenschaft (Steinbacher 2012, 146).

Die jüngere Generation der Historiker (z.B. Martin Broszat) betrachtete sich „nicht selbst als Zeitzeugen“ und sah in der Strukturgeschichte eine methodisch angemessene Vorgehensweise zur Analyse des Nationalsozialismus. Damit einher ging eine „methodische Skepsis“ gegenüber Zeugnissen sowohl von NS-Tätern wie auch von Überlebenden. Für diese Historikergeneration waren Zeitzeugen keine Quelle bzw. deren Ersatz mehr, sondern Ergänzung, denn innerhalb der Strukturgeschichte „diente das Zeitzeugnis der Forschung als Ergänzung und Korrektiv.“ (Steinbacher 2012, 153-154). Die „Kontroverse“ des Historikers und Holocaust-Überlebenden sowie Initiators der Gedenkstätte *Haus der Wannsee-Konferenz* Joseph Wulf mit dem Institut für Zeitgeschichte und Broszat „um den deutschen Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität gegenüber einer angeblich nur subjektiven jüdischen Erinnerung, mit der Konsequenz, daß man Dokumenten und Aussagen der Täter mehr vertraute als denen der Opfer“ (Schoenberner 2006, 26) ist eine wichtige Auseinandersetzung in der Entwicklung des Umgangs mit der NS-Vergangenheit. Die Oral History-Forschung, die sich in den 1980er Jahren in der Bundesrepublik[6] etablierte, musste sich gegen ähnliche Vorwürfe seitens strukturgeschichtlicher und politikgeschichtlicher Schulen behaupten (Plato 2011, 42-43).

Die Geschichte der Oral History ist eine transnationale. Ihre Wurzeln liegen in den USA der 1930er Jahre. In den 1960er und 1970er Jahren erhielt die Oral History Relevanz und Impulse im Rahmen des *New Social History Movements*; in Verbindung mit der Bürgerrechtsbewegung kam es zu einer Politisierung, und der Blick wurde weg von den Eliten hin zu alltagsgeschichtlichen Fragestellungen und breiteren sozialen Gruppen gelenkt (Grele 2007, 30-32). Dabei wurde das Instrumentarium der Oral History auch für zivilgesellschaftliches Engagement nutzbar gemacht. In Europa begann sich die Oral History unter vergleichbaren Vorzeichen als Methode in den 1970er Jahren akademisch zu etablieren (Wierling 2003, 82-88) und verband sich in den 1980er Jahren mit Formen zivilgesellschaftlichen Engagements, insbesondere mit den Geschichtswerkstätten der sich rasch aus Skandinavien verbreitenden *Dig where you stand*-Bewegung.

Das programmatische Ziel der Oral History in der Bundesrepublik war es zunächst, „diejenigen ins Geschichtsbild zu holen, die nicht im Rampenlicht gestanden haben“, z.B. Arbeiter und Widerständler. Eine solche Geschichte „von unten“ richtete sich thematisch gegen die etablierte Geschichtswissenschaft, sowohl gegen die domi-

6 Methoden der Oral History fanden „zumindest als offenes Verfahren“ keinen Eingang in die DDR-Geschichtswissenschaft (Wierling 2003, 85).

nierende Totalitarismustheorie als auch gegen die als fortschrittlich geltende Struktur- und Sozialgeschichte der Bielefelder Schule. Kritisiert wurde der Fokus auf „die Männer, die Geschichte machen" und eine Geschichtsschreibung „ohne [...] Mitwirkung der Betroffenen". Die Oral History vertrat somit den Anspruch, zur Demokratisierung der Gesellschaft beizutragen (Niethammer 1980, 7-26, zur Kritik an der Bielefelder Schule in diesem Zusammenhang vgl. Plato 2011, 37). Ihre Wirkung entfaltete die Oral History jedoch nicht vorrangig im akademischen Raum, sondern zivilgesellschaftlich in Verbindung mit einem breiten Netz von Geschichtswerkstätten, die sich seit den späten 1970er Jahren in der gesamten Bundesrepublik ausbildeten. Diese schufen „systematisch eine Form von Gegenöffentlichkeit" und trugen zur Sichtbarkeit von Themen und Gruppen bei, „die in der oft apologetischen Meistererzählung nicht vorkamen." (Wierling 2008, 31). Zugleich wirkte die Oral History mittels der Geschichtswerkstätten durch öffentliche Veranstaltungen und Begegnungen mit Zeitzeugen sowie durch Projekte mit Schulen auch auf die pädagogische Praxis und nicht zuletzt die Gedenkstättenpädagogik. Dies führte dazu, dass auch Gespräche mit Zeitzeugen oft unter dem Begriff der Oral History subsumiert werden und umgekehrt der Begriff des Zeitzeugen Einzug in die Oral History-Forschung gehalten hat.

Dies blendet jedoch die methodische Entwicklung der Oral History aus, die zugleich „[einen] Quellentypus und [eine] Methode" (Wierling 2003, 81) bezeichnet. Diese Doppelbedeutung schlägt sich auf den Status des Zeitzeugen und seinen Quellencharakter nieder, der als „Partner der Quellenproduktion" Subjekt, aber als „Gegenstand der Beobachtung des Interviewers" auch Objekt ist (vgl. Leh 2000, 68). Wichtig ist hier, dass die Oral History nicht den Zeitzeugen selbst als historische Quelle betrachtet, sondern das dokumentierte (meist qualitative) Interview. Damit verbunden sind tiefgreifende Debatten um Erinnerung nicht nur „als bloße Methode" und Quelle der Oral History, sondern auch als ihr Forschungsgegenstand" (Thomson 2007, 23). Hier geht es „um die Verarbeitung von Geschichte und die Nachwirkung früherer Erlebnisse auf gegenwärtige Haltungen und Handlungen" (Plato 2011, 48). Die Oral History ist sowohl als wichtiger Kontext für die Etablierung von Zeitzeugen in der Geschichtswissenschaft (vgl. auch Keilbach 2008, 192-202) als auch aufgrund ihrer zivilgesellschaftlichen Anschlüsse und deren öffentlicher Wirkung als ein wichtiger Einflussfaktor für den Einsatz von Zeitzeugen in den Medien und im pädagogischen Bereich zu sehen.

Diese von der Geschichtswissenschaft ausgehende Entwicklung lässt sich aber nicht abgekoppelt von Veränderungen in der Funktion von Zeugen in der justiziellen Aufarbeitung und Bewältigung des Nationalsozialismus verstehen. Im ersten großen NS-Prozess in Nürnberg 1945/46 war die Anklage vorrangig auf die vorhandenen Dokumente gestützt; Zeugenaussagen wurden einbezogen, um Dokumente zu beglaubigen und so zu juristischen Beweismitteln werden zu lassen (vgl. Keilbach 2008, 138-139). Eine öffentliche und gesellschaftliche Wirkung entfaltete diese Form von Zeugenschaft vor Gericht im Gegensatz zu den Holocaust-Prozessen in den 1960er-Jahren aber kaum. Diese stehen in Zusammenhang mit einem einsetzenden gesellschaftlichen Wandel und der Forcierung und verstärkten Politisierung der Vergangenheitsaufarbeitung (vgl. Kleßmann 1997, 179-185). Bereits im Eichmann-Prozess 1961 in Jerusalem lässt sich eine Wechselbeziehung zwischen der medialen Wirkung und der Herausbildung einer „neue[n] Präsenz von Zeitzeugen im Gerichtssaal" (Bösch 2008, 58) aufzeigen, die sich im Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963 bis 1965 fort-

setzte. Die Frankfurter Anklage fußte hauptsächlich auf den Aussagen von 356 Überlebenden und auf Gutachten der empirischen Zeitgeschichtsforschung (Frei 2009, 194). Nicht allein in der Bundesrepublik, sondern auch für die DDR waren beide Prozesse von großer Bedeutung und werden als Zäsur gewertet (Hartewig 2001, 45; Wolfrum 2002, 121), die die NS-Aufarbeitung im deutsch-deutschen Kontext politisiert, das öffentliche Interesse an der jüngsten deutschen Vergangenheit befördert und für die Thematik des Holocaust sensibilisiert hat.

Die Bedeutung der Prozesse für die Formierung von ‚Zeitzeugenschaft' hängt eng mit der Medialisierung und der öffentlichen Wirkung beider Prozesse zusammen. Zwar hatten die Zeugen auch hier eine maßgebliche Beglaubigungsfunktion für das Belastungsmaterial inne, doch es fand insofern eine Verschiebung statt, als nun „ihre Aussagen […] selbst juristisches Beweismittel" geworden waren (Keilbach 2008, 146-147), wobei ihre Beweiskraft durchaus kontrovers beurteilt wurde und ihre juristische Wirkung im Nachhinein unterschiedlich bewertet wird (vgl. Yablonka 2012, 190-196; Keilbach 2008, 142-147). Die Rolle der Zeugen im Eichmannprozess war nicht nur als juristische, sondern auch als didaktische angelegt, um „mit der Öffentlichkeit in einen Dialog zu treten, damit alles im Gedächtnis bleibe, der kollektive Erinnerungsprozess geformt und die Geschichte des Holocaust für künftige Generationen aufgezeichnet würde" (Yablonka 2012, 181). Diese Wirkung sollte durch körperliche Präsenz und die emotionale Wirkung von Einzelschicksalen erreicht werden. Dies wird von Annette Wieviorka als Ausgangspunkt für einen „neuen Typ von Zeugenschaft" beurteilt, der nicht mehr auf eine Quelle für Fakten reduzierbar gewesen sei. Die Überlebenden fungierten nicht länger nur als Wissensträger, sondern verkörperten nun Erfahrung und Erinnerung (Wieviorka 1999, 138). Auf diese Weise konnten sie aufgrund einer breiten öffentlichen Wahrnehmung eine authentische Vermittlungsleistung zwischen Vergangenheit und Gegenwart erbringen. Andree Michaelis weist dabei auf die „authentifizierende" Inszenierung und Funktionalisierung der Zeugnisse in den Prozessen hin, die „gerade nicht die Autorität einer ihnen eigenen autonomen Authentizität anerkannt" habe (vgl. Michaelis 2011, 274). In jedem Fall aber lassen sich die Prozesse als Entstehungskontext und als wichtiger Ausgangspunkt der „Medialisierung der Figur des Zeitzeugen" beschreiben (de Jong 2011, 254), die aufgrund der massenmedialen Dynamik des Fernsehens und der Mediengesellschaft bis heute prägend ist.

Die Film- und Fernsehkarriere des Zeitzeugen[7] ist dabei verbunden mit den sich wandelnden Rahmenbedingungen, Formaten und Funktionen von Geschichtsdokumentationen. In frühen Dokumentarfilmen gerade im Kontext der Re-Education hatten individuelle Perspektiven bis Ende der 1950erJahre „eine geringe Bedeutung" (vgl. Bösch 2008, 53-55). Gelegentlich wurden – wie in der Presse – Augenzeugen bzw. Tatzeugen eingebunden, die eine reine Beglaubigungsfunktion innehatten (Keilbach 2008, 139). In den 1960er Jahren bildete sich das Muster der „Experten- und Erklärdokumentationen" heraus, das die Geschichtsdarstellung im Fernsehen bis Ende der 1970er Jahre prägte. Ihr „Aufklärungsgestus" (Fischer 2008, 36) war weniger auf die eindringliche Konfrontation mit Fakten als auf Reflexion und Einordnung ausgerichtet. In diesen Dokumentationen wurden erstmals Stimmen von damaligen Zeitge-

7 Einschlägige Studien zu Entwicklungen im Radio liegen leider noch nicht vor und könnten das vorliegende Bild weiter differenzieren.

nossen eingeblendet, aber ihre Funktion konzentrierte sich weiterhin auf die einer Wissensquelle und der Beglaubigung von Fakten oder der Bekräftigung von Expertenmeinungen (Bösch 2008, 56). Subjektive Erinnerungen flossen dabei eher selten ein; „Subjektivität und Emotionalität" wurden sogar als „störend" bewertet (Fischer 2008, 36). Eine strukturelle Veränderung, wie sie sich hinsichtlich der Zeugen im Rahmen der großen NS-Prozesse in den 1960er Jahren vollzog, schlug sich im Fernsehen erst verspätet nieder. Der erweiterte öffentliche Resonanzraum, den die Prozesse erzeugt hatten, setzte sich nur bedingt und verlangsamt in die bundesdeutsche Medienöffentlichkeit fort. (Vgl. Bösch 2008, 58)

Dies änderte sich nachhaltig erst in den späten 1970er Jahren mit der Herausbildung des „Fernsehzeitzeugen, der zunehmend den Inhalt von dokumentarischen Sendungen über die Vergangenheit prägte". Nun konnten „Opfer als Fernseh-Zeitzeugen zunehmend ihre persönliche Vergangenheit frei und emotional zu berichten" beginnen (Bösch 2008, 60). Eine wichtige Rolle spielte hierbei der vierteilige US-amerikanische Fernsehfilm *Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss* (1978), der im Januar 1979 in der Bundesrepublik große Wirkung erzielte. Seit dieser Zeit ist der Einsatz von Zeitzeugen in Fernsehdokumentationen zum Standard geworden. Zeitzeugen wurden nun verstärkt gerade wegen ihrer subjektiven Erinnerungen, Emotionalität und der persönlichen Perspektive auf historische Ereignisse eingesetzt, anstatt als Störung eingestuft zu werden. Damit prägten sie verstärkt den Inhalt dieser Sendungen, wie z.B. die anderthalbstündige Dokumentation *Endlösung* (WDR, 1979). Neue technische Möglichkeiten wie der mobile Ton-Film, der Vor-Ort-Aufnahmen möglich machte, Videotechnik und die spätere Digitaltechnik ermöglichten diese Veränderungen in technikgeschichtlicher Hinsicht (vgl. Bösch 2008, 60-63; Keilbach 2008, 189-192). Der neuartige Einsatz von Zeitzeugen blieb dabei keinesfalls auf das thematische Feld der Shoah beschränkt; es fand eine weitere Ausdifferenzierung von Zeitzeugenschaft statt, indem eine Abtrennung von Krieg und Holocaust erfolgte. In einigen Dokumentationen beförderte die Übernahme von Inszenierungsformen von Zeitzeugen eine Deutung der Deutschen als Opfer des Krieges, was im Ergebnis ungebrochen der Identifikation der Zuschauer zuarbeitet und Verantwortungszusammenhänge verwischt (Keilbach 2008, 202-211).[8]

Die rasche Entfaltung des Privatfernsehens seit 1984 (vgl. Schildt/Siegfried 2009, 415-418) brachte das bis jetzt im Bereich des Geschichtsfernsehens dominierende „Experten und Erklärfernsehen in die Krise" (Fischer 2008, 37). Mehr und mehr ging es in der sich abzeichnenden Erhöhung der Programmvielfalt um die „Ökonomie der Aufmerksamkeit" (Georg Franck) und um deren Leitwährung, die Einschaltquote. Dies hatte auch Folgen für die Präsentationsformen von Geschichte bei den Öffentlich-Rechtlichen. Die zeitgeschichtlichen Redaktionen setzten verstärkt auf Verdichtung, Individualisierung und Emotionalisierung sowie auf die Verbindung subjektiver Erinnerung mit sachlichen Erklärungen und brachten auf diese Weise das „Zeitzeugenfernsehen[...]" hervor: „Aus dem Erklärfernsehen war so ein populäres Erzähl- und Erinnerungsfernsehen" für ein Massenpublikum geworden." (Fischer 2008, 37-39) Das Zeitzeugenfernsehen ist damit der letzte entscheidende Baustein für die Herausbildung des bis heute omnipräsenten Zeitzeugen als mediale Figur aus sehr unter-

8 Keilbach macht dieses Muster an der sechsteiligen Dokumentationsreihe *Die Deutschen im zweiten Weltkrieg* (BR, SWR, ORF, ausgestrahlt 1985 in der ARD) fest.

schiedlichen Fernsehformaten heraus.[9] Die Zeitzeugen übernehmen darin eine tragende zweifache Vermittlungsfunktion: Zum einen vermitteln sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart durch ihre individuelle Erinnerung und das verkörperte Wissen vergangener historischer Ereignisse. Zum anderen sind sie eine Instanz zur Herstellung von Authentizität und Unmittelbarkeit. Da die Geschichtsdokumentationen „Anspruch auf historische Authentizität" erheben, sind die Zeitzeugen in diese Funktionalisierung eingebunden: Echtheit, Emotion, Spannung und Geschichtserlebnis sowie Chronologie und Kausalität sind Anforderungen an diese TV-Gattung, zu deren Erfüllung der Zeitzeuge maßgeblich beiträgt. Da man in den Redaktionen auch um die Grenzen der Zeitzeugenberichte weiß, ist es die Aufgabe eines Erzählers, zu kontextualisieren und wissenschaftlich zu reflektieren. (vgl. Fischer 2008, 39-49)

Die durch Zeitzeugen erreichte Individualisierung von Geschichte kann jedoch auch der Durchsetzung von Geschichtsbildern dienen. Breit rezipierte Serien des populären Geschichtsfernsehens der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte unter der Leitung von Guido Knopp liefern Beispiele für den universalisierenden Einsatz von Zeitzeugen. Da die in den Fernseharchiven mittlerweile vielfach gesammelten Zeitzeugenaussagen in immer andere Zusammenhänge hineingeschnitten und montiert werden, prägen sie „nicht mehr den Inhalt der Sendung, sondern sind eine beliebig abrufbare Verfügungsmasse" (vgl. Bösch 2008, 67-71) geworden, die je nach Drehbuch eingesetzt werden kann. Ein Beispiel hierfür ist die mehrteilige Dokumentation *Holokaust* (ZDF, 2000). In einer solchen Zeitzeugenschaft, die von „Entdiffenzierung" und „Entkontextualisierung" (Keilbach 2008, 228) geprägt ist, sieht Wulf Kansteiner nur noch die Funktion eines „rhetorische[n] Authentizitätsverweis[es]" realisiert und spricht im Zusammenhang mit den inszenierten Identifikationsangeboten von „Geschichtspornographie" (Sektionen zur Neuen Geschichte 2007, 185). Während Zeitzeugenschaft in früheren Geschichtsdokumentationen offizielle Geschichtsbilder oft herausgefordert hat, werden im Zeitzeugenfernsehen à la Knopp die Zeitzeugen in Narrative montiert, die damit zur (Re-)Produktion und Normalisierung bestimmter Geschichtsdeutungen und nicht zuletzt zur Unterhaltung beitragen.

Die zunehmende mediale Komplexität von Zeitzeugenschaft hat auch Konsequenzen für die Bildungsarbeit, die so „zusätzlich gefordert" ist, „auch diese Konjunkturen und ihre Bedingungen einzubeziehen und eine spezifische Reflexionskompetenz für die mediale Reproduktion historischer Prozesse (z.B. für den Umgang mit Bild- und Tonquellen) […] mitzuentwickeln" (Reichling 1998, 226 f.). Zeitzeugen sind in direkter Begegnung (Zeitzeugengespräch), in historischer Projektarbeit (Zeitzeugeninterviews) und in ihren medialisierten Erscheinungsformen (Zeitzeugen z.B. in Filmen und Ausstellungen) heute in schulischen und außerschulischen Bildungs- und Vermittlungskontexten präsent. Im Unterschied zu den oben ausgeführten Kontexten Geschichtswissenschaft, Justiz und Medien ist die Entwicklung pädagogischer Praxen mit Zeitzeugen so gut wie nicht erforscht. Und das, obwohl gerade hier ihr Vermittlungspotenzial zum Tragen kommt und vielfältig eingebunden bzw. funktionalisiert wird, viele Zeitzeugen ihre Rolle als eine pädagogische begreifen und sich um die

9 Zu fragen ist, ob sich die Etablierung der Oral History und das Aufkommen des Zeitzeugenfernsehens in den 1980er Jahren gegenseitig befördert haben. Frank Bösch meint, dass die „vielfältigen, recht offenen Zeitzeugengespräche im Fernsehen Impulse für die breite Etablierung der Oral History" gaben (Bösch 2008, 65).

Arbeit mit Zeitzeugen in den letzten zwei Jahrzehnten ein didaktischer Diskurs entwickelt hat.

Die Entwicklung der pädagogischen Funktion von Zeitzeugen hat in der Bundesrepublik erst im Laufe der 1970er Jahre eingesetzt. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Thema Nationalsozialismus fand in den Schulen nach 1945 lange nur vereinzelt statt; die Perspektiven von KZ-Überlebenden oder Angehörigen von Widerstandskämpfern fanden lediglich auf Initiative einzelner Lehrer als Sach- und Zeugnisliteratur den Weg in die Schule, jüdische Perspektiven wurden meist ausgeblendet. Erst 1962 machte die Kultusministerkonferenz der Länder (KMK), bezeichnenderweise unter der Überschrift „Richtlinien für die Behandlung des Totalitarismus im Unterricht", den Nationalsozialismus zu einem verbindlichen Gegenstand. Als Reaktion auf antisemitische Vorfälle Ende der 1950er Jahre war kurz zuvor das Fach Gesellschaftslehre eingeführt worden; 1963 wurde die Bundeszentrale für Heimatdienst in Bundeszentrale für politische Bildung umbenannt und das bis heute bestehende System politischer Bildung begründet (vgl. Popp 2010, 99-100; Kößler 2007, 176-177). Anfang der 1960er Jahre begannen in der politischen Bildung und im Dialog zwischen Historikern und Pädagogen ebenfalls Debatten um eine Erweiterung der Inhalte in Unterricht und Schulbüchern, politische und historische Bildungsinhalte wurden vermehrt zum Gegenstand von Auseinandersetzungen, die sich im Zuge der sozialen und politischen Bewegungen bis Ende der 1960er Jahre verschärften. Diese schlugen sich auch in den pädagogischen Konzepten nieder und beförderten neue Formen des Schulunterrichts, der bis in die 1970er Jahre völlig lehrerzentriert war (Kenkmann et al. 1997, 13).

In den 1970er Jahren profilierte sich die Geschichtsdidaktik und entwickelte den Begriff der „historisch-politischen Bildung". Prinzipien wie Personalisierung, Gegenwartsbezug und exemplarisches Arbeiten fanden im Laufe der 1970er Jahre Einzug in die Lehrpläne und Unterrichtsrichtlinien, eine Entwicklung, die im Zeichen anwachsender rechtsradikaler Aktivitäten 1978 von der KMK verstärkt wurde (Knoch 2010, 123 f.). Fünf Jahre zuvor fand erstmals der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten statt. Dieser beförderte ebenfalls die inhaltliche und methodische Reform des Geschichtsunterrichts. Nachdem die Ausschreibungen bis 1976 mit dem Oberthema „Zum Verständnis deutscher Freiheitsbewegungen" verbunden waren, folgten 1977 bis 1979 Ausschreibungen zur „Sozialgeschichte des Alltags" und 1980 bis 1985 Themen zur „unbewältigten Zeitgeschichte". Der Wettbewerb trug dabei zur Einführung von Arbeitsformen der Oral History in Schulen bei. Seit der zweiten Ausschreibung des Wettbewerbs im Jahr 1975 zum Thema „Vom Kaiserreich zur Republik 1918/19" wurde den Wettbewerbsteilnehmern nahegelegt, neben lokal- und regionalhistorischen Archivalien auch das Wissen von Zeitzeugen zu nutzen. In der ersten Hälfte der 1980er Jahre boten Themen zur NS-Alltagsgeschichte weitere Anlässe zur Befragung lokaler Zeitzeugen (Kenkmann et al. 1997, 13-15). Diese Themensetzungen bestätigen Gottfried Kößlers These, dass pädagogische Zeitzeugenarbeit zunächst auf die thematischen Felder Widerstand und Lebensbedingungen fokussierte und erst Ende der 1980er Jahre die „Erzählungen der Verfolgten im Zentrum des Interesses" standen (Kößler 2007, 177).

So ist es verständlich, dass Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre über den „ambivalenten Begriff des Zeitzeugen" debattiert wurde. Hessische Pädagogen forderten etwa, in der pädagogischen Arbeit zwischen Zeitzeugen, die „als Opfer oder

innerlich gegen die Nazis eingestellte Jugendliche die NS-Zeit erlebt haben“ und anderen Zeitzeugen „aus der Generation der Flakhelfer“ zu unterscheiden; ein Vorschlag, der beim Hessischen Kultusministerium auf scharfe Ablehnung stieß, das eine Unterscheidung in „gute“ und „schlechte“ Zeitzeugen ablehnte (Ortmeyer 1996). Interessant in Ortmeyers Beitrag ist auch die Charakterisierung der Zeitzeugen als „geladene Gäste“, „vorne auf erhöhtem Podest“. Dies legt nahe, dass sich (neben Befragungen als Aufgabe oder Projekt außerhalb der Schule) Zeitzeugeneinsätze im schulischen Rahmen zunächst in eher frontalen Veranstaltungssettings vollzogen und sich die Gesprächs- und Arbeitsformen im Verlauf der 1990er Jahre differenzierten (vgl. Struck 1999, 186). Die Zeitzeugenarbeit mit Jugendlichen wurde aufgrund von Authentizität und emotionaler Wirkung dabei zunehmend eine pädagogische Effizienz über das historische Lernen hinaus zugeschrieben, z.B. im Rahmen von „Demokratieerziehung“ oder von „Bekämpfung des Rechtsextremismus“.[10]

Die Etablierung von Zeitzeugen im schulischen Rahmen lässt sich insgesamt nicht allein mittels der „Geschichte-von-unten“-Perspektive durch die mit der Oral History verbundenen Geschichtswerkstätten der späten 1970er und 1980er Jahre erklären, sondern durch eine Konvergenz institutioneller Veränderungen und zivilgesellschaftlicher Entwicklungen. Letztere waren jedoch entscheidend für die Entstehung und Etablierung eines dezentralen Netzwerks von NS-Gedenkstätten in der Bundesrepublik der 1980er Jahre – ein weiterer wichtiger Kontext für die Ausformung von Vermittlungspraxen mit Zeitzeugen.

Den ehemaligen Lagern und ihren baulichen Überresten kam in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik eine kaum geschützte oder herausgestellte symbolische Bedeutung zu; viele Stätten verfielen oder wurden umgenutzt. Die DDR setzte dagegen mit den Mahn- und Gedenkstätten Buchenwald, Ravensbrück und Sachsenhausen zwischen 1958 und 1961 „ein an die Bundesrepublik herausforderndes Zeichen politischer Erinnerung“ (Knoch 2010, 119). In der Bundesrepublik entstanden erst Mitte der 1960er Jahre – auch als Reaktion darauf und im Kontext einer internationalen öffentlichen Wahrnehmung sowie auf Druck von Häftlingsverbänden – etwa mit dem Museum in Dachau und dem Dokumentenhaus in Bergen-Belsen die ersten, eher spärlich ausgestatteten Gedenkstätten, in denen es zu ritualisierten offiziellen Gedenkfeiern kam. Die Anfang der 1980er Jahre einsetzende, mit den Geschichtswerkstätten und der Oral History verbundene, Gedenkstättenbewegung baute dagegen auf aktive Auseinandersetzung. Aufgrund lokalgeschichtlicher Nachforschungen wurden auch die Existenz bis dato unbekannter bzw. verdrängter dezentraler Konzentrationslager aufgedeckt und Gedenkstätten gegründet. Diese Initiativen suchten gezielt die Zusammenarbeit mit Überlebenden und hatten den Anspruch, den Verfolgten „eine Stimme zu geben“. Die Gedenkstätten waren als Lernorte historisch-politischer Bildung insbesondere für Jugendliche und Schulklassen konzipiert und sollten die „Auseinandersetzung mit dem konkreten Geschehen vor Ort und eine […] auf Empathie zielende […] Begegnung mit den Geschichten der Verfolgten“ ermöglichen (Knoch 2010, 121 f.). In diesem Rahmen fanden Gedenkveranstaltungen, Führungen, Begegnungen und Gespräche mit Zeitzeugen statt. Im Zuge des Einigungsprozesses und der

10 Die vom entimon-Programm geförderte Broschüre „Gegen das Vergessen. Zeitzeugenbegegnungen, Spurensuche und Spielfilme zur Immunisierung [!] gegen Rechtsextremismus“ der Stiftung Lesen 2006 ist hier nur ein Beispiel unter vielen.

damit verbundenen Integration der ostdeutschen Gedenkstätten bzw. Einrichtung von Gedenkstätten, die an das Unrecht des SED-Regimes erinnern, erhielten die inzwischen sechzig mit Dokumentationen versehenen Gedenkstätten bundespolitische Bedeutung, die sich mit dem 1999 verabschiedeten Gedenkstättenkonzept auch in Form von Projektförderungen durch den Bund niederschlägt. Die Gedenkstätten rückten so sukzessive von der „Peripherie in das Zentrum der Geschichtskultur" (Garbe 2005).

In den frühen Gedenkstättenkonzeptionen wurden Zeitzeugeninterviews aufgrund der „relativ dünne[n] Quellenlage" als Ergänzung für fehlende andere Quellen eingesetzt. Diese Einbindung wurde maßgeblich durch die Oral History befördert und trug dazu bei, dass ab den späten 1970er Jahren auch in der Gedenkstättenarbeit neue Gesichtspunkte im Sinne einer ‚Geschichte von unten' fokussiert wurden. Fortan rückten beispielsweise in der Gedenkstätte Bergen-Belsen und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme hinsichtlich der Lagergeschichte verstärkt Aspekte wie der Lageralltag und subjektive Perspektiven in den Mittelpunkt. Die Interviews dienten zunächst der Aufarbeitung der Lagergeschichte, wurden jedoch bald auch für museale Zwecke genutzt. Am Beispiel der drei Ausstellungen der Gedenkstätte Neuengamme lassen sich exemplarisch Etappen der Medialisierung und Musealisierung von Zeitzeugenaussagen festmachen: Auszüge in Ausstellungstexten (1981), Ausschnitte in Hörstationen (1995) und Videosequenzen in Sehstationen (2005) (vgl. de Jong 2011, 247-249). Viele der in Ausstellungen gezeigten Zeitzeugenvideos zeigen in der Form der Inszenierung der Zeitzeugen Parallelen zu Darstellungen im Zeitzeugenfernsehen auf.

Zeitzeugen tragen in Gedenkstätten und Museen damit seit den 1980er Jahren – ob in Veranstaltungen oder in medialisierter Form – zur Vermittlung von Geschichtsbildern bei (de Jong 2011, 256). Die klassische Methode der Oral History stößt hierbei an eine Grenze: Aus ausführlichen, lebensgeschichtlichen Interviews lassen sich nur schwer prägnante, ausreichend kurze und in den Ausstellungskontext passende Ausschnitte finden, wenn die Interviews nicht im Vornhinein auf diese Form der Veröffentlichung ausgerichtet sind, also einen hohen Inszenierungsgrad aufweisen. (Vgl. de Jong 2011, 254 f.) Dem Boom des Einsatzes von Zeitzeugen in zeitgeschichtlichen Ausstellungen steht eine Lücke der methodischen und theoretischen Reflexion dieser Museumspraxis gegenüber (de Jong 2011, 264).

Audio- und Videointerviews sind zu einem wichtigen Bestandteil der Sammlungs- und Forschungstätigkeit vieler Museen, Gedenkstätten und z.T. auch von Archiven zur Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust geworden. Dabei hat sich das Spektrum der Interviewten und der Fragestellungen kontinuierlich erweitert: „Interviews werden nicht mehr nur geführt, um Forschungsfragen zu beantworten, sondern vor allem um die letzten persönlichen Erinnerungen vor dem Verschwinden zu bewahren." (de Jong 2011, 249) Das hier aufgerufene Motiv des Bewahrens angesichts des ‚Verschwindens der Zeitzeugen' des Holocaust und des Widerstands war bereits eine wichtige Begründung von Sammlungen schriftlicher Zeugnisse wie etwa der Wiener Library. Neue technische Möglichkeiten audiovisueller Dokumentation haben seit Ende der 1970er Jahre zu neuen Archivierungsprojekten geführt. Die Gründung des *Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies*[11] 1978 in Yale, das Interviews mit Überlebenden des Holocaust durchführt und sammelt, ist ein Meilen-

11 http://www.library.yale.edu/testimonies/ (Abruf 23.10.2011).

stein für die Entwicklung der videobasierten Sicherung von Zeugnissen. Für die Videotechnik entschied man sich laut einem der Mitbegründer Geoffrey Hartman, da sie „‚Unmittelbarkeit'" gewährleistet und zur „‚Beweiskraft'" der Interviewzeugnisse beiträgt. Auch aus didaktischen Erwägungen heraus wurde hierauf Wert gelegt (de Jong 2011, 254). 1994 folgte mit ähnlichem Anspruch die Gründung von Steven Spielbergs *Survivors of the Shoah Visual History Foundation* des Shoah Foundation Institute for Visual History and Education der University of Southern California. 2001 startete in Deutschland das Projekt *Die Augen der Geschichte* der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte unter der Leitung von Guido Knopp mit dem Ziel, „Tausende von Zeitzeugenstimmen zu sammeln".[12] Diese Stimmen beschränken sich aber keineswegs auf die Überlebenden der Shoah; dies zeigt, dass Zuschreibungen an Zeitzeugenschaft, die Rede vom ‚Verschwinden der Zeitzeugen' und das Motiv des Bewahrens auf vielfältige Gruppen und zeitgeschichtliche Bereiche verallgemeinert wurde.

Als Medium der Veröffentlichung für Zeitzeugenvideos wird seit Mitte der 2000er Jahre das Internet immer wichtiger. Ein Teil der Videos, die die *Survivors of the Shoah Visual History Foundation* sammelt, ist mittlerweile online abrufbar.[13] Das als *Die Augen der Geschichte* gestartete Projekt ist zwischenzeitlich im Zeitzeugenportal *Gedächtnis der Nation* des 2006 gegründeten Vereins *Unsere Geschichte. Das Gedächtnis der Nation* aufgegangen, und die Zeitzeugeninterviews sind ebenfalls in Ausschnitten online zugänglich. Augenfällig an letzterem Beispiel ist, dass sich die Funktion des Archivs dabei um einen gedächtnisbildenden Anspruch erweitert hat. Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung wirft Dörte Hein die Frage auf, ob angesichts des ‚Verschwindens' der NS-Zeitzeugen „virtuelle Zeitzeugenschaft an die Stelle von gelebter" tritt und ob es sich um „virtuelle[…] Repräsentanzen mit neuen Erinnerungskulturen" handelt (Hein 2010, 25).

Für die politische Bildungsarbeit und die pädagogische Praxis in Gedenkstätten bedeutet der zunehmende Verlust der „körperliche[n] Präsenz" der Zeitzeugen jedenfalls eine große Herausforderung, die über „Fragen der Möglichkeiten des technischen Hinüberrettens der Zeugnisse" weit hinaus geht (Reichling 1998, 228). Auf die veränderte „kommunikative Situation des Zeitzeugengeprächs" weisen Wolf Kaiser für die pädagogische Gedenkstättenarbeit (Kaiser 2009, 11-15) und Gottfried Kößler, aus der schulischen Praxis kommend, hin. Kößler betont, dass die „Begegnung mit Zeitzeugen" in pädagogischen Formaten und schulischen Kontexten „authentisch" und „soziale Wirklichkeit" sei, die eine unmittelbare Wahrnehmung des Zeitzeugen und seiner Perspektive sowie eine „Effizienz" der Bildungsarbeit gewährleiste. Internetquellen, der Einsatz virtueller Zeitzeugenberichte und anderer „archivierte[r] historische[r] Quellen" wie videobasierte Zeitzeugeninterviews hingegen schaffen ein verändertes „Lernumfeld" mit einer anderen „psychische[n] Dynamik", worauf mit entsprechenden pädagogischen Konzepten reagiert werden müsse (Kößler 2007, 184-190). Juliane Brauer und Dorothee Wein sprechen zwar auch von „völlig andere[n] Herausforderungen". Sie betonen aber auch deutlich die „neue[n] Chancen" und kennzeichnen

12 Homepage des Vereins „Die Augen der Geschichte" http://143.93.109.93:8090/info/verein (Abruf 29.12.2011).

13 http://dornsife.usc.edu/vhi/german/ (Abruf 23.10.2011) und unter www.vha.fu-berlin.de (Abruf: 04.11.2011).

Zeitzeugen-Videos als „ein motivierendes Medium", dessen Einsatz aber besonderer methodischer Vorbereitungen bedürfe (Brauer/Wein 2009, 9-22).

Auch von wissenschaftlicher Seite werden im „allmählichen Verschwinden der Zeugen" Chancen gesehen; der pädagogische Einsatz von Zeitzeugen wird zum Teil kritisch reflektiert. Für Dorothee Wierling ist die „vielbeschworene Bedeutung der unmittelbaren Begegnung mit den Zeitzeugen […] nämlich nur auf den ersten Blick ein produktiver Moment. Selten geht er über Ehrfurcht, Scheu, Identifikation und im Extrem Überwältigung hinaus". Sie plädiert dafür, die „systematische Sammlung und Auswertung von Lebensgeschichten als historische Quelle" auch pädagogisch nutzbar zu machen (Wierling 2008, 35-36). Harald Welzer bezweifelt, dass Zeitzeugen medialisiert wirken können, kritisiert eine „kontraproduktiv[e]" Vermittlungsleistung der Zeitzeugen und fordert eine „reflexive Erinnerungskultur" verbunden mit einem Perspektivwechsel vom ‚Holocaust als Resultat' hin zur ‚Genese des Holocaust'. Bezugspunkt für diese Frage könne nur die Gegenwart und nicht die Vergangenheit sein. Nicht um die „Entwicklung *universaler Verantw*ortungs- und *Moralvorstellungen*" sollte es gehen, sondern um Konzepte „*partikularer Verantwortungsstärkung*." Hierzu müsste die Bildungsarbeit „heroische Erzählungen" und „Personalisierungen vermeiden". Hinsichtlich der Arbeit mit Zeitzeugen hätte dies weitreichende Folgen: Die Teilnehmer an Veranstaltungen historischer und politischer Bildungsarbeit „müssen nun nicht mehr Zeitzeugen zuhören, sondern können selbst die Rolle von Zeugen ihrer eigenen Zukunft annehmen" (vgl. Welzer 2012, 33-49).

Diese kritischen und zum Teil zugespitzten Beiträge anlässlich des Sterbens der letzten NS-Zeitzeugen bieten wichtige Diskussionspunkte für pädagogische Kontexte. Sie verkennen allerdings, dass sich Zeitzeugenschaft als geschichtskulturelles Muster im Laufe der NS-‚Vergangenheitsbewältigung' etabliert und ausdifferenziert hat und als solches über die NS-Zeugengeneration(en) hinauswirkt und so andere ‚Zeitzeugenschaften' präfiguriert. Von einer „kurze[n] Ära des Zeitzeugen" (Welzer 2012, 35) zu sprechen greift damit zu kurz. Zeitzeugenschaft und die damit verbundenen Erscheinungsformen, Praxen, Zuschreibungen und Funktionen sind unter veränderten Vorzeichen ungebrochener Teil aktueller Geschichtskultur und entwickeln sich mit dieser weiter. Insofern ist Zeitzeugenschaft verstanden als (zeit)geschichtskulturelles Paradigma nicht aufspaltbar in ‚NS'- und ‚DDR'-Zeitzeugenschaft, sondern in ihrer Entwicklung gerade inmitten dieses Spannungsfeldes verortet. Muster des Einsatzes von Zeitzeugen in den Medien und im pädagogischen Bereich haben sich dabei nach 1989/90 zunächst vor allem auf die Aufarbeitung der DDR-Diktatur übertragen. Diese geschichtskulturelle Entwicklung von Zeitzeugenschaft nach 1989/90 wurde bisher jedoch nur in Ansätzen analysiert.

3. Zeitzeugen in der „Aufarbeitung" und „Vermittlung" von DDR-Geschichte

Die Einbettung des Zeitzeugen in Diskurse über die DDR begann bereits vor 1989/90. Die Verwendung des Begriffs lässt sich in bundesrepublikanischen Publikationen insbesondere zum 17. Juni 1953 in den 1980er Jahren belegen.[14] Zu vermuten steht, dass die Renaissance der totalitarismustheoretischen Perspektive in den 1980er Jahren

14 Z.B. Wolfgang Seiffert: Die SED und die deutsche Frage: Analysen eines Zeitzeugen (1984), Karl Wilhelm Fricke: Der Arbeiteraufstand: Zeitzeugen und Zeitdokumente zum 17. Juni 1953 (1984) sowie der Band Zeitzeugen zum 17. Juni 1953 (1983) der Zeitschrift Deutschland Archiv.

die Übertragung der Figur des Zeitzeugen von der NS-Aufarbeitung auf Fragen der DDR-Geschichte befördert hat. Dies legt auch die anlässlich des 25. Jahrestags des Mauerbaus 1961 ausgestrahlte, zweiteilige Geschichtsdokumentation von Guido Knopp und Harald Schott *Die Mauer* (ZDF, 1986) nahe, die noch im gleichen Jahr mit dem *Jakob-Kaiser-Preis* des Bundesministeriums für innerdeutsche Fragen ausgezeichnet wurde. Zeitzeugen stellen hier neben nachgespielten Szenen ein wichtiges Inszenierungs- und Emotionalisierungsmoment dar (vgl. Schott 1988).

Zentrale Tendenzen des Einsatzes von Zeitzeugen in Fernsehdokumentationen über den Nationalsozialismus sind anhand dieses Beispiels somit auch im Kontext von DDR-Diskursen vor 1989/90 zu belegen und zu beobachten und setzen sich nach 1989/90 fort. Ausgangspunkt der Historisierung im Fernsehen ist dabei das Ende der DDR. Die „Friedliche Revolution" ist bereits nach fünf Jahren Gegenstand historischer Fernsehdokumentationen, z.B. in dem ambitionierten, 1999 fortgesetzten und bis heute wirksamen Projekt *Chronik der Wende* des damaligen Ostdeutschen Rundfunks Brandenburg. Hier kommen bereits Zeitzeugen vor, allerdings nur ergänzend zu Nachrichtenausschnitten von westdeutschen Sendern und dem DDR-Fernsehen. Weitere fünf Jahre später lässt sich eine Verstärkung der Rolle der Zeitzeugen im Geschichtsfernsehen feststellen, die Hilde Hoffmann u.a. an der 1999 ausgestrahlten, sechsteiligen Dokumentation *Die Mauer. Eine deutsche Geschichte* (NDR, in Kooperation mit Spiegel TV, 1999) belegt. Je nachdem, ob es sich bei den Zeitzeugen um ehemalige Amtsträger, um einen Flüchtling, Fluchthelfer oder eine Mutter handelt, zeigen sich „unterschiedliche […] Formen und Funktionen" von Zeitzeugenschaft. Produktiv ist der Zeitzeugeneinsatz dabei hinsichtlich einer „Personalisierung politischer Prozesse" und der „Emotionalisierung" im Sinne einer populären Geschichtsdarstellung. Die entkontextualisierte und universalisierende „Inszenierung der Zeitzeugenaussagen" leistet dabei vielfach „Parallelisierungen der DDR mit dem Nationalsozialismus" Vorschub. Die Authentifizierungsleistung von DDR-Zeitzeugenschaft wird eingegliedert in eine „nach 1989 dominante[…] historische[…] Lesart der DDR, die als gesamtdeutscher Konsens vorgestellt wird. 40 Jahre werden als sinnhafte Zeitspanne eines Hinarbeitens des ‚Westens' auf die Überwindung der DDR, als Verlängerung des Nationalsozialismus erzählt" (Hoffmann 2003, 211-218).

Ähnliche universalisierende Muster setzen sich zumindest im Geschichtsfernsehen heute fort. Die Zuschauer erhalten dabei einen interpretationssteuernden Rahmen für ihre eigenen Erinnerungen.[15] Dabei kommt es zu crossmedialen Entwicklungen. Das maßgeblich auf Guido Knopp zurückgehende und von einem breiten Akteursnetzwerk unterstützte Internetportal *Gedächtnis der Nation*, für das inzwischen Bundespräsident Joachim Gauck die Schirmherrschaft übernommen hat, arbeitet mit der Idee eines „Zeugenkollektivs" (vgl. Hoffmann 2003, 218). Es wirbt sogar mit der Möglichkeit, als Zeitzeuge Teil des kollektiven Gedächtnisses zu werden. Dabei wird vordergründig ein sehr weiter Begriff von Zeitzeugenschaft angegeben, der zunächst keine Einschränkungen in Bezug auf Zeiträume, Ereignisse und Rollen macht. Eine nähere Analyse zeigt aber verschiedene Mechanismen und Strategien der Auswahl und Vereindeutigung von Zeitzeugenschaft zur Legitimation einer bestimmten Geschichtsdeutung. Zwar bietet der Onlineauftritt von *Gedächtnis der Nation* durch

15 Divergierende Erinnerungsperspektiven finden sich hier nicht wieder und werden durch Spartenangebote bedient.

Verknüpfung mit den *Social Media* Möglichkeiten der Partizipation und Interaktion; die Auswahl und Rahmung der zentralen Inhalte bleibt – wie bei anderen Portalen mit vergleichbarer Zielsetzung – jedoch redaktionell gesteuert.[16]

Die Geschichts- und Erinnerungskultur nach 1989/90 und damit auch ‚DDR-Zeitzeugenschaften' stehen insgesamt stark unter den Vorzeichen des durch das Internet in Gang gesetzten Medienwandels. Denn spätestens im Laufe der 2000er Jahre hat sich das „Internet als Ort der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit etabliert" (Hein 2010, 24). Partizipation, Individualisierung, Vernetzung, Multiperspektivität und Interaktivität sind laut Dörte Hein Potenziale des Internets, um erstarrte Formen des Gedenkens aufzubrechen. Sie gibt aber zu bedenken, dass das virtuelle Erinnern nicht losgelöst von tragenden gesellschaftlichen Diskursen stattfindet, sondern sich aus Geschichtsdarstellungen in Film, Fernsehen, Literatur, Schule und Familie speist (ebda, 26-27). Gerade an im Zuge des 20. Jahrestages der „Friedlichen Revolution" geförderten Internetprojekten lassen sich interessante Wechselbezüge zwischen privater, öffentlicher und offizieller Erinnerung festmachen.

Ein Beispiel hierfür ist das von der Zeitschrift *SUPERillu* und der Deutschen Gesellschaft e.V. initiierte sowie von der Bundesstiftung Aufarbeitung geförderte Portal *meinherbst89.de* unter Schirmherrschaft von Wolfgang Tiefensee, das Erlebnisberichte von Zeitgenossen des Mauerfalls und des Zeitraumes vor und nach der Maueröffnung versammelt. In mehreren Aufrufen, die auch parallel in der *SUPERillu* veröffentlicht worden sind, wurde dazu aufgefordert, persönliche Erinnerungen an die Zeit des „Herbst 1989" aufzuschreiben und einzureichen. Durch die vielen unterschiedlichen Zeitzeugenberichte könnten laut Initiatoren die historischen Ereignisse aus verschiedenen Sichtweisen präsentiert werden. 215 dieser Erlebnisberichte stehen zur freien Verfügung im Netz. Eine Analyse dieses Materials zeigt aber, dass die Fragen und Themenvorschläge in den Aufrufen für die Inhalte der Berichte teilweise richtungweisend und bestimmend waren. Trotz der freien Eingabefunktion und der freien Themenwahl sind die Erlebnisberichte auf sieben große Themenschwerpunkte mit bestimmbaren Motiven und Topoi reduzierbar. Daraus resultiert, dass nicht mehrere, unterschiedliche Deutungen der Vergangenheit entstanden sind, sondern eher verschiedene Facetten eines bestimmten Geschichtsbildes.[17]

Auch im Bereich der Museen und Gedenkstätten stehen Zeitzeugen im Spannungsfeld von individueller Perspektive und Geschichtsvermittlung. Schon ein kursorischer Blick auf die vielfältige Landschaft der DDR-Museen und Gedenkstätten mit DDR-Bezug zeigt ihre unübersehbare Präsenz in der Musealisierungspraxis zur DDR-Geschichte, deren Anfänge in den letzten Monaten des Bestehens des ostdeutschen Staates liegen. Darüber hinaus ist dieser Prozess durch die anhaltende Herausforderung der Musealisierung der „doppelten deutschen Nachkriegsgeschichte" (Faulen-

16 Eckart Bednarski: Das Gedächtnis der Nation. Selektive Zeitzeugenschaft im Kampf um die Deutungshoheit; Christine Bunzel: Wenn Zeitzeugen namenlos bleiben. Zeitzeugeneinsatz zur DDR-Geschichte im Internetportal *deineGeschichte.de*; Anton Schmatz: Implizite Zeitzeugen im Web 2.0 am Beispiel von *einestages.de*. Projektarbeiten im geschichtsdidaktischen Seminar „DDR-Vermittlung und Medialisierung: Zeitzeugen im Internet" (Leitung: Christian Ernst). Sommersemester 2011, Universität Potsdam.

17 Knut Deumlich: Die Meistererzählung vom Herbst 1989. Eine Analyse von Multiperspektivität in Internetportalen mit freier Eingabemöglichkeit anhand des Portals „Mein Herbst ´89". Projektarbeit im o.g. Seminar.

bach 2005, 10) gekennzeichnet. In der Gründungsgeschichte der Gedenkstätten zu politischer Repression und deutscher Teilung haben sich bestimmte Zeitzeugenperspektiven von Opfer- und Bürgerrechtsgruppen in vielen Fällen mit geschichtspolitischen Interessen konfliktreich verschränkt und so gerade auch in den 2000er Jahren in vielen Fällen totalitarismustheoretische Geschichtsdeutungen verstärkt, in deren Vermittlung Zeitzeugen in unterschiedlicher Weise eingebunden werden.[18] Das umstrittenste Beispiel hierfür bildet die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, die „auf die rein subjektive und betroffenheitsbetonte Geschichtsvermittlung" setzt. „Hierfür wurde das Zeitzeugenangebot außergewöhnlich stark ausgebaut, ohne dass begleitende, objektivierende Informationsmaterialien und Ausstellungen bzw. Beschilderungen folgten, die diese opferzentrierte, monoperspektivische Geschichtsvermittlung in einen übergeordneten historischen Kontext eingebettet hätten" (Rudnick 2011, 330). In der Verbindung mit der Authentizität des Ortes erhalten die Zeitzeugen, die durch die Gedenkstätte führen und dabei oft einseitige Geschichts- und Gegenwartsdeutungen vermitteln, eine wirkungsmächtige Autorität, die gerade von jugendlichen Besuchern kaum hinterfragt wird und bis zur Überwältigung führen kann (vgl. Ernst/Schneider 2010; Neiss 2011). Diese Problematik lässt sich – meist in abgeschwächter Form – auch andernorts beobachten.

Auf der anderen Seite sind – gerade in den meisten Einrichtungen zum Themenfeld der deutschen Teilung – in Bezug auf Deutungen offenere Gedenkstättenkonzepte zu verzeichnen, in denen Zeitzeugen im Rahmen eines multiperspektivischen Ansatzes eingebettet sind. So werden in der Gedenkstätte Berliner Mauer und der Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Marienfelde die Führungen ausschließlich durch wissenschaftlich qualifizierte Referenten durchgeführt, ein moderiertes Zeitzeugengespräch ist optional. Dabei wird sowohl Wert darauf gelegt, dass die „individuellen Erfahrungen des Zeitzeugen [...] nicht in Abrede gestellt" werden, als auch darauf, dass die Teilnehmenden „eine bestimmte Geschichtsinterpretation zurückweisen" können. (Passens 2009, 297-298). Einige Gedenkstätten führen inzwischen nicht nur eigene Interviewprojekte für ihre Sammlung und Ausstellungen durch und organisieren Zeitzeugengespräche vor Ort, sondern bemühen sich um eine Vermittlung von Zeitzeugengesprächen über den eigenen Rahmen hinaus. So haben die Gedenkstätten Berliner Mauer, Berlin-Hohenschönhausen und die Bundesstiftung Aufarbeitung gefördert vom Bund ein koordinierendes Zeitzeugenbüro eingerichtet, das Zeitzeugen – ähnlich wie in den 1990er Jahren durch zivilgesellschaftliches Engagement initiierte Zeitzeugenbörsen – auch online vermittelt.[19]

Dagegen findet man den Begriff ‚Zeitzeuge' in den Angeboten der vielen meist privat gegründeten und zum Teil kommerziell betriebenen DDR-Museen in Ostdeutschland und Berlin (vgl. Benz 2011, 995-997) bisher eher selten, obwohl diese oft von den Perspektiven ihrer Macher geprägt sind. Auch in professionell betriebenen Museen und Ausstellungen zu alltagsgeschichtlichen Themen werden Zeitzeugen

18 Die sehr unterschiedlichen, komplexen und konfliktreichen Gründungs- und Entwicklungsgeschichten wichtiger Gedenkstätten zeichnet Claudia Rudnick (2011) detailreich nach. Zur Museums- und Gedenkstättenlandschaft zur DDR-Geschichte vgl. auch Kaminsky 2007, Zündorf 2009 und Benz 2011.

19 www.ddr-zeitzeuge.de (Abruf: 27.05.2012). Die Bundesstiftung Aufarbeitung betreibt parallel dazu das Zeitzeugenportal www.zeitzeugenbuero.de (Abruf: 27.05.2012), das die erweiterte Form des zum 20. Jahrestag der „Friedlichen Revolution" eingerichteten Zeitzeugenportals www.zeitzeugenportal1990.de (Abruf: 27.05.2012) darstellt.

selten *explizit* in Vermittlungskonzepte eingebunden, jedoch finden sich auch hier Formen *impliziter Zeitzeugenschaft* (auf diesen neu konzipierten Begriff wird weiter unten ausführlich eingegangen). So werden etwa im privaten DDR Museum in Berlin bewusst keine Führungen durch Zeitzeugen angeboten. Seitens der Referenten und der Museumsleitung wird die Gefahr der Subjektivität von Zeitzeugen bei Führungen zwar betont, jedoch sind die Führungen davon unbenommen stark subjektiv geprägt, indem die Besucherreferenten ihre Kompetenz in Führungen oft durch die Wiedergabe persönlicher Erinnerungen oder Erinnerungen persönlich bekannter Dritter legitimieren.[20]

Im Themenfeld „DDR-Alltagsgeschichte" lassen sich zudem aktuelle Verschiebungen beobachten. Beispielsweise setzte das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR in Eisenhüttenstadt in seiner vorherigen Dauerausstellung auf die Wirkung der Objekte, die häufig Erinnerungs- und Kommunikationsanlass gerade für ostdeutsche Besucher waren.[21] In der neuen Ausstellung sind die Objekte jedoch stärker kontextualisiert, und auch Zeitzeugen kommen an Hörstationen zu Wort. Zeitzeugenaudios und -videos sind auch ein wichtiger Teil der Konzeption der 2011 eröffneten Ausstellung „GrenzErfahrungen. Alltag der deutschen Teilung" im Tränenpalast sowie im ebenfalls von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (HdG) getragenen Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig. Diese Ausstellungen müssen sich der Herausforderung und dem Potenzial stellen, dass Museumsbesucher häufig auch Zeitzeugen sind und hier unterschiedliche Perspektiven aufeinanderstoßen.[22] Das HdG zeichnet ebenfalls für eine Ausstellung zum DDR-Alltag verantwortlich, die 2013 in der Berliner Kulturbrauerei eröffnet werden soll. Diese Beispiele zeigen, dass das Themenfeld Alltag verstärkt im offiziellen Geschichtsdiskurs verankert und in das „Diktaturgedächtnis" (Martin Sabrow) integriert wird. Viele ostdeutsche Regionalmuseen, z.B. Industrie- und Agrarmuseen bieten dabei schon lange Potenzial als Lernorte für alltagsgeschichtliche Themen, werden jedoch nicht als Lernorte für DDR-Geschichte gekennzeichnet und genutzt; auch von Zeitzeugen wird hier (noch) nicht gesprochen. Wie etwa im – bisher nicht als DDR-Lernort ausgewiesenen – Industriemuseum Brandenburg, wo ehemalige Arbeiter durch den erhaltenen Teil einer Werkshalle des ehemaligen Stahlwerks Brandenburg führen. Interviews haben ergeben, dass sich diese nicht in einer Zeitzeugenrolle sehen, jedoch in ihre technisch ausgerichteten Führungen sehr häufig Erinnerungen an die Arbeits- und Alltagswelt des DDR-Großbetriebes einflechten und dabei durchaus unterschiedliche Deutungen in Bezug auf sozialpolitische und alltagsgeschichtliche Gesichtspunkte der DDR-Geschichte transportieren.[23]

---

20 Michaela Behrens, Mathieu Esquaich, Martina Münch, Philipp Schüler (2011): Studie über die Vermittlung von DDR-Geschichte im DDR Museum Berlin. Projektarbeit im geschichtsdidaktischen Seminar „Zeitzeugen an DDR-Lernorten" (Leitung: Christian Ernst), Wintersemester 2010/11, Universität Potsdam.

21 Janine Rommer, Diana Paulig (2011): Die Nutzung des „Dokumentationszentrums Alltagskultur der DDR" in Eisenhüttenstadt, Projektarbeit im o.g. Seminar.

22 Gundula Klein: Der Zeitzeuge als Museumsbesucher (Tagung Gedenkstättenarbeit und Zeitzeugeninterviews. Veranstaltet von Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V). Bad Arolsen 17. - 18. 11. 2011.

23 Sarah Tong Luna, Mathias Frohl: Das Industriemuseum Brandenburg – ein DDR-Lernort? Projektarbeit im o.g. Seminar.

Die Themen Arbeit und Wirtschaft sind auch in der Arbeit mit Zeitzeugen in der Bildungslandschaft unterrepräsentiert. Dies ist ein Befund der Expertise von Heidi Behrens, Paul Ciupke und Norbert Reichling der wissenschaftlich-pädagogischen Arbeitsstelle des HU-Bildungswerks NRW zur Arbeit mit Zeitzeugen zum Themenfeld DDR in der außerschulischen Bildung, für die u.a. Programme und Materialien von 95 Bildungseinrichtungen der Jugend- und Erwachsenenbildung aus fünf Bundesländern der Jahre 2010 und 2011 untersucht wurden (Behrens et al. 2012). Zu der Entwicklung der pädagogischen Arbeit mit Zeitzeugen in der schulischen und außerschulischen DDR-Vermittlung gibt es bisher keine Untersuchungen. Es ist aber davon auszugehen, dass sich die Arbeit mit „DDR-Zeitzeugen" bereits im Laufe der 1990er Jahre entwickelt hat, während die anfangs häufigen Ost-West-Begegnungen schon Mitte der 1990er Jahre zurückgingen. Eine Vorgängerexpertise zur DDR-Vermittlung in der außerschulischen Bildung 2006 kommt zu dem Schluss, dass Gespräche mit Zeitzeugen „oftmals [...] über einen Belegcharakter für verschiedene Phasen und politische Positionen" nicht hinaus kommen und sich auf wenige Teilbereiche beschränken (Behrens et al. 2006, 82). Dieser Befund hat sich für die Jahre 2010/2011 etwas differenziert: Zeitzeugen spielen bei den Themen Repression und politische Verfolgung, Opposition, Widerstand, „Friedliche Revolution", Mauerbau und deutsche Teilung und Fluchterfahrungen sowie Jugend in der DDR eine besondere Rolle. Auch Alltagsaspekte werden zunehmend in die Arbeit mit Zeitzeugen einbezogen. Dabei zeigen sich unterschiedliche pädagogische Zielsetzungen: Auf der einen Seite sollen Zeitzeugen vermitteln, „wie es damals war", Geschichte veranschaulichen, Lebensgeschichten würdigen und Haltungen wie Mut, Widerspruch u.a. tradieren. Auf der anderen Seite wird in ihnen Potenzial für aktivierend-kommunikatives Lernen, die Auseinandersetzung mit Subjektivität und Mehrstimmigkeit oder biografische Selbstreflexion gesehen. Während Zeitzeugen von einigen Pädagogen als „niedrigschwelliges", auch unterhaltsames „Medium" gesehen werden, verweisen andere auf die pädagogische Komplexität dieser Arbeit. In der Erwachsenenbildung dominieren eher klassische Formate wie der Zeitzeugenvortrag mit anschließender Diskussion, während gerade in der Jugendbildung zum Teil anspruchsvolle Projektarbeit mit Zeitzeugen durchgeführt wird. Die Arbeitsformen mit Zeitzeugen werden also einerseits als „Instrumente der Wissensvermittlung oder der emotionalen Verstärkung von erwünschten Geschichtsbildern eingesetzt", andererseits stehen dem Formen reflexiver Zeitzeugenarbeit gegenüber, „in denen Subjektivität anerkannt und darüber hinaus ein ergebnisoffener, interpretativer Ansatz praktiziert wird" (Behrens et al. 2012, 78).

Didaktische Reflexion und Austausch zur Zeitzeugenarbeit unter veränderten geschichtskulturellen Bedingungen haben gerade erst begonnen. Sie werden auch Veränderungen geschichtswissenschaftlicher Paradigmen einbeziehen müssen. So sind Ansätze im Sinne einer deutsch-deutschen Beziehungsgeschichte in der Bildungsarbeit zum Thema DDR eher selten. Von ‚Zeitzeugen der Bundesrepublik' ist bisher kaum die Rede, dagegen dominiert die Konstellation ‚ostdeutscher' Zeitzeugen vor mehrheitlich ‚westdeutschem' Publikum. Eine Ausnahme bilden Zeitzeugengespräche und -projekte mit Migranten im interkulturellen Unterricht und in der Jugendbildungsarbeit (Jugendbildungsstätte Anne Frank 2006), was einen neuen geschichtspolitischen Fokus im Zeichen der Debatte um die „Einwanderungsgesellschaft" widerspiegelt.

4. Schlussfolgerungen

Zeitzeugenschaft im Kontext der DDR-Aufarbeitung basiert auf bereits etablierten geschichtskulturellen und -politischen Mustern, die sich, wie oben dargestellt, über Jahrzehnte hinweg in verschiedenen Kontexten der NS-‚Vergangenheitsbewältigung' entwickelt haben. Praxen mit Zeitzeugen stehen hier im Spannungsfeld geschichtspolitischer Debatten, die die gegensätzlichen Bezugspunkte einer häufig totalitarismustheoretisch eingefärbten Delegitimierung der DDR sowie die Forderung nach einer pluralen Aufarbeitung und kritischen Historisierung umfassen. Zeitzeugen werden damit im Kontext der DDR-Aufarbeitung einerseits zur Vermittlung von bestimmten Geschichtsbildern in Anspruch genommen, andererseits sollen sie (nicht immer kontroverse oder gar ergebnisoffene) Multiperspektivität ermöglichen (vgl. Ernst 2012). Weitere Spezifika der „DDR-Zeitzeugenschaft" sind der größer werdende und – je nach historischer Phase – zugleich immer noch geringe historische Abstand zur DDR und damit verbunden eine fluide Grenze von Zeitzeugenschaft und Zeitgenossenschaft, die Beziehungen und Abgrenzungen deutsch-deutscher Geschichte (und Erzählungen) sowie die unterschiedlichen Voraussetzungen verschiedener Rezipientengruppen (Ost/West-Sozialisation). Der Begriff ‚Zeitzeuge' hat sich dabei gerade in massenmedialen Kontexten kontinuierlich erweitert (vgl. u.a. Classen 2012. 300-320), wenn auch in den Inszenierungsformen nicht immer von vorgeprägten Mustern der Darstellung von Opfern des Nationalsozialismus als Zeitzeugen gelöst. Diese komplexe Einbettung von DDR-Zeitzeugenschaft bedeutet, dass Rahmungen, Funktionen und Zuschreibungen von Zeitzeugenschaft sowie Entscheidungen darüber, wer als „DDR-Zeitzeuge" bezeichnet wird bzw. überhaupt und mit welchen Motiven bereit ist, Zeitzeuge zu sein, sich an spezifischen Kontexten festmachen. Geschlossene Definitionen wären insofern normativ; wichtig erscheint uns aber eine Differenzierung des Zeitzeugenbegriffs – nicht nur für die historische Analyse von Zeitzeugenschaft, sondern auch für die praktische Arbeit mit Zeitzeugen:

Implizite Zeitzeugen können im Prinzip alle sein, die direkte oder indirekte Erinnerungen mit einem Ereignis, einer historischen Phase oder einem politischen System verbinden. Sie treten aber nicht als Zeitzeugen auf bzw. werden nicht als solche bezeichnet. Implizite Zeitzeugenschaft ist relevant (1.) in Bezug auf eine potenzielle *explizite* Zeitzeugenschaft („zum Zeitzeugen gemacht werden"), (2.) in Bezug auf geschichtskulturelle Akteurspositionen, (z.B. wenn subjektive Perspektiven von Forschenden oder Vermittelnden zum Tragen kommen) sowie (3.) in Bezug auf Kommunikationssituationen der Zeitzeugenarbeit (Zeitzeugenschaft des Publikums oder der Moderierenden).

Explizite Zeitzeugen sind solche, die in einem bestimmten Diskurszusammenhang öffentlich als Zeitzeugen auftreten oder präsentiert und als Zeitzeugen bezeichnet werden oder deren öffentliche Präsentation durch Rekurs auf geschichtskulturelle Muster eine solche Bezeichnung nahelegt. Je nach Kontext können sich Äußerungsposition (z.B. prominent vs. unbekannt), Äußerungssituation (z.B. Präsenz vs. Medialisierung, Vortrags-, Gesprächs- oder Interviewsituation), Perspektive (z.B. Täter vs. Opfer, Funktionsträger vs. Privatmensch, politische Einstellung) und Darstellungsweise (z.B. vorbereitet vs. spontan, routiniert vs. ersterzählend) erheblich unterscheiden.

Insgesamt ist es produktiv, Verbindungs- und Umschlagspunkten zwischen impliziter und expliziter Zeitzeugenschaft Aufmerksamkeit zu widmen, um die vielschichtigen Voraussetzungen und Prozesse von Zeitzeugenarbeit angemessen beschreiben zu können Dies gilt insbesondere für die Oral History: Ihre Interviewpartner, deren Erzählung und Darstellung quellenkritisch in einem Forschungszusammenhang ausgewertet und/oder (in Auszügen) veröffentlicht wird, befinden sich im Zwischenraum von impliziter und expliziter Zeitzeugenschaft. Der Prozess der Veröffentlichung steht angesichts von Tendenzen der Medialisierung, Professionalisierung und Institutionalisierung der Geschichtskultur seit den 1990er Jahren unter einem erhöhten Erwartungs-, Anforderungs- und Funktionalisierungsdruck. Oral History produziert damit vermehrt Material für öffentliche Darstellungen. Zu Fragen der Interviewsituation und Quellenproduktion hat sich eine produktive methodische Reflexion entwickelt, weniger um den immer wichtiger werdenden Aspekt der Veröffentlichung. Über die praktischen, ethischen und geschichtspolitischen Dimensionen der Veröffentlichung und der Explizitheit von Zeitzeugen sollten Wissenschaftler, Geschichtsdidaktiker und die anderen Akteure der Geschichtskultur im Sinne einer *Public Oral History* gemeinsam reflektieren. Wünschenswert wäre eine starke Positionierung der Oral History und die Verteidigung eines ihrer ursprünglichen Anliegen: eines demokratischen, weil streitbaren, dialogischen und inkludierenden „Raum[s] sozialer Begegnung“ (Lutz Niethammer) mit Geschichte.

LITERATUR

Assmann, Aleida (2007): Vier Grundtypen von Zeugenschaft. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt/New York: Campus, 33-51.

Bayer, Erich und Frank Wende (Hg.) (1995): Wörterbuch zur Geschichte. Begriffe und Fachausdrücke. 5., neugestaltete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner.

Behrens, Heidi, Paul Ciupke und Norbert Reichling (2006): Die Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichte in der politischen Erwachsenenbildung. Essen.

Behrens, Heidi, Paul Ciupke und Norbert Reichling (2012): Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte in der außerschulischen politischen Bildung. Eine Analyse von Angeboten in fünf Bundesländern. In: Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte – Historische Entwicklungslinien – Konzepte – Bildungspraxis. Hg. vom Bildungswerk der Humanistischen Union NRW und Zeitpfeil Studienwerk Berlin-Brandenburg. Essen: Klartext (Werkhefte für politische Bildung, 10), 46-95.

Benz, Wolfgang (2011): Die DDR als Museumsobjekt. In: Zeitschrift für Geschichte 59 (12), 995-1007.

Bösch, Frank (2008): Geschichte mit Gesicht. Zur Genese des Zeitzeugen in Holocaust-Dokumentationen seit den 1950er Jahren. In: Thomas Fischer und Rainer Wirtz (Hg.): Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen. Konstanz: UVK, 51-73.

Brauer, Juliane und Dorothee Wein (2009): Historisches Lernen mit lebensgeschichtlichen Videointerviews – Beobachtungen aus der schulischen Praxis mit dem Visual History Archive. In: GedenkstättenRundbrief (153), 9-22.

Ernst, Christian und Ulrike Schneider (2010): Einsatz von Zeitzeugen zur DDR-Geschichte: Probleme und Potenziale. In: Außerschulische Bildung (4), 351-356.

Classen, Christoph (2012): Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 300-320.

Ernst, Christian (2012): Zeitzeugen der DDR-Geschichte: Überwältigungsrisiko oder Potenzial für Multiperspektivität? In: Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte – Historische Entwicklungslinien – Konzepte – Bildungspraxis. Hg. vom Bildungswerk der Humanistischen Union NRW und Zeitpfeil Studienwerk Berlin-Brandenburg. Essen: Klartext (Werkhefte für politische Bildung, 10), 2-7.

Faulenbach, Bernd (2005): Zur Einführung in die Tagung „Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte?". In: Bernd Faulenbach und Franz-Josef Jelich (Hg.): Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten. Essen: Klartext, 9-14.

Fischer, Thomas (2008): Erinnern und Erzählen. Zeitzeugen im Geschichts-TV. In: Thomas Fischer und Rainer Wirtz (Hg.): Alles authentisch? Popularisierung der Geschichte im Fernsehen. Konstanz: UVK, 33-50.

Frei, Norbert (2009): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen. Erw. Taschenbuchausgabe München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Garbe, Detlef (2005): Von der Peripherie in das Zentrum der Geschichtskultur. Tendenzen der Gedenkstättenentwicklung. In: Bernd Faulenbach und Franz-Josef Jelich (Hg.): Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten. Essen: Klartext, 59-85.

Grele, Ron (2007): Stages in the evolution of oral history. In: Almut Leh und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Networks of Oral History, Festschrift für Alexander von Plato, Sonderheft: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen (20. Jg.), 30-35.

Hartewig, Karin (2001): „Proben des Abgrunds, über welchem unsere Zivilisation wie eine Brücke schwebt". Der Holocaust in der Publizistik der SBZ/DDR. In: Norbert Frei und Sybille Steinbacher (Hg.): Beschweigen und Bekennen. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft und der Holocaust. Göttingen: Wallstein, 35-50.

Hasberg, Wolfgang (2006): Erinnerungs- oder Geschichtskultur? Überlegungen zu zwei (un-)vereinbaren Konzeptionen zum Umgang mit Gedächtnis und Geschichte. In: Olaf Hartung (Hg.): Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 32-59.

Hein, Dörte (2010): Virtuelles Erinnern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (25-26), 23-29.

Hoffmann, Hilde (2003): Der Zeitzeuge als Fernsehfigur. Zeitzeugeneinsatz in Dokumentationen zum 40. Jahrestag des Mauerbaus. In: Jahrbuch für Pädagogik, 207-220.

Jong, Steffi de (2011): Bewegte Objekte. Einleitende Gedanken zur Musealisierung des Zeitzeugen. In: Sibylle Schmidt, Krämer Sybille und Ramon Voges (Hg.): Politik der Zeugenschaft. Zur Kritik einer Wissenspraxis. Bielefeld: Transcript, 243-264.

Jugendbildungsstätte Anne Frank (2006): Zeitzeugengespräche mit Migrantinnen und Migranten. „Interessante Erwachsene" im interkulturellen Unterricht und in der Jugendbildungsarbeit. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.

Kaiser, Wolf (2009): Zeitzeugenberichte in der Gedenkstättenpädagogik. In: Gedenkstätten-Rundbrief (152), 11-15.

Kaminsky, Anne (Hg.) (2007): Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR. 2. Aufl. Berlin: Christoph Links.

Keilbach, Judith (2008): Geschichtsbilder und Zeitzeugen. Zur Darstellung des Nationalsozialismus im bundesdeutschen Fernsehen. Münster: Lit.

Kenkmann, Alfons, Signe Barschdorff und Katja Fausser (1997): Jugendliche erforschen die Vergangenheit. Annotierte Bibliographie zum Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.

Kleßmann, Christoph (1997): Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955-1970. 2. überarb. u. erw. Aufl. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.

Knoch, Habbo (2010): Die Rückkehr der Zeugen. Gedenkstätten als Gedächtnisorte der Bundesrepublik. In: Gerhard Paul und Bernhard Schoßig (Hg.): Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre. Göttingen: Wallstein, 116-137.

Kößler, Gottfried (2007): Gespaltenes Lauschen. Lehrkräfte und Zeitzeugen in Schulklassen. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt/New York: Campus, 176-195.

Leh, Almut (2000): Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung. In: BIOS 13 (1), 64-76.

Leo, Annette (1998): Geschichtsbewußtsein „herstellen" – ein Rückblick auf Gedenkstättenarbeit in der DDR. In: Heidi Behrens-Cobet (Hg.): Bilden und Gedenken. Erwachsenenbildung in Gedenkstätten und an Gedächtnisorten. Essen: Klartext-Verlag (Geschichte und Erwachsenenbildung, 9), 35-51.

Lüpke, J. von (2004): Zeuge; Zeugnis. II. Theologie. In: Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie (HWPh). Bd. 12, W-Z. Völlig neubearb. Ausg. des „Wörterbuchs der philosophischen Begriffe" von Rudolf Eisler. Basel: Schwabe, 1325-1330.

Metzler, Gabriele (2004): Einführung in das Studium der Zeitgeschichte. Paderborn: Schöningh.

Michaelis, Andree (2011): Die Autorität und Authentizität der Zeugnisse von Überlebenden der Shoah. Ein Beitrag zur Diskursgeschichte der Figur des Zeugen. In: Sibylle Schmidt, Sybille Krämer und Ramon Voges (Hg.): Politik der Zeugenschaft. Zur Kritik einer Wissenspraxis. Bielefeld: Transcript, 265-284.

Neiss, Marion (2011): Historisches Lernen durch Emotionen. Die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen. Eindrücke. In: Zeitschrift für Geschichte 59 (12), 1025-1032.

Niethammer, Lutz (1980): Einführung. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History". Frankfurt am Main: Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, 7-26.

Ortmeyer, Benjamin (1996): Über den ambivalenten Begriff des Zeitzeugen. In: HLZ (6), 24-25.

Passens, Katrin (2009): Augenzeugen und mündliche Quellen. Zeitzeugengespräche in der historisch-politischen Bildungsarbeit. In: Heidi Behrens, Paul Ciupke und Norbert Reichling (Hg.): Lernfeld DDR-Geschichte. Ein Handbuch für die politische Jugend- und Erwachsenenbildung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau-Verlag (Politik und Bildung, 51), 295-304.

Peitsch, Helmut (2008): „Blut kittet" (Bruno Apitz): Veröffentlichungen letzter Briefe von Widerstandskämpfern als „Märtyrer einer neuen Ordnung" in Ost- und Westdeutschland zwischen 1945 und 1961. In: Christa Ebert und Brigitte Sändig (Hg.): Ideen und Bilder von Gemeinschaftlichkeit in Ost und West. Frankfurt a.M. u.a.: Lang, 81-94.

Plato, Alexander von (2011): Oral History und Biografie-Forschung als „Verhaltens- und Erfahrungsgeschichte": Eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze. In: Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen (45), 37-49.

Popp, Susanne (2010): Nationalsozialismus und Holocaust im Schulbuch. Tendenzen der Darstellung in aktuellen Geschichtsschulbüchern. In: Gerhard Paul und Bernhard Schoßig (Hg.): Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre. Göttingen: Wallstein, 98-115.

Reichling, Norbert (1998): Vom antifaschistischen Pathos zur „normalen" Bildungsarbeit? Probleme und Perspektiven für die historisch-politische Erwachsenenbildung. In: Heidi Behrens-Cobet (Hg.): Bilden und Gedenken. Erwachsenenbildung in Gedenkstätten und an Gedächtnisorten. Essen: Klartext-Verlag (Geschichte und Erwachsenenbildung, 9), 223-239.

Rothfels, Hans (1953): Zeitgeschichte als Aufgabe. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1), 1-8.

Rudnick, Carola S. (2011): Die andere Hälfte der Erinnerung. Die DDR in der deutschen Geschichtspolitik nach 1989. Bielefeld: Transcript.

Sabrow, Martin (2012): Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 13-33.

Satjukow, Silke (2012): „Zeitzeugen der ersten Stunde". Erinnerung an den Nationalsozialismus in der DDR. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 201-224.

Schildt, Axel und Detlef Siegfried (2009): Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik - 1945 bis zur Gegenwart. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.

Schoenberner, Gerhard (2006): Joseph Wulf. Aufklärer über den NS-Staat. Initiator der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz. Berlin: Hentrich & Hentrich (Jüdische Miniaturen, 39).

Scholz, Olaf R. (2011): Das Zeugnis anderer – Sozialer Akt und Erkenntnisquelle. In: Sibylle Schmidt, Sybille Krämer und Ramon Voges (Hg.): Politik der Zeugenschaft. Zur Kritik einer Wissenspraxis. Bielefeld: Transcript, 23-47.

Schott, Harald (1988): „Die Mauer". In: Guido Knopp und Siegfried Quandt (Hg.): Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 150-157.

Schwarz, Peter Paul (2012): Zeit. Zeugen. Zeitzeugen. Zu Traditionen, Entwicklungslinien und Erscheinungsformen von Zeitzeugenschaft. In: Zeitzeugenarbeit zur DDR-Geschichte – Historische Entwicklungslinien – Konzepte – Bildungspraxis. Hg. vom Bildungswerk der Humanistischen Union NRW und Zeitpfeil Studienwerk Berlin-Brandenburg. Essen: Klartext (Werkhefte für politische Bildung, 10), 8-45.

Sektionen zur Neuen Geschichte. Der Zeitzeuge. Annäherung an ein geschichtskulturelles Gegenwartsphänomen. Leitung: Martin Sabrow (Potsdam) (2007). In: Clemens Wischermann, Armin Müller, Rudolf Schlögl und Jürgen Leipold (Hg.): GeschichtsBilder. 46. Deutscher Historikertag vom 19. bis 22. September in Konstanz. Berichtsband. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 183-186.

Steinbacher, Sybille (2012): Zeitzeugenschaft und die Etablierung der Zeitgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 145-157

Struck, Manfred (1999): Vermittelte Erfahrung - lebendige Geschichte. In: Friedhelm Boll und Annette Kaminsky (Hg.): Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtliche Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen. Berlin: Berlin-Verlag, 177-192.

Thomson, Alistair (2007): Eine Reise durch das Gedächtnis unserer Bewegung. Vier paradigmatische Revolutionen in der Oral History. In Almut Leh und Lutz Niethammer (Hg.): Kritische Erfahrungsgeschichte und grenzüberschreitende Zusammenarbeit. The Networks of Oral History, Festschrift für Alexander von Plato, Sonderheft: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen (20. Jg.), 21–29.

Welzer, Harald (2012): Vom Zeit- zum Zukunftszeugen. Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 33-49.

Wierling, Dorothee (2003): Oral History. In: Michael Maurer (Hg.): Aufriss der historischen Wissenschaften in sieben Bänden. Band 7. Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft. Stuttgart: Reclam, 81-151.

Wierling, Dorothee (2008): Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen. In: BIOS 21 (1), 28-36.

Wieviorka, Annette (1999): From survior to witness: voices from the Shoah. In: Emmanuel Sivan und Jay M. Winter (Hg.): War and remembrance in the twentieth century. Cambridge: Cambridge University Press, 125-141.

Wolfrum, Edgar (2002): Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Yablonka, Hanna (2012): Die Bedeutung der Zeugenaussagen im Prozess gegen Adolf Eichmann. In: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen: Wallstein, 176-201

Zündorf, Irmgard (2009): DDR-Museen als Teil der Gedenkkultur in der Bundesrepublik Deutschland. In: Jahrbuch für Kulturpolitik. Thema: Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. Essen: Klartext (9), 139-145.

Über das gute Leben

Zur Erosion der Normalbiographie am Beispiel von Prekarität

Daniela Schiek

Zusammenfassung

Die Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse gilt als massive Verunsicherung biographischer Modelle: Obgleich sie schon einmal verabschiedet und von der „Bastelbiographie" abgelöst werden sollte, ist die Erosion der Normalbiographie im Zuge der Auseinandersetzung mit einer zunehmenden Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse erneut zum sozialwissenschaftlichen Topos geworden. Dabei ist in den letzten Jahren die Perspektive auf die desintegrativen Wirkungen des Verlusts kontinuierlicher Erwerbsarbeit und entsprechender biographischer Perspektiven dominant gewesen. Demgegenüber werden heute auch die Freiräume für eine Neugestaltung von Arbeit und Leben betont, die durch die Prekarisierung und die ihr inhärente Erosion der Normalbiographie entstünden. Die individuelle Deutung von „Leben" im Zuge der Prekarisierung ist dabei allerdings bisher kaum untersucht worden.

Im Beitrag wird auf der Grundlage biographischer Fallrekonstruktionen die biographische Deutung prekär Beschäftigter untersucht, bei denen eine, wenn nicht die derzeit deutlichste Auseinandersetzung mit „Leben" und seinem Bezug zur Arbeitsgesellschaft erwartet werden kann. Im Ergebnis zeigt sich, dass dieser Zusammenhang nicht nur soziohistorisch – als soziale Institution des Lebenslaufs – besteht, sondern auch in den Deutungsmustern der Einzelnen das eine (Leben) nicht ohne das andere (Arbeitsgesellschaft) gedacht werden kann und dies von den Befragten reflektiert wird.

1. Einleitung

Obwohl sie bereits seit den 1980er Jahren nicht mehr vorherrschend sein soll, wird die Normalbiographie in jüngster Zeit wieder intensiv in den Sozialwissenschaften verhandelt. Zwar ist ihr „Ansehen" als biographisches Orientierungsmodell dabei nicht gestiegen – im Gegenteil: Erneut und besonders jetzt wird ihre mangelnde Tragfähigkeit in analytischer wie „lebenspraktischer" Hinsicht konstatiert. Nur war mit Blick auf die Debatten in den 1980er und 1990er Jahren, in denen die Ablösung der Normalbiographie durch die „Bastelexistenz" zu einer Art sozialwissenschaftlichen Binsenweisheit wurde, nicht davon auszugehen, dass ihre Auflösung noch einmal zum sozialwissenschaftlichen Topos wird. So geraten durch die Auseinandersetzung mit einer zunehmenden Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse und den damit einhergehenden (erwerbs-)biographischen Instabilitäten die Normalbiographie und ihr Rückgrat, das Normalarbeitsverhältnis, erneut in den Fokus der Aufmerksamkeit:

 © Verlag Barbara Budrich

Einerseits schaffe die Zunahme unsicherer Arbeitsverhältnisse und diskontinuierlicher Erwerbsbiographien Verunsicherungen und Integrationsprobleme, andererseits wird auch von der Entstehung von Freiräumen beispielsweise für Personen ausgegangen, die nicht kontinuierlich erwerbsarbeiten wollen oder können.

Die Prekarisierungsdebatte kann also als Neuverhandlung darüber verstanden werden, wie Arbeit und Leben künftig gestaltet werden (sollen), und da die Normalbiographie für die bisherige Organisation von Arbeit und Leben steht, bildet sie den zentralen Gegenstand der Auseinandersetzungen. Lässt sich dies für den soziologischen Diskurs feststellen, kann ebenso mit Blick auf die Individuen gezeigt werden, dass sie vor allem mit einer Rekonstruktion ihrer Biographie und diesbezüglicher normativer Bezüge auf die Prekarisierung reagieren. Die Frage nach dem Umgang der einzelnen mit der zunehmenden Verunsicherung der Arbeits- und Lebensverhältnisse ist deshalb in erster Linie eine lebenslaufsoziologische: Die Prekarisierung stimuliert ganz offensichtlich sowohl in der Soziologie als auch bei den einzelnen eine Bilanzierung und Bewertung dessen, was als Maß eines „guten" und „runden" Lebens gelten kann und was nicht.

Auf diese Weise wird der Gegenstand in der gegenwärtigen Auseinandersetzung jedoch kaum wahrgenommen. Das Maß, mit dem die Tragweite der Normalbiographie hinterfragt wird, spiegelt sich nicht annähernd im theoretischen wie empirischen Zuschnitt der soziologischen Prekarisierungsdebatte wieder: Während sich die Lebenslaufsoziologie und Biographieforschung gegenüber dem Gegenstand der Prekarisierung weitgehend zurückhalten, verzichtet die Arbeitssoziologie in ihrer Auseinandersetzung mit der erodierenden Normalbiographie fast vollständig auf lebenslaufsoziologische und biographietheoretische Informationen.

Damit aber wird eine erkenntnisversprechende analytische Perspektive verschenkt. Wenn der Lebenslauf in Form der Normalbiographie, und so hat es Kohli (1985; 1988: 40) behauptet, ein unhinterfragtes Schema zur Wirklichkeitskonstruktion darstellt, können seine Tragweite und Mechanismen besonders in seiner Krise studiert werden. Dies gilt insbesondere für jene Fälle, die sich (perspektivisch) in einem gesellschaftlichen „Draußen" sehen könnten. Denn gerade hier ist eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung, die die Normalbiographie für die soziale Integration erhält oder verliert, zu erwarten.

Der vorliegende Artikel fokussiert daher auf Personen, die unmittelbar von sozialer Ausgrenzung bedroht sind und geht der Frage nach, wie sich die biographische Perspektive in der Prekarität entwickelt und in welchem Zusammenhang dies mit sozialer Ausgrenzung oder auch Integration steht. Hierzu werden Ergebnisse einer qualitativen Studie vorgestellt. Im Einzelnen wird wie folgt vorgegangen: Zunächst wird der Stand der Forschung zur Prekarisierung dargelegt (2). Es folgen theoretische Vorüberlegungen sowie methodische Informationen zur empirischen Untersuchung, bevor ihre Befunde vorgestellt werden (3). Abschließend werden Schlussfolgerungen gezogen (4).

2. Die Prekarisierung der Arbeit

2.1 Prekarität als biographisches Problem

Die Prekarisierung der Erwerbsarbeit kann als die gegenwärtig geläufigste Zeit- und Sozialdiagnose bezeichnet werden. Sie beschreibt einen seit den 1980er Jahren bis

heute zu beobachtenden Umbruch in der Regulierung von Lohnarbeit, der im westlichen Europa nicht nur zu einer anhaltend hohen Langzeitarbeitslosigkeit, sondern auch zu einer Zunahme unsicherer Arbeitsverhältnisse geführt hat. Infolgedessen ist Erwerbsarbeit für den Lebensunterhalt unzuverlässiger geworden, durch den gleichzeitigen Umbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherung aber auch wichtiger. Daher gilt die Prekarisierung als Rückkehr der sozialen Unsicherheit und als „neue soziale Frage" (Paugam 1998; Castel 2000: 336).

Meist wird prekäre Arbeit als ein Beschäftigungsverhältnis definiert, das die einzige Einkommensquelle darstellt, aber den Lebensunterhalt nicht deckt, nicht (umfassend) sozial ver- und arbeits(schutz)rechtlich abgesichert sowie hinsichtlich seines Fortbestands unsicher ist und in dem kaum Chancen auf Aufstieg und Prestige bestehen (Dörre et al. 2006: 18). Die Frage, welche (arbeitsvertraglichen) Merkmale in welcher Kombination oder mindestens erfüllt sein müssen, um von prekärer oder „schlechter" (und nicht nur „atypischer") Arbeit sprechen zu können, ist offen (Brehmer/Seifert 2008; Sengupta et al. 2009). In Anlehnung an die segmentationstheoretische Unterscheidung in „gute" und „schlechte" Arbeit (Sengenberger 1987: 210-211) ist Arbeit nicht allein durch seine vertraglichen Bedingungen „prekär". Viel mehr konstituieren sich *bad jobs* durch zum einen die Arbeitsplätze- und zum anderen aber auch die Arbeitskräftestruktur (Michon 1983; Sengenberger 1987: 47; Tilly/Tilly 1998: 163). Beispielsweise kann ein vertraglich befristetes Arbeitsverhältnis mehr oder weniger prekär sein, je nachdem, „wer" es eingeht – das „Mehr" oder „Weniger" konstituiert sich durch zu- oder abnehmende Kumulation der genannten Merkmale. So kommen vor allem bei gering qualifizierten Personen in Tätigkeiten im Handwerk, der Industrie, der Gastronomie und dem Einzelhandel, in der Baubranche sowie Reinigungs- und (administrativen) Bürotätigkeiten mehrere, wenn nicht alle der genannten Prekaritätsmerkmale zusammen (Groß 2001; Bosch/Kalina 2007: 40; Brehmer/Seifert 2008; BA 2009a, 2009b). Dies legt eine analytische Konzentration auf diesen Bereich nahe. Gleichwohl ist auch dabei immer noch offen, welcher der oben genannten Aspekte – Entlohnung, Sozialversicherung, Arbeits(schutz)recht, Befristung und Kündigungsschutz sowie Aufstieg und Prestige – nun als ausschlaggebend bezeichnet werden könnte: Was ist das Kernmerkmal erwerbsbedingter Prekarität?

Im Vordergrund der Analysen steht, zumindest in Deutschland, zumeist der Aspekt der Beschäftigungssicherheit und -stabilität,[1] die bei gering qualifizierten Tätigkeiten und Personen weit weniger gegeben ist als bei Hochqualifizierten mit befristeten Arbeitsverträgen (Groß 2001). Entsprechend sind Leiharbeit und befristete Beschäftigung schon früh in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt (Oschmiansky/Oschmiansky 2003; Vogel 2003; bereits Brose 1984) und können als Paradebeispiel prekärer Arbeit gesehen werden. Auch derzeitige Untersuchungen konzentrieren sich vor allem hierauf und formulieren ihre Befunde vor allem auf einer biographischen, die Beschäftigungssicherheit und -stabilität betreffenden Ebene.

So stellt Kraemer (2006: 667-669) in einer Untersuchung von Leiharbeitern fest, dass diese vor allem Gefahren wahrnehmen, die ihre Erwerbsbiographie betreffen und wiederum vom weiteren Verlauf der Erwerbsbiographie abhängen. Auch finden sich

1 Beschäftigungssicherheit bezieht sich auf das derzeitige Arbeitsverhältnis und den Verbleib im Betrieb, Beschäftigungsstabilität bezeichnet den kontinuierlichen Verbleib auf dem Arbeitsmarkt. Beides indiziert die Kontinuität der Erwerbsbiographien.

Befunde zu „Kontrollverlusten“ und „Blockaden“ in Bezug auf Lebensplanungsperspektiven (Kraemer/Speidel 2004: 132-134). Vor allem Befragte, die in den genannten Tätigkeitsfeldern und bereits seit Langem prekär beschäftigt sind, nähmen eine „dauerhafte Gefährdung“, ein „Kräftezehren“ sowie eine „Drift an die Randzonen der Arbeitsgesellschaft“ wahr (Vogel 2003: 43-44). Auch laut Dörre et al. (2006: 59) ist der Versuch, „der eigenen Lebensplanung Kohärenz zu verleihen“ je nach Beschäftigungsstatus mehr oder weniger erfolgreich. Ein arbeitskraftunternehmerisches Selbstmanagement kann sich unter den Bedingungen der Prekarität offenbar nicht entwickeln (vgl. auch Magnin 2009). Diese Befunde bilden somit das ab, was Bourdieu und Castel in Bezug auf die subjektiven Auswirkungen prekärer Beschäftigung formuliert haben: Dass unter Bedingungen diskontinuierlichen Erwerbs nicht nur die Möglichkeit sondern auch die Fähigkeit, Zukunft zu planen oder überhaupt auch nur zu „denken“, verloren gehen und einer „Kultur des Zufalls“ bzw. dem Leben „von der Hand in den Mund“ weichen könne (Castel 2000: 358; Bourdieu 1998: 97, 2000: 110).

Folgt man also Studien zur subjektiven Verarbeitung prekärer Beschäftigung, beklagen unsicher Beschäftigte die fehlende Möglichkeit zur Lebensplanung oder verlieren sogar ihre biographische Perspektive, d.h. auch die Fähigkeit langsichtig zu planen. Laut den Befunden streben prekär Beschäftigte nach der Normalbiographie und fühlen sich vor allem aufgrund des unsicheren Fortbestands ihres Arbeitsverhältnisses von einem dauerhaften Ausschluss vom Erwerbsarbeitsmarkt bedroht, der auch heute noch als hauptsächliche Ursache sozialer Ausgrenzung gelten kann (Kronauer 2000: 145 ff.).

Vor diesem Hintergrund kann Prekarität als etwas bezeichnet werden, das sich insbesondere in den „unteren“ Stufen der Arbeitsmarktstruktur und hier vornehmlich durch die Vorläufigkeit des Arbeitsverhältnisses konstituiert, und dieser Fokus kann durch die sozialstrukturelle Nähe zur sozialen Ausgrenzung und der damit einhergehenden „Dramatik“ begründet werden.

2.2 Forschungslücken

Diese Sicht auf Prekarität ist mittlerweile umstritten. Gerade weil Erwerbsarbeit für einen zunehmenden Teil an Beschäftigten nicht mehr zuverlässig den materiellen wie kulturellen Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe stelle, wird die Prekarisierung auch als das Ende der (männlichen) Normalarbeit und eine Gelegenheit für die Entwicklung oder Aufwertung anderer gesellschaftlicher Integrationsmodelle begriffen (Bonß 2001; Völker 2006; Aulenbacher 2009: 76; Manske 2010; Dölling 2010). Vor diesem Hintergrund ließen sich das Streben nach der Normalbiographie und entsprechende Verlustängste auch als Festhalten an männlichen Positionen deuten (Lengersdorf/Meuser 2010: 97; Manske 2010: 313). Auch schon frühere Annahmen, etwa zur „Patchworkbiographie“ (z. B. Beck/Beck-Gernsheim 1993; Hitzler/Hohner 1994) und die in der Biographieforschung formulierte Kritik an der soziologischen Beharrung auf konstante Biographien (Schimank 1985; Zinn/Eßer 2003: 60; Brose 2003: 293) lassen Untersuchungen, die die Geltungsmacht des institutionalisierten Lebenslaufs behaupten, rückwärtsgewandt und „stur“, wenn nicht patriarchal erscheinen.

Allerdings ist festzustellen, dass zur subjektiven Verabschiedung des erwerbszentrierten, dreigeilten Lebenslaufes wenige Untersuchungen vorliegen. So kommen auch die drei genannten Perspektiven weitgehend ohne vorherige Rekonstruktion der

kulturellen Bedeutung aus, die der Lebenslauf in der (geschlechterdifferenzierenden) Arbeitsgesellschaft hat:

Erstens hält sich die Biographieforschung gegenüber dem Prekaritätsdiskurs nahezu vollständig zurück, so dass von dort kaum etwas über die Entstehung von (neuen) Biographiemodellen durch die Prekarisierung zu erfahren ist. *Zweitens* stellt die arbeitssoziologische Prekaritätsforschung zwar nahezu einstimmig den Verlust der biographischen Perspektive in der Prekarität fest, unklar bleibt jedoch die soziologische Bedeutung, die die biographische Perspektive im Sinne einer Ich-Organisiertheit und Langfristorientierung in der Arbeitsgesellschaft überhaupt besitzt. *Drittens* geht die feministische Perspektive von einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses durch die Prekarisierung aus, ohne dass die Vergeschlechtlichung von Erwerbsarbeit und vor allem der Zeit, die sie im Tag und Leben von Personen einnimmt, bereits umfassend erforscht ist. Eine einfache Zuordnung nach Geschlecht reicht hier nicht hin, zumal: Prekarität als spezifisch weibliche und möglicherweise moderne Art der Teilhabe zu betonen birgt die Gefahr eines legitimatorischen Zirkelschlusses, auf den Wetterer (1995: 20) stets im Zusammenhang des *doing gender while doing work* hingewiesen hat: „Dann *sind* Frauen und Männer in eben dem Maße verschieden, wie sie Verschiedenes arbeiten; dann *haben* Frauen und Männer in eben dem Maße unterschiedliche Lebenschancen und Optionen."

Gerade weil es für die Frage nach der Geschlechterdifferenzierung durch Arbeitsverhältnisse eine Rekonstruktion derselben braucht, wird dieser Punkt jedoch auch hier nicht gebührlich behandelt werden können. Bevor, so die hier vertretene Auffassung, Aussagen darüber getroffen werden können, ob die Normalbiographie auf der Ebene der einzelnen verschwunden ist und welche Spuren sie bei wem hinterlassen hat oder hinterlassen wird, muss ihre kulturelle Bedeutung auf der Ebene individueller Akteure untersucht werden. Folgend wird hierzu ein empirischer Aufschlag gemacht und aus der Perspektive der Lebenslaufsoziologie gefragt, was mit der Normalbiographie in der Prekarität geschieht.

3. Die biographische Deutung von Prekarität. Empirische Befunde

3.1 Ausgangspunkt

Ausgangspunkt für die Frage, wie einzelne ihr Leben in prekären Erwerbslagen rekonstruieren, sind Annahmen zur Institutionalisierung des Lebenslaufs, wie sie Kohli (1985) vorgestellt hat. Der institutionalisierte Lebenslauf stellt nicht nur soziohistorisch, sondern augenscheinlich auch in der gegenwärtigen arbeitssoziologischen Auseinandersetzung den zentralen Referenzpunkt zur Auffassung von „Leben" und sozialer Integration dar.

Ist seine faktische Prävalenz, anders als diesbezügliche Aussagen vermuten lassen, nur selten Gegenstand einer systematischen Überprüfung und die Erosion des Normallebenslaufs empirisch dementsprechend keineswegs eindeutig (vgl. hierzu Scherger 2007), wird der Lebenslauf als kulturelles Deutungsmuster und Gradmesser für soziale Integration allerdings noch seltener betrachtet.[2] Die Vernachlässigung kultureller Deutungsmuster und ihrer individuellen „Derivationen" (Ullrich 1999: 430)

2 Eine Ausnahme hiervon stellt Schmeiser (2006) dar, der sich explizit der kulturellen Verankerung des Lebenslaufs und seines Normalprogramms widmet.

wurde speziell der Arbeits- und Industriesoziologie häufig generell vorgeworfen (z.B. Knapp 1981: 146; Becker-Schmidt 1982: 298; Härtel et al. 1986: 267-268), am prominentesten wohl von Max Weber (1988). Doch auch in Bezug auf den Lebenslauf lässt sich dies in besonderem Maße feststellen. Meist, auch in der oben nachgezeichneten Diskussion, wird er als strukturelle Größe verhandelt, auf die (bzw. deren Veränderung) das Individuum in seinem Deuten und Handeln *re*agiert. Dabei wird der institutionalisierte Lebenslauf, wie soziale Institutionen überhaupt, in der Anlage der Argumentation von Kohli nicht nur strukturell, sondern gleichsam auf der Ebene „kultureller Deutungsstrukturen und entsprechender subjektiver biographischer Perspektiven" verortet (Kohli 1985: 21).

So meint der Lebenslauf als Institution gerade nicht nur die Verbreitung des (dreigeteilten) Normalprogramms und dessen wohlfahrtsstaatliche Absicherung. Er beinhaltet auch die Entstehung biographischer Perspektivität, d.h. dass die Lebenszeit selbstverständlicher Deutungs- und Handlungsrahmen des einzelnen ist und das Individuum als das Planungszentrum des Lebens und umgekehrt das Leben als ein vom Selbst zu organisierendes Projekt gilt (Kohli 1994: 220). Die Institutionalisierung des Lebenslaufs bedeutet also Verzeitlichung und Individualisierung des Lebens.

Diese stehen zum einen insofern in einem Zusammenhang mit arbeitsgesellschaftlicher Integration, als „Biographie" auf Kontingenz-, Orientierungs- und Integrationsprobleme sowohl der Gesellschaft als auch des Einzelnen antwortet. „Biography as a special form of temporalization allows both the individual and the society to deal with contingency, providing the balance of more possibilities and options." (Fischer-Rosenthal 1995: 258) So organisiert die dreigeteilte Struktur des Lebens, in der sich Ausbildungs- und Ruhestandsphase um eine kontinuierliche Erwerbsphase im Erwachsenenalter gruppieren, das Handeln der einzelnen in Richtung der Arbeitsgesellschaft. Deshalb ist der Lebenslauf eine zentrale Strukturdimension der Arbeitsgesellschaft, und umgekehrt ordnet die Organisation von Arbeit den Lebenslauf. Lebenslaufpolitik ist deshalb Arbeitspolitik und umgekehrt (Kohli 1986: 184 ff.; 1985: 1, 2000: 362). Zudem dient die Dreiteilung für den einzelnen der Regulierung und Berechenbarkeit des Handelns und insofern seiner Ermöglichung, als der Normallebenslauf von Zukunftsunsicherheit entlastet und somit Langsicht und Routine ermöglicht.

Zum anderen ist diese Entlastung und Ermöglichung von Langsicht ein Symbol sozialer Sicherung und sozialer Integration. Denn sie sind durch die „Deaktualisierung" und „chronische" Erfüllung unmittelbarer (materieller) Bedürfnisse möglich (Schelsky 1965: 263; Kohli 1986: 202, 1994: 225). „Leben" wird seitdem als Gestaltung statt nur als Existenz begriffen. Umgekehrt werden Situationen, in denen sich die Aufmerksamkeit auf die unmittelbaren Bedürfnisse richtet, als herabwürdigend empfunden, was sich dann „auch in sozialen Gruppen- und Prestigebewertungen niederschlägt" (Schelsky 1965: 263-264). Entsprechend gilt das rein gegenwartsorientierte Leben als Teil einer „Kultur der Armut" (Lewis 1969) oder, wenn man es mit einem weniger politisch diskreditierten Ansatz ausdrücken will, einer *underclass* (Myrdal 1965: 46-47; vgl. auch Castel 2005: 39). Der Normallebenslauf ist eine Zeitnorm, entlang derer produktive Lebensphasen sowie gesellschaftliche Kern- und Randlagen bestimmt werden (Schmahl 1988; Wotschack 2002).

Dies gilt im Übrigen nicht nur für Männer, sondern auch für Frauen: Sofern diese z.B. unehelich, alleinerziehend und von sozialen Transferleistungen leben, sind sie sogar stets zentraler Fokus der Debatte um eine Kultur der Armut und wohlfahrts-

staatliche Transferleistungen gewesen (Lewis 1969; Murray 1993). Die Anerkennung von Leben jenseits der Erwerbssphäre oder ganztägiger und lebenslanger Erwerbsarbeit gestalten sich damit nicht nur entlang der Geschlechterachse unterschiedlich, sondern zusätzlich auch entlang sozialer Schichten (vgl. hierzu Bock/Duden 1977: 152; von Oertzen 1999: 296; Schiek 2007).

Weil der institutionalisierte Lebenslauf gesellschaftliche Ränder markiert und dabei ein Schema der Wirklichkeitskonstruktion darstellt (Kohli 1988: 40), werfen Erosionen seines Normalprogramms die Frage nach der individuell-biographischen und kulturellen Deutung sozialer Integration auf. Denn vor allem in Krisen bisher unhinterfragter Deutungsschema, wie – hierüber herrscht weitgehend Einigkeit – die Prekarisierung eine darstellt, lassen sich ihre Tragweiten und Mechanismen besonders gut studieren. Dies gilt auch und, sofern dies bisher kaum geschehen ist, sogar in besonderen Maße für die individuelle Deutung sozialer Ausgrenzungsprozesse, die durch Prekarisierung in Gang gesetzt werden. Wie also deuten prekär Beschäftigte ihre Lage biographisch? Was geschieht mit der Fähigkeit, Zukunft nicht nur zu planen, sondern überhaupt zu „denken", und in welchem Zusammenhang steht dies mit sozialer Integration?

3.2 Datengrundlage und Methoden

Wie eingangs dargelegt wurde, wird Prekarität insbesondere in den „unteren" Stufen der Arbeitsmarktstruktur – bei gering qualifizierten Personen und Tätigkeiten – und hier vornehmlich durch die Vorläufigkeit des Arbeitsverhältnisses konstituiert. Daher wurden für die Untersuchung Interviewpartner in zwei strukturschwachen nordwestdeutschen Regionen gesucht, die befristet beschäftigt oder in der Arbeitnehmerüberlassung angestellt sind.[3] Künstlerinnen und Künstler sowie Hochschulabsolventinnen und -solventen wurden dabei explizit ausgeschlossen, wenn auch zwei Interviewpartner aus dem akademischen Milieu und eine langzeitarbeitslose Person zu kontrastiven Zwecken gezielt über Schlüsselpersonen gesucht und befragt worden sind. Insgesamt besteht das auf diese Weise gewonnene Sample aus acht Personen, die bis auf die Personen aus dem akademischen Milieu und die langzeitarbeitslose Person als Hilfs-oder Fachkräfte vor allem in der industriellen Produktion, aber auch der Gastronomie und dem Einzelhandel beschäftigt sind oder waren: Da prekäre Beschäftigung sich im gering qualifizierten Bereich häufig mit Arbeitslosigkeit abwechselt, konnte es sein, dass die Befragten zum Zeitpunkt des Interviews (vorübergehend) arbeitslos waren (zur genaueren Charakterisierung des Samples bzw. der Interviewten siehe Tabelle 1).

3 Die Interviewten wurden über Zeitungsanzeigen in lokalen Stellenmärkten gesucht. Der zunächst gewählte, weit weniger selbstselektive Weg einer Zufallsauswahl aus den Registern von Betriebsräten und Arbeitnehmerüberlassungsbetrieben war erfolglos.

Tabelle 1: Übersicht Sample

Interviewpartnerinnen und -partner	**Alter, Beruf**	**Erwerbsverlauf (der letzten 10 Jahre)**	**Erwerbsstatus**
Ernst Opp	46, Schlosser und Elektroniker	mehrfacharbeitslos: Arbeitslosigkeit perforiert durch maximal einjährige Beschäftigungen als Leiharbeiter in der Produktion und Montage sowie als Paketfahrer	arbeitslos zwischen zwei Paketfahrer-Stellen
Henrik Lünz	27, Steuerfachangestellter	nach der Ausbildung Zeitarbeit im Call-Center, Wehrdienst, Arbeitslosigkeit, die letzten vier Jahre Kraftfahrer und zuletzt erneut einen Monat arbeitslos	unbefristeter Zeitarbeiter, Einsatz als Produktionshelfer bei einem Automobilzulieferer
Karsten Berger	29, Maler und Lackierer	nach der Ausbildung langzeitarbeitslos, die letzten zwei Jahre Zeitarbeiter, Einsatz als Möbelträger	Zeitarbeiter, Einsatz als Produktionshelfer bei einem Automobilzulieferer
Luca Magnolio*	26, Grafikdesigner	nach der Ausbildung Arbeit im Malerbetrieb des Vaters, Nachholen des Abiturs, Bewerbung bei Kunsthochschule	arbeitslos, bewirbt sich bei Hochschulen
Melanie Siedler	28, Kauffrau im Einzelhandel, alleinerziehende Mutter eines vierjährigen Kindes	nach der Ausbildung Fortbildung zur Kaufhausdetektivin, im Anschluss arbeitslos, unterbrochen durch Verkaufsstellen und Tätigkeit in der Gastronomie	unterjährig befristete geringfügige Beschäftigung im Einzelhandel
Monika Bildwege*	59, medizinisch-technische Assistentin (MTA)	nach Ausbildung zwanzigjährige Arbeit als Bürokraft, danach langzeitarbeitslos, unterbrochen durch unterjährige Stellen als	seit zwei Jahren arbeitslos

		Bürokraft oder MTA	
Nele Platz*	34, Elektro-mechanikerin, Erzieherin	Erwerbstätig als Erzieherin	Studentin
Olaf Matthes	50, Schlosser	nach Arbeitslosigkeit seit zehn Jahren Fach-Zeitarbeiter	unbefristete Stelle als Leih-arbeiter, Einsatz als Fach-arbeiter

**Kontrastfälle*

Als Erhebungsform kam das narrative Interview zum Einsatz, bei dem die Befragten gebeten wurden, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Nach Abschluss des Interviews wurde der Lebensverlauf tabellarisch erhoben. Dieses Verfahren wurde im Verlauf der Untersuchung verändert: Es wurden zunächst Leitfadeninterviews zu den möglichen biographischen Auswirkungen prekärer Beschäftigung geführt, in denen die Befragten jedoch mit autobiographischen Stegreiferzählungen reagierten. Daher wurde nach den ersten drei Interviews das Erhebungsverfahren entsprechend angepasst.

Die Interviews wurden sequentiell nach dem strukturalen Verfahren analysiert und zu Einzelfällen rekonstruiert, wie es Fischer-Rosenthal (1996) und Rosenthal (1995) vorschlagen. Die rekonstruierten Einzelfälle wurden miteinander kontrastiert und auf diese Weise zu Typen von Verarbeitungsmustern verdichtet, die nun vorgestellt werden sollen.

3.3 Befunde

3.3.1 Prekarität „heilen“: Konversion in den Ruhestand

In einem Typus wird Prekarität durch den Frühruhestand „geheilt“: Es wird sich auf den entweder bereits erfolgten oder nahenden vorzeitigen Ausstieg aus dem Erwerbsleben konzentriert und das bisher Erreichte abgesichert („was ich hab, hab ich“) und als etwas begriffen, mit dem man gut (weiter-)leben kann. Dabei wird die aktuelle Erwerbslage nicht als „gut“ bewertet, nur sehr viel besser im Vergleich zu dem, was Jüngere im Allgemeinen oder einen selbst in der Arbeitslosigkeit erwarten würde.

Entsprechend der Konzentration auf den Ruhestand wird, anders als dies laut eigener Angabe bei Arbeitslosigkeit der Fall gewesen wäre, der Ausstieg aus dem Erwerbsleben positiv gedeutet und als gelungener Abschluss eines runden Lebens zelebriert, in dem man sich endlich dem zuwenden kann, was man schon immer machen wollte, z.B. mehr Zeit mit der Familie oder für Ehrenämter verbringen. Dies wäre prinzipiell auch im Rahmen der prekären Beschäftigung sowie Arbeitslosigkeit möglich, nur gilt die „unsichere“ oder „arbeitslose“ Zeit offenbar nicht als freie oder ruhige Zeit. Dies wird nicht nur durch Daten zum ehrenamtlichen Engagement bestätigt (Arbeitslose engagieren sich dort eher selten, BMFSFJ 2010), sondern auch durch Arbeiten zu Zeit und sozialer Ungleichheit (etwa Wotschack 2002).

Diese durch prekäre Beschäftigung motivierte (mentale oder faktische) Konversion in den Ruhestand kann nicht in jeder Altersphase erfolgen. Hier greifen strukturelle, individuell ergriffene Gelegenheiten (Möglichkeiten des frühzeitigen Ruhestands) und interpretative biographische Arbeit ineinander, und eine – retrospektiv als solche

geschilderte – marginalisierte Lage wird biographisch normalisiert und somit sozial integriert. Dementsprechend sind die Personen aus dem Sample, die diesem Verarbeitungsmuster zugeordnet werden können, 50 und 59 Jahre alt. Es handelt sich zum einen um Monika Bildwege (59), die durchaus zunächst von einer Verlaufskurve berichtet, die einzurasten drohte, als ihr nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit kein Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt gelingt. Jedoch überwindet sie diese: Mit der Organisation eines Ehrenamtes und der „58er-Regelung“[4] hat die 59-Jährige gezielt biographische Initiativen ergriffen und sich in ihrer Situation eingerichtet, dies jedoch nicht resignativ, sondern für sie gilt die prekäre Lage als überwunden: Durch das Ehrenamt grenzt sie sich von den „Hartz IV-Empfängern draußen auf der Straße“ ab, und gemeinsam mit der 58er-Regelung, deren „Unterschreiben“ Bildwege ritualisierend erzählt, kann sie sich einen Frühruhestand oder einen Arbeitsalltag formen, der dem in Teilzeit ähnlich ist. Von hier aus zieht Monika Bildwege ihr Leben dann glatt, so dass ihre derzeitige Erwerbslage als, wie sie sagt, „stimmiger“ Abschluss einer Erwerbsphase erscheint. Zum anderen lässt sich Olaf Matthes (50) derart charakterisieren, der seit zehn Jahren als Facharbeiter in der Arbeitnehmerüberlassung arbeitet und aus der auf den Ruhestand konzentrierten Perspektive – „ich hätte nichts dagegen, wenn das so weiterginge bis zur Rente“ – seinen faktisch höchst diskontinuierlichen Gesamterwerbsverlauf als kontinuierlich und „rund“ darstellt und erlebt.

3.3.2 Sich für Prekarität erwärmen: Konversion ins akademische und künstlerische Milieu

In einem anderen Modus wird über den zweiten Bildungsweg das akademische und künstlerische Milieu betreten und Prekarität mit diesem Milieuübertritt akzeptiert: Der Zeitpunkt des Berufseintritts schiebt sich chronologisch nach hinten und die Zeit, die man braucht, um Unterschiedliches auszuprobieren, wird ebenso normalisiert wie damit einhergehende Diskontinuitäten in der Studien- und Berufslaufbahn oder dem Erwerbsprofil.

Als prekäre Erwerbslage wird die eigene Situation hier nicht gedeutet. Stattdessen stellt sie einen Übergang dar, der sich mühelos in institutionell verfügbare Statuspassagen-Muster einfügen lässt, etwa das Warten auf einen Studienplatz. So ist die bisherige Erwerbslaufbahn zwar faktisch prekär. Doch durch den Aufstieg in das akademische Milieu, der bei diesem Typus sowohl individuell (zweiter Bildungsweg) als auch generationell (Bildungs- und Berufsstatus der Eltern) vollzogen wird, wird die Laufbahn in der Retrospektive – aus dem gegenwärtigen Standpunkt heraus – zu nun mehr ins Bild des „Typus Studenten“ passenden Such- und Experimentierphasen. Prekäre Erwerbsverläufe gehören fortan in hinter sich gelassene bzw. abgelehnte Fahrpläne. Es wird eine Konversion ins akademische Milieu dargestellt, von dem aus das, was man früher gedacht und geplant hat, zu etwas wird, worüber man sich „seit jeher“ gerade keinen Kopf gemacht hat, wie z.B. über die Zukunft. Deutlich wird dies insbesondere bei Luca Magnolio (26), der seit seiner Ausbildung „jobbt“ und nun auf den Beginn eines Studiums wartet – dabei „macht’s nichts aus, ob ich mit 27 oder mit 33 anfange“ zu studieren – und der nicht immer zukunftsorientiert war, dies aber auch nicht notwendig findet. Luca Magnolio setzt sich in seiner Erzählung intensiv mit der

4 Bei der „58er-Regelung“ handelt es sich um eine vorzeitige, altersbezogene „Abmeldung“ Langzeitarbeitsloser vom Arbeitsmarkt.

Normalbiographie auseinander und grenzt sich bewusst von ihr ab, unter anderem, da ihr Integrationsversprechen nicht eingelöst werde. Er geht davon aus, auf ihren Bahnen ebenfalls arbeitslos, dafür aber weniger selbstverwirklicht und kreativ zu sein. Noch deutlicher von „echter" Prekarität grenzt sich Nele Platz (34) ab; ihre Darstellung stellt im Prinzip eine Auseinandersetzung mit dem Begriff und den unterschiedlichen Niveaus der Prekarität dar, und dabei findet sie ihre Form der „Prekarität" nicht bemerkenswert.

Beide bisher geschilderten Modi zum Umgang mit prekären Erwerbslagen werden vielfach empirisch bestätigt. Wir wissen um den frühen Ruhestand als Antwort auf prekäre Erwerbslagen (Engstler 2006: 120; Bescherer et al. 2008). Auch hat Osterland (1978) die Reduktion der Lebensperspektive nahe dem Ruhestand hin zu einer Sicherung und „Rundung" des bisher Erreichten herausgearbeitet, wie sie bei den Befragten Bildwege und Matthes festzustellen sind. Ebenso ist die offene Zukunft im akademischen und künstlerischen Milieu empirisch erforscht (Schlegelmilch 1987; Burkart 1992). Wie Untersuchungen zeigen (Marrs/Boes 2003; Apitzsch 2010: 153-161), deuten die dort Tätigen ihre Zukunftsunsicherheit zwar nicht ganz so ungebrochen positiv, wie dies im Allgemeinen behauptet wird. Gleichwohl kann hier zum einen von einer sozial anerkannten Diskontinuität gesprochen werden, da sie im sozialen ebenso wie im arbeitssoziologischen Diskurs als avantgardistisches Arbeits- und Lebensmodell interpretiert wird. Zum anderen greifen die betreffenden Personen meist – dies trifft auch auf die hier Befragten zu – für ihre Lebensführung auf andere Sicherheiten, etwa aufstiegsförderliche soziale Netzwerke und materielle Transfers ihrer Eltern zurück (Manske 2006: 699; Pelizzari 2009: 21).[5]

In beiden Modellen arbeiten also bereits vorhandene sowohl strukturelle als auch kulturelle Komponenten mit der individuell-biographischen Interpretation zusammen. Hieraus ergibt sich eine De-Marginalisierung bzw. Re-Integration der (faktisch prekären) Erwerbslage.

Mehr Aufmerksamkeit soll nun auf einen dritten Typus gerichtet werden, bei dem die biographische Interpretation ebenfalls nicht unabhängig von strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Deutungsmustern erfolgt, bei dem der Deutungsprozess allerdings nicht als (erfolgreicher) Integrationsprozess nachgezeichnet werden kann. Vielmehr wird sich in diesem Typus interpretativ dicht an die Ränder der Gesellschaft bewegt und sich mit der Möglichkeit auseinandergesetzt, „sich selbst" abzuhängen.

3.3.3 Wie Ausgrenzung aussieht: Das Festhalten am „Drinnen"

Zunächst ist ein zentrales Ergebnis, dass für die Befragten dieses Typus in der Tat die biographische Perspektive auf ihre Erwerbslage die naheliegende zu sein scheint. Selbst nach alltagszeitlichen Dimensionen gefragt, kommen sie auf ihr offenbar „eigentliches Thema", die Biographie, zurück.[6] So kann man sagen, dass prekäre Beschäftigung in diesem Modell zu biographischer Arbeit anhält. Die Befragten erzäh-

5 Diese Absicherung durch meist die Eltern lässt sich auch von der anderen Seite, nämlich mit Blick auf die materiellen Transferleistungen von Eltern an ihre (bereits seit langem) erwachsenen Kinder betrachten (Kohli et al. 2005: 191ff.).

6 Das überrascht selbst im Falle narrativer Interviews, in denen die Befragten um die Erzählung ihrer Lebensgeschichte gebeten werden. Denn Befragte benötigen in solchen Interviews in der Regel Zeit, um sich für einen narrativen biographischen Monolog „aufzuwärmen" und zunehmend erzählerisch dichter zu werden. Dies war hier nicht der Fall.

len, interpretieren und vergleichen ihre eigenen und fremde Lebensläufe permanent – am Fließband, während der Mittagspause in Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen usw.

> *Wo mir dann auch einfällt, dass – man redet ja viel mit anderen – wo ich da jetzt bin in der Firma, da sind ja viele, die auch von Zeitarbeitsfirmen da sind, mein Alter so, ne? Man tauscht sich ja aus, die haben fast alle den gleichen Werdegang wie ich. (Interview mit Karsten Berger, Z. 7-13)*

> *Es war halt für mich wichtig, dass halt auch immer wieder was im Lebenslauf steht, dass ich halt immer wieder vorweisen kann, ich habe mich bemüht, ich habe irgendwelche Kurse mitgemacht, ich habe vielleicht ein Praktikum gemacht oder so was. Damit man halt so was immer wieder nachweisen kann. (Interview mit Melanie Siedler, Z. 156-160)*

> *Also im Moment bin ich, auch wenn ich nicht bei der Arbeit bin, gedanklich trotzdem irgendwo anders. Bei Bewerbungen oder ähm, ja, wo bewerb ich mich oder wie überhaupt und also ich bin eigentlich so gedanklich bin ich schon ja fast zu hundert Prozent immer doch noch irgendwo anders. Also dies Abschalten, richtig Abschalten ist im Moment auch einfach gar nicht so machbar. (Interview mit Thilo Gärtner, Z. 536-541)*

Doch diese permanente biographische Arbeit mündet, anders als es ihr in unsicheren Zeiten zugesprochen wird, nicht bereits in eine erfolgreiche Bewältigung der wahrgenommenen Prekarität. Zwar verhindert sie das Einrasten von negativen Verlaufskurven. Sie verhindert, dass sich die Befragten der Prekarität vollkommen ausgeliefert sehen und sorgt dafür, dass sie aktiv bleiben und ihre biographische Perspektivität aufrechterhalten. Damit kann zugleich festgehalten werden, dass die biographische Perspektivität, also die Fähigkeit, Zukunft zu planen oder überhaupt zu „denken", nicht so schnell verschwindet, wie dies in den Arbeiten von Bourdieu (2000) und Castel (2000) anklingt. Eher „hängen" die Befragten an ihrer biographischen Perspektive.

> *Aber ich kann die Leute auch verstehen. Die dann irgendwann sagen: Ich hab kein Bock mehr. (…) Ich sag das auch oft, dann mach ich nichts mehr. Aber das ist unglaublich leicht zu sagen. Und unglaublich schwer, durchzuziehen. Da muss man sich nämlich damit abfinden, den Rest seines Lebens in der Bude zu sitzen. Nichts mehr zu machen, man muss sich damit abfinden. Das kann ich machen, wenn ich 80 bin, dann kann ich mich damit abfinden. Ich bin noch keine 50. Ich hab vom Leben noch nichts gehabt (Interview mit Ernst Opp, Z. 911-919).*

Doch die Kompetenz zur Verhinderung einer Verlaufskurve und Aufrechterhaltung biographischer Aktivität ist eine Sache. Zentraler ist der Umstand, dass das Hauptproblem (und der Hauptstimulus) der biographischen Thematisierung nicht gelöst

sind.[7] Denn in diesem Typus ist die Biographie nur zum Teil ein Instrument zur Bewältigung von Unsicherheit und zur Problemlösung. In erster Linie ist sie hier selbst insofern zum Problem geworden, als sie nicht mehr ohne weiteres „funktioniert". Die derzeitige Erwerbssituation scheint eine notwendige, nicht aber hinreichende Bedingung dafür zu sein, noch „etwas vom Leben" zu haben. Erst das Eintreffen der kontinuierlichen Erwerbsphase im Erwachsenenalter (denn eine solche haben die Befragten dieses Typus noch nicht erlebt), würde diesen Punkt erfüllen. Sollte dies dauerhaft nicht geschehen, erscheint ihnen der Sinn einer langsichtigen, das eigene Leben planenden Perspektive fragwürdig, und sie stellen es zur Disposition, indem sie drohen, ihre Bemühungen um dauerhafte Integration in den Erwerbsarbeitsmarkt einzustellen.

Gleichzeitig scheint die biographische Perspektivität die Befragten vor dem Ausstieg aus dem zu bewahren, was sie als Leben innerhalb der Gesellschaft begreifen. Deshalb verschwindet sie nicht „sang- und klanglos". So wird die Situation, in der man die langsichtige Perspektive aufgibt, und das, was ihnen jenseits von (auch prekärer) Beschäftigung droht, im „Draußen" der Gesellschaft verortet. Die Vorstellung von diesem Ort ist auch nicht diffus, da ihn die Befragten kennen – die meisten von ihnen waren schon einmal dort.

> *Und ich weiß, wie man aussieht, wenn man sagt: Ich lass mich jetzt hängen. Ich weiß, wie man dann aussieht, ich weiß auch, wie man dann riecht. Und ich weiß vor allen Dingen, wie man dann lebt. (Interview mit Ernst Opp, Z. 961-963)*

> *Da biste einkaufen gefahren, und dann haste die Obdachlosen gesehen und dachtest dir: jawohl. Da kommst du wohl auch noch hin. (Interview mit Karsten Berger, Z. 61-62)*[8]

Bemerkenswert ist an der in diesem Typus eingenommenen Haltung, wie sehr die (drohende) Ausgrenzung im eigenen Verantwortungsbereich gesehen wird. Von der Arbeitsgesellschaft „abgehängt werden" wird hier als ein „sich hängen lassen" begriffen. Das „Drinnen-Bleiben" gilt zwar erstaunlich manifest als eine Art Vertrag mit der Arbeitsgesellschaft, bei der nun eine Partei ihren Verpflichtungen nicht nachkommt und der man deshalb androht, den Vertrag aufzukündigen. Darin aber, dass diese Aufkündigung mit einer, wenn man so will „Selbst-Ausgrenzung" gleichgesetzt wird, zeigt sich die enge Verflechtung zwischen der biographischen Perspektivität, also dem individualisierten und verzeitlichten Selbst und arbeitsgesellschaftlicher Integration in den Deutungsmustern der einzelnen.

---

7 Das ist auch der Grund, warum die biographische Erzählung – ich beziehe mich hierbei auf die Textstruktur – nicht abgeschlossen wird: Im Gegensatz zu den anderen Idealtypen, in denen Prekarität durch den vorzeitigen Ruhestand oder durch den Eintritt in das akademische und künstlerische Milieu „geheilt" wird und bei denen man von biographischen Krisen, die durch Prekarität ausgelöst wurden, dementsprechend nur aus der Retrospektive erfährt, findet sich hier keine „runde" Geschichte, d.h. kein Abschluss der autobiographischen Erzählung im Sinne der Schlichtung bzw. Auflösung eines Höhepunkts oder eines Codas (Schütze 1976: 12; Fischer 1978: 321).

8 An den ausgewählten Interviewzitaten wird deutlich, welche Interviewten hier nun zugeordnet werden können (siehe zur Charakterisierung dieser Interviewpartnerinnen und -partner die Übersicht über das Sample in Tabelle 1).

3.4 Reichweite der Befunde

Die dargestellten Muster spiegeln freilich nicht alle empirisch möglichen Typen, sondern die in dem Sample und seiner Zusammenstellung vorfindbaren; es handelt sich um den Merkmalsraum nicht vollständig abbildende Realtypen. In hermeneutischen Einzelfallrekonstruktionen werden jedoch immer auch Möglichkeiten theoretisch ausgelegt, die sich zwar nicht im vorhandenen Material bestätigen, aber trotzdem plausibel und möglich sind. So deutet sich bei den hier Befragten zum einen die Möglichkeit an, sich durch die Übernahme von Familienarbeit nicht als sozial ausgegrenzt oder prekarisiert wahrzunehmen sondern sich vornehmlich als Mutter und somit jenseits der (standardisierten) Erwerbsarbeit zu identifizieren. Dieses Muster wird jedoch nicht ausagiert. Gleiches gilt für den Übergang in die Selbständigkeit, der sich andeutet, aber nicht realisiert wird.

4. Schlussfolgerungen

Obwohl die Interpretation „guter" Arbeit und „guten" Lebens der wesentliche Gegenstand sowohl für prekär Beschäftigte als auch für die Prekarisierungsdebatte darzustellen scheint – obwohl es also um die Auslegung und soziale Konstruktion von „Leben" geht, wurde hierzu bisher kaum auf lebenslaufsoziologische Informationen und explizit biographische Deutungen der einzelnen zurückgegriffen. Dies gilt besonders für jene Beschäftigten, die von sozialer Ausgrenzung bedroht sind und keine avantgardistische Lesart der Prekarisierung zu bieten haben. Im Beitrag wurde daher nach der Auslegung des Lebens und der sozialen Verortung von prekär Beschäftigten gefragt, die sich in den „unteren" Etagen des Arbeitsmarktgefüges befinden.

Als zentrales Ergebnis kann hierzu festgehalten werden, dass sich Prekarität dort, wo sie weder in ein anderes Milieu noch in den (frühzeitigen) Ruhestand übersetzt werden kann, nicht einfach auf die Biographie auswirkt, währenddessen selbige bestehen bleibt. Vielmehr scheint sie in Gänze das zu bedrohen, was nicht nur als das gute, sondern sogar überhaupt als „Leben" definiert wird: die biographische, d.h. verzeitlichte und individualisierte, aktive Perspektive, die das Individuum mit der Gesellschaft verbindet.

So unmittelbar wie man es anhand der Beschreibungen von Bourdieu (2000: 110) und Castel (2000: 358) vermuten könnte, verschwindet sie jedoch nicht. So setzen sich die hier Befragten explizit mit der Möglichkeit auseinander, die langsichtige und individualisierte Perspektive zu verlieren und „sich selbst" aufzugeben, wenn ihre Erwerbsbiographien weiterhin instabil bleiben sollten. Diese „Selbst"-Aufgabe wird einerseits nicht resignativ vorgetragen. Vielmehr wird sie als arbeitsgesellschaftliche Anforderung und Teil einer Abmachung zwischen Individuum und Gesellschaft „erkannt" und, dem Bild eines mündigen Vertragspartners entsprechend, im Sinne eines „Nicht-mehr-Mitmachens" zur Disposition gestellt. Andererseits stellt die Aufgabe der biographischen Perspektive aus ihrer Sicht einen Prozess der Ausgrenzung dar, sie verorten sich in einem solchen Fall „außerhalb" der Gesellschaft und zeigen eine konkrete Vorstellung von derartigen exkludierten gesellschaftlichen Bereichen. Genau deshalb aber halten sie an der biographischen Perspektive fest. Obschon sie sich als marginalisiert wahrnehmen, sind sie – wenn auch nicht richtig – „drinnen", solange sie „noch etwas vom Leben haben" oder noch hierauf hoffen. „Leben" wird von den hier Befragten als Langsicht und Aktivität ausgelegt, die durch erwerbsbedingte

Prekarität zur Disposition gestellt werden und daher auf das Engste mit der Arbeitsgesellschaft und ihrer wohlfahrtsstaatlichen Absicherung verknüpft sind.

Insgesamt dürfte also deutlich geworden sein, dass die mit der Institutionalisierung des Lebenslaufs einhergehende kulturelle Deutung von Arbeit und Leben durch die Krise der Normalbiographie nicht zwingend verschwindet, sondern zunächst einmal überhaupt ans Tageslicht tritt. In ihrem grundlegenden Charakter wird sie besonders dort am deutlichsten expliziert, wo diese Krise auch in besonderem Maße die Grundlagen des Lebens berührt: an den „unteren" Rändern der Gesellschaft. Über das Verhältnis, in das sich das Selbst zur Arbeitsgesellschaft auch und gerade an den Rändern der Gesellschaft setzt, wissen wir jedoch bislang noch viel zu wenig. Dabei drängen sich entsprechende Erkenntnisinteressen nicht nur durch die Prekarisierung auf. Auch unter dem Gesichtspunkt wohlfahrtsstaatlicher Aktivierungspolitik gewinnt die Frage, wie sich die Deutung und Gestaltung des eigenen Lebens zu Prozessen sozialer Integration verhält, gegenwärtig an Bedeutung.

In der vorliegenden Untersuchung wurde Geschlecht nicht vorab differenziert. In den Befunden zeigt sich aber, dass vor allem im Falle der geringfügigen Beschäftigung und einer Gehaltsaufstockung über Arbeitslosengeld II die (uneheliche und alleinerziehende) Mutterschaft nicht als alternativer Vergesellschaftungsmodus gedeutet wird. Stattdessen wird das Ausführen eines Normalarbeitsverhältnisses in besonderem Maße als wichtig erachtet, um sich, anders als „Wohlfahrtsmütter", gesellschaftlich zu integrieren. Ein weiterer Einbezug der Frage nach der Geschlechterdifferenzierung setzt aber, dies wurde eingangs betont, zunächst eine Rekonstruktion der Vergeschlechtlichung von Normalarbeitsverhältnis und Normalbiographie voraus. Dies meint, die binäre Zuordnung der Geschlechter zu Arbeitszeiten und Arbeitsverhältnissen als Ergebnis und nicht als Ursache sozialer Prozesse zu begreifen.

Literatur

Apitzsch, Birgit (2010): Flexible Beschäftigung, neue Abhängigkeiten. Projektarbeitsmärkte und ihre Auswirkungen auf Lebensverläufe. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Robert Castel und Klaus Dörre (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Frankfurt a.M./New York: Campus, 66-77.

BA (2009) a: Statistik der Bundesagentur für Arbeit: Zeitarbeit. Entwicklung Juni 1998-Juni 2008. Internet: http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/200806/iiia6/sozbe/zeitarbeitd.pdf [07. April 2009].

BA (2009) b: Statistik der Bundesagentur für Arbeit: Arbeitnehmerüberlassung. Zeitreihe seit 1973. Internet: http://www.pub.arbeitsamt.de/hst/services/statistik/detail/b.html [07. April 2009].

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3), 178-187.

Becker-Schmidt, Regina 1982: Lebenserfahrung und Fabrikarbeit: Psychosoziale Bedeutungsdimensionen industrieller Tätigkeit. In: Materialien zur Industriesoziologie. Sonderheft 24 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 297-312.

BMFSFJ (2010): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999-2004-2009. Freiwilligensurvey 2009. Berlin: BMFSFJ. Internet: http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/3._20Freiwilligensurvey-Hauptbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf

Bock, Gisela und Barbara Duden (1977): Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, 118-199.

Bonß, Wolfgang (2001): Vergesellschaftung über Arbeit. Oder: Gegenwart und Zukunft der Arbeitsgesellschaft. In: Peter A. Berger und Dirk Konietzka (Hg.): Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten. Opladen: Leske + Budrich, 331-356.

Bosch, Gerhard und Thorsten Kalina (2007): Niedriglohne in Deutschland – Zahlen, Fakten, Ursachen. In: Gerhard Bosch und Claudia Weinkopf (Hg.): Arbeiten für weniger Geld. Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland. Frankfurt a.M.: Campus, 20-105.

Bourdieu, Pierre, Stéphane Beaud, Patrick Champagne, Rosine Christin, Remi Lenoir, Francoise OEuvrard, Michel Pialoux, Abdelmalek Sayad, Franz Schultheis und Charles Soulié (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. 2. Aufl. Konstanz: Universitätsverlag.

Bourdieu, Pierre (1998): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz: Universitätsverlag.

Bourdieu, Pierre (2000): Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag.

Brehmer, Wolfram und Hartmut Seifert (2008): Sind atypische Beschäftigungsverhältnisse prekär? Eine empirische Analyse sozialer Risiken. In: Zeitschrift für ArbeitsmarktForschung, 41 (4), 501-531.

Brose, Hanns-Georg (1984): Arbeit auf Zeit – Biographie auf Zeit? In: Martin Kohli und Günter Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, 193-216.

Brose, Hanns-Georg (2003): Die Subversion der Institution – Über Riesters Rente, lebenslanges Lernen und andere Kleinigkeiten. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Opladen: Leske + Budrich, Bd. I, 583-603.

Burkart, Günter (1992): Lebenszeitperspektiven – Ergebnisse qualitativer Milieustudien. In: Silvia Gräbe (Hg.): Alltagszeit – Lebenszeit. Zeitstrukturen in privaten Haushalten. Frankfurt a. M./New York: Campus, 139-164.

Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: Universitätsverlag.

Castel, Robert (2005): Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat. Hamburg: Hamburger Edition.

Dölling, Irene (2010): Entsicherungen in Zeiten gesellschaftlicher Transformationen. Von der Notwendigkeit, das Handeln der AkteurInnen in den Blick zu nehmen. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Wiesbaden: VS Verlag, 593-605.

Dollard, John (1937): Caste and class in a southern town. Garden City: Dobleday.

Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen und Susanne Völker (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Arbeitsgesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden: VS Verlag, 285-301.

Dörre, Klaus; Ulrich Brinkmann; Silke Röbenack; Frederic Speidel und Klaus Kraemer (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Engstler, Heribert (2006): Erwerbsbeteiligung in der zweiten Lebenshälfte und der Übergang in den Ruhestand. In: Clemens Tesch-Römer und Heribert Engstler und Susanne Wurm (Hg.): Altwerden in Deutschland. Wiesbaden: VS, 58-154.

Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 311-335.

Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): The Problem with Identity. The Biography as Solution to some (Post-)Modern Dilemmas. In: Comenius 15 (3), 250-265.

Fischer-Rosenthal, Wolfram (1996): Strukturale Analyse biographischer Texte. In: Elmar Brähler und Corinne Adler (Hg.): Quantitative Einzelfallanalysen und qualitative Verfahren. Gießen: Psychosozial-Verlag, 147-208.

Groß, Martin (2001): Auswirkungen des Wandels der Erwerbsgesellschaft auf soziale Ungleichheit. In: Peter A. Berger und Dirk Konietzka (Hg.): Die Erwerbsgesellschaft. Neue Ungleichheiten und Unsicherheiten. Opladen: Leske + Budrich, 119-155.

Härtel, Ulrich, Ulf Matthiesen und Hartmut Neuendorff (1986): Kontinuität und Wandel arbeitsbezogener Deutungsmuster und Lebensentwürfe – Überlegungen zum Programm einer kultursoziologischen Analyse von Berufsbiographien. In: Hanns-Georg Brose (Hg.): Berufsbiographien im Wandel. Opladen: Westdeutscher Verlag, 264-290.

Hitzler, Ronald und Anne Honer (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 307-315.

Knapp, Gudrun-Axeli (1981): Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vorurteils. Bonn: Verlag neue Gesellschaft.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.

Kohli, Martin (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Johannes Berger (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen: Schwartz (Soziale WeltSonderband, 4), 183-208.

Kohli, Martin (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, 33-53.

Kohli, Martin (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 219-243.

Kohli, Martin (2000): Arbeit im Lebenslauf: alte und neue Paradoxien. In: Claus Offe und Jürgen Kocka (Hg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt a. M.: Campus, 362-382.

Kohli, Martin (2003): Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn. In: Jutta Allmendinger (Hg.): Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Verhandlungen des 31. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie. Opladen: Leske + Budrich (I), 525-545.

Kohli, Martin, Harald Künemund, Andreas Motel-Klingebiel und Marc Szydlik (2005): Generationenbeziehungen. In: Martin Kohli und Harald Künemund (Hg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. Wiesbaden: VS Verlag, 2. erw. Auflage, 176-211.

Kraemer, Klaus (2006): Prekäre Erwerbsarbeit - Ursache gesellschaftlicher Desintegration. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt a.M.: Campus-Verl., 661-676.

Kraemer, Klaus und Frederic Speidel (2004): Prekäre Leiharbeit. Zur Integrationsproblematik einer atypischen Beschäftigungsform. In: Berthold Vogel (Hg.): Leiharbeit. Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer neuen Beschäftigungsform. Hamburg: VSA, 119-153.

Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt a.M.: Campus.

Lengersdorf, Diana und Michael Meuser (2010): Wandel von Arbeit - Wandel von Männlichkeit. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 35 (2), 89-103.

Lewis, Oscar (1969): The Culture of Poverty. In: Daniel P. Moynihan (Ed.): Perspectives on poverty. 5. printing. New York, NY: Basic Books, 187-200.

Magnin, Chantal (2009): Von Exklusion bedroht. Varianten der Deutung von prekären Beschäftigungsverhältnissen. In: sozialer sinn 10 (1), 29-53.

Manske, Alexandra (2006): Vom Umgang mit Instabilitäten. Wie WebWorker ihre soziale Lage bearbeiten. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt a.M.: Campus-Verl., 693-709.

Manske, Alexandra (2010): Metamorphosen der Männlichkeit. Die Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft als Genderproblem am Beispiel männlicher Kreativarbeiter. In: Nicole Burzan und Peter A. Berger (Hg.): Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte. Wiesbaden: VS Verlag, 313-330.

Marrs, Kira und Andreas Boes (2003): Alles Spaß und Hollywood? Arbeits- und Leistungsbedingungen bei Film und Fernsehen. In: Markus Pohlmann, Dieter Sauer und Gudrun Trautwein-Kalms (Hg.): Dienstleistungsarbeit: Auf dem Boden der Tatsachen. Befunde aus Handel, Industrie, Medien und IT-Branche. Berlin: edition sigma.

Michon, Francois (1983): Dualismus des Arbeitsmarktes. In: Michael Bolle und Jürgen Gabriel (Hg.): Die Dynamik des Arbeitsmarktes aus Sicht der internationalen Forschung. München: Minerva, 262-288.

Murray, Charles (1993): The coming white underclass. In: The Wall Street Journal, 29. Oktober 1993.

Myrdal, Gunnar (1965): Challenge to Affluence. New York: Vintage Books.

Oschmiansky, Frank und Heidi Oschmiansky (2003): Erwerbsformen im Wandel: Integration oder Ausgrenzung durch atypische Beschäftigung? Berlin und die Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. Berlin: WZB Discussion Paper SP I 2003 – 106.

Osterland, Martin (1978): Lebensbilanzen und Lebensperspektiven von Industriearbeitern. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, 272-290.

Paugam, Serge (1998a): Von der Armut zur Ausgrenzung: Wie Frankreich eine neue soziale Frage lernt. In: Wolfgang Voges und Yuri Kazepov (Hg.): Armut in Europa. Sozialpolitik in Europa Bd. 2; Schriften der Sektion Sozialpolitik der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Wiesbaden: Chmielorz, 339-358.

Pelizzari, Alessandro (2009): Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung. Konstanz: Universitätsverlag.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Scherger, Simone (2007): Destandardisierung, Differenzierung, Individualisierung. Westdeutsche Lebensläufe im Wandel. Wiesbaden: VS Verlag.

Schelsky, Helmut (1965): Ist Dauerreflexion institutionalisierbar? In: ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs, 250-275.

Schiek, Daniela (2007): „Frauen wollen beides“. Die Vereinbarkeitsdebatte als Symptom geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung. In: Eva Barlösius und Daniela Schiek (Hg.): Demographisierung des Gesellschaftlichen. Analysen und Debatten zur demographischen Zukunft Deutschlands. Wiesbaden: VS Verlag, 205-220.

Schimank, Uwe (1985): Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus. In: Soziale Welt 36 (4), 447-465.

Schlegelmilch, Cornelia (1987): Taxifahrer Dr. phil. Akademiker in der Grauzone des Arbeitsmarktes. Opladen: Leske + Budrich.

Schmahl, Kurt (1988): Industrielle Zeitstruktur und technisierte Lebensweise. In: Rainer Zoll (Hg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 344-370.

Schmeiser, Martin (2006): Von der „äußeren" zur „inneren" Institutionalisierung des Lebenslaufs. Eine Strukturgeschichte. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 19 (1), 51-92.

Schütze, Fritz (1976): Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In: Günter Dux und Thomas Luckmann Dux (Hg.): Internationales Jahrbuch zur Wissens- und Religionssoziologie. Köln: Westdeutscher Verlag, 7-41.

Sengenberger, Werner (1987): Struktur und Funktionsweise des Arbeitsmarktes. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Tilly, Charles und Chris Tilly (1998): Work Under Capitalism. Colorado/Oxford: Westview Press.

Ullrich, Carsten G. (1999): Deutungsmusteranalyse und diskursives Interview. In: Zeitschrift für Soziologie 28 (6), 429-447.

Vogel, Berthold (2003): Leiharbeit und befristete Beschäftigung – Neue Formen sozialer Gefährdung oder Chance auf Arbeitsmarktintegration? (Arbeitspapier der Hans-Boeckler-Stiftung, 68). Internet: http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_068.pdf [25.08.2010].

Völker, Susanne (2006): Praktiken der Instabilität. Eine empirische Untersuchung zu Prekarisierungsprozessen. In: Brigitte Aulenbacher (Hg.): FrauenMännerGeschlechterfoschung. State of the Art. Münster: Westfälisches Dampfboot, 140-154.

Von Oertzen, Christine (1999): Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Weber, Max (1988): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen: Mohr (I), 17-206.

Wetterer, Angelika (1995): Dekonstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: dies. (Hg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York 1995, 233-246.

Wotschack, Philip (2002): Zeitwohlstand – als Problem sozialer Ungleichheit. In: Jürgen P. Rinderspacher (Hg.): Zeitwohlstand. Ein Konzept für einen anderen Wohlstand der Nation. Berlin: edition sigma, 143-163.

Zinn, Jens und Felicitas Eßer (2003): Die Herstellung biographischer Sicherheit in der reflexiven Moderne. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 16 (1), 46-63.

Her- und Darstellung von Kohärenz und Konsistenz in der autobiographischen Erzählung

Selbstthematisierungsmuster und ihre Erzählfiguren

Alla Koval

Zusammenfassung

Jedes Individuum in unserem soziokulturellen Kreis erlernt im Laufe der Sozialisation in unterschiedlichen Kontexten die Kompetenz des Geschichtenerzählens. Wenn die Darstellung der Lebensgeschichte gelingt, d.h. wenn der Zuhörer den Erzähler versteht, ist die erzählte Geschichte strukturell-inhaltlich abgeschlossen – sie ist in sich stimmig und verständlich. In diesem Artikel soll der Frage nachgegangen werden, wie die Kohärenz und Konsistenz in der autobiographischen Erzählung her- und dargestellt wird. Diese Frage soll aus zwei Perspektiven beleuchtet werden. Zunächst wende ich mich dem strukturellen Aufbau der autobiographischen Erzählung zu und frage, was die konstitutiven analytischen, inhaltsunabhängigen Einheiten sind und wie sie die Entstehung von in sich kohärenten und konsistenten Geschichten ermöglichen. Anschließend beschäftige ich mich mit der Frage, welche Art der Wirklichkeitskonstruktion durch die autobiographische Erzählung hervorgebracht wird und wie die Integration der erzählenden Person in die konstruierte Wirklichkeit erfolgt.

1. Einleitung

Autobiographische Erzählungen zeichnen sich grundsätzlich durch die inhaltliche Vielfalt und eine Fülle dargestellter Ereignisse und Erlebnisse aus. Im alltagsweltlichen Verständnis gilt die Biographie als Inbegriff des Individuellen. Jeder, so wird erwartet, verfügt über eine einzigartige Lebensgeschichte.

Die Erzählung der persönlichen Geschichte ist jedoch „keine selbstverständliche Gegebenheit unseres Daseins“ (Fuchs 1984: 32). Die autobiographische Selbstthematisierung ist zwar eine individuelle Leistung, das Individuum greift dabei aber auf die historisch und kulturell geprägten Muster zurück, die es ermöglichen, persönliche Ereignisse und Erlebnisse dem Anlass entsprechend zu erzählen. Im Laufe der Sozialisation erwirbt das Individuum implizit oder explizit die für das Geschichtenerzählen notwendigen kognitiven Kompetenzen in unterschiedlichen Kontexten, die „Biographiegeneratoren“ (Hahn 1987: 16; Hahn 2000: 59) genannt werden können: Deutsch- und Geschichtsunterricht, Bewerbungstrainings, Image- und Karriereberatung, Einrichtungen der Sozialen Arbeit, des Gesundheitswesens aber auch Fernsehen und Internet wie z.B. diverse Talkshows, Fernsehinterviews, Reality-Dokumentationen, Facebook, *myspace* etc. (vgl. Burkart 2006: 11 ff.; Fuchs 1984: 28 ff.; Rehbein 1980:

 © Verlag Barbara Budrich

66 ff.; Rosenthal 1995: 100 ff.; Schroer 2006: 41 ff.). Diese sind darüber hinaus als soziale Orte zu verstehen, an denen biographische Identität zum Ereignis wird (vgl. Bohn/Hahn 1999: 35). Auch die interviewbasierte sozialwissenschaftliche Biographieforschung stellt eine relativ neue und organisierte Form autobiographischer Selbstthematisierung dar (vgl. Völter 2006: 269 ff.).

„Wenn die Darstellung der Lebensgeschichte gelingt, ist der von Erzähler und Hörer bzw. von Proband und Interviewer produzierte Text in zweierlei Hinsicht kohärent: Einmal müssen die einzelnen Interaktionsgeschichten in sich stimmig sein, zum anderen müssen sie in Bezug auf die Globalstruktur der Lebensgeschichte kohärent sein." (Fischer 1978: 323) Sowohl im Alltag als auch in der empirischen Sozialforschung geraten vorrangig Ambivalenzen und Inkongruenzen in den Fokus der Aufmerksamkeit. Die Kohärenz und Konsistenz der erzählten eigenen Lebensgeschichte gilt dagegen als etwas Selbstverständliches und Unvermeidliches. In diesem Artikel wird der Frage nachgegangen, wie die Kohärenz und Konsistenz in der autobiographischen Erzählung her- und dargestellt wird.

Im zweiten Abschnitt werden Erzählfiguren erläutert, welche als Grundbestandteile einer jeden Erzählung über lebensgeschichtliche Ereignisse zu verstehen sind. Im dritten Abschnitt wird die Typologie von vier Mustern autobiographischer Selbstthematisierung vorgestellt. Auf der Grundlage dieser Typologie wird im vierten Abschnitt der Frage nach der Integration des Biographieträgers in die durch die Erzählung konstruierte Wirklichkeit nachgegangen. Der Artikel endet mit einem Ausblick.

2. Erzählfiguren

Die Erzählfiguren habe ich – angeregt durch Literaturwissenschaftler (Propp 1975; Sklovskij 1984) und vor allem angelehnt an das Konzept der kognitiven Figuren (Schütze 1984) – am empirischen Material[1] erarbeitet. Sie sind konstitutive analytische, inhaltsunabhängige Einheiten, die die Entstehung von in sich kohärenten und konsistenten Geschichten ermöglichen. Die Erzählfiguren sind:

- *() „Geschichtenträger"*: sowohl die Person als handelndes Subjekt in der Erzählung als auch ihre Deutungs- und Bewertungshandlungen in den jeweiligen Ereigniskontexten;
- *[] „Ereigniskontext(e)":* die Gesamtheit der dargestellten anderen Ereignisträger, Interaktionssituationen, institutionell-administrativen Gegebenheiten und soziohistorischen Rahmenbedingungen unterschiedlicher Reichweite;
- *<> „Erzählgegenwart"*: die Interviewsituation;
- *„Narrativer Kunstgriff"*: die Anordnung und Verknüpfung der eingeführten Erzählfiguren, um die Geschichte in sich schlüssig darzustellen und zugleich die eigene Haltung zum Dargestellten deutlich zu machen.
- Das Symbol ___ soll auf eine in der Erzählung unmittelbar hergestellte Beziehung zwischen den Erzählfiguren hinweisen.
- Das Symbol } soll eine indirekt hergestellte Beziehung zwischen den Erzählfiguren kennzeichnen, aus welcher sich bestimmte Informationen zu einer anderen,

1 Die Grundlage für die Erarbeitung von Erzählfiguren und für die Entwicklung der Typologie von Selbstthematisierungsmustern waren ca. 80 Geschichten über einzelne lebensgeschichtliche Ereignisse aus elf biographisch-narrativen Interviews mit erwerbstätigen Frauen, die aus den GUS-Ländern nach Deutschland ausgewandert sind (vgl. Koval 2012).

unmittelbar hergestellten Beziehung ableiten lassen (z.B. die Markierung des Hintergrundkontextes oder eines Anlasses).
- Das Symbol ^^^^ soll auf eine Beziehung zwischen den Erzählfiguren verweisen, die im jeweiligen Selbstthematisierungsmuster nicht expliziert wurde.

3. Muster autobiographischer Selbstthematisierung

Die vier Erzählfiguren sind Grundbestandteile in jedem der vier Selbstthematisierungsmuster; ihre unterschiedlichen Ausprägungen machen jeweils ein bestimmtes Muster identifizierbar. Die Selbstthematisierungsmuster sind:

1. die Orientierung an den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte;
2. die Verknüpfung von unterschiedlichen Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte;
3. die Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern;
4. die Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens im Interview.

In diesem Kapitel werde ich die Ausprägungen von Erzählfiguren beleuchten, die das jeweilige strukturelle Muster autobiographischer Selbstthematisierung kenntlich machen, und beispielhaft aufzeigen, welche Bedeutung den Lebensereignissen durch den strukturellen Aufbau der Erzählung beigemessen wird.

3.1 Die Orientierung an den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte

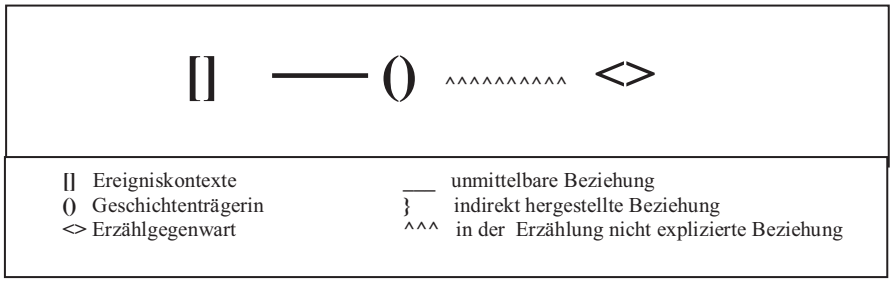

Abbildung 1: Erzählfiguren des Selbstthematisierungsmusters der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte" (Quelle: Koval 2012)

Struktureller Aufbau der Erzählung

Das Selbstthematisierungsmuster der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte" zeichnet sich dadurch aus, dass die Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte als komplementär zueinander und zu den Erwartungen und Absichten der Geschichtenträgerin[2] selbst dargestellt werden.

Es lassen sich drei Ausprägungen des narrativen Kunstgriffs identifizieren, mittels dessen die Verknüpfung zwischen der Geschichtenträgerin und den erzählten Ereigniskontexten erzeugt wird:

2 Da das empirische Material aus Interviews mit Frauen stammt, verwende ich im Text die weibliche Form.

(a) explizite Konstruktion einer Gruppenzugehörigkeit der Geschichtenträgerin, z.B. alle im Theaterbereich Tätige, alle Menschen mit Migrationshintergrund, die in demselben Ort wohnenden Deutschstämmigen, Verwandten und Bekannten;
(b) Darstellung eigener Orientierung an den Empfehlungen und Erwartungen der Menschen aus der jeweiligen Umgebung, wie z.B. die Aufnahme einer universitären Ausbildung als Erwartung seitens der Herkunftsfamilie;
(c) Thematisierung von als selbstverständlich gegeben dargestellten strukturellen Problemlösungen, wie z.B. das problemlose Vorhandensein der Unterstützung seitens der Herkunftsfamilie, die Existenz von bestimmten Arbeitszeiten, die den familiären Bedürfnissen entsprechen und die Geburt eines Kindes zum Thema, aber nicht zum Problem machen.

Beispiele

Das folgende Beispiel stammt aus der Erzählung über den Berufsfindungsprozess der 37-jährigen Marina[3] aus Kasachstan.

> *Und so haben wir zu dritt [Interviewte und ihre drei Schulkameradinnen] irgendwie die 10. Klasse abgeschlossen. Dann kam so, dass wir eigentlich auch nicht wussten, wo wir uns bewerben sollten. Ich hatte ehm mein Onkel ... ehm seine Frau hat in Tukay, in der Region Tukay, in der Stadt Tukay gearbeitet ehm etwas so .. als Leiterin in einer Telefonzentrale, irgendwie so was, also. Der Meinung von Verwandten nach war es kein schlechter Beruf. Und so, wir haben also drei Anfragen geschrieben. Früher war es so, dass wir einen Hochschulregister genommen haben und die Anfragen an diejenigen Hochschulen geschrieben haben, an denen wir studieren wollten. […] Und so haben wir gedacht, schauen wir mal, wer uns eine Antwort schickt. Und so, der größte Umschlag kam aus Kasan (lacht) mit einer riesigen Beschreibung. Und wir haben beschlossen, dorthin zu fahren und eine Aufnahmeprüfung abzulegen.*[4]

Die Interviewte verwendet in ihrer Erzählung die Wir-Form, womit sie sich und ihre Schulkameradinnen meint. Somit stellt sie ihre berufliche Orientierungslosigkeit nicht als ihr individuelles Problem dar, sondern als ein Anliegen, das sie mit ihren Schulkameradinnen geteilt habe. In einem Einschub zur Anstellung ihrer Tante expliziert Marina zudem ihre pragmatische Bewältigungsstrategie – die Orientierung an der Berufstätigkeit und den Empfehlungen ihrer Verwandten.

Das Thema des folgenden Beispiels ist die Auswanderung:

> *I: Erzählen Sie die Geschichte Ihrer Auswanderung nach Deutschland von dem Tag an, als Sie erfahren haben, dass Sie ausreisen, oder als Ihnen die Idee gekommen ist auszureisen, und bis heute.*
> *M: Nu welche Ideen? Alle fahren weg und so also und es ehm wir haben den Antrag ausgefüllt und eingereicht und dann haben gewartet ... das war's.*

3 Bei den Personen- und Ortsnamen handelt es sich um „sinnlogische Äquivalente" (Hildenbrand 1999: 25).

4 Für die Anfertigung des Transkripts wurde „die literarische Umschrift" als Verschriftlichungsform gewählt (Ehlich 1980: 23).

I: Von wem kam die Idee?
M: Nu von mir vielleicht.
I: Und wie sind Sie auf die Idee gekommen?
M: Nu was heißt es? Ich sagte, dass alle weggefahren sind.

Durch die Wiederholung der gestellten Fragen „Nu welche Ideen?“, „Nu was heißt es?“ vermittelt Marina den Eindruck, als ob sie die Fragen als unzulässig und überflüssig empfinden würde, als ob sie nicht wüsste, wie sie über die für sie selbstverständlichen und ihr als selbsterklärend erscheinenden Zusammenhänge erzählen solle. Die Interviewte bringt damit zum Ausdruck, dass in ihrer Lebensgeschichte eine stabile Orientierungsgrundlage mit einer als selbstverständlich angesehenen Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft gegeben war. „Überspitzt ausgedrückt heißt das, daß wir dann keine Begründung für unser Handeln brauchen und auch eigentlich keine geben können, wenn wir in Übereinstimmung mit unserem Orientierungswissen selbstverständlich handeln; wir bilden erst dann Erklärungen und Legitimationen aus, wenn wir etwas erfahren haben, zu dessen Interpretation unser Wissen nicht ausreicht oder unser Handeln inkongruent zu unserem Relevanzsystem war.“ (Fischer 1978: 317)

Insgesamt erwecken die lebensgeschichtlichen Erzählungen in diesem Selbstthematisierungsmuster den Eindruck eines selbstverständlichen, sich aus den Umständen logisch bzw. natürlich ergebenden und problemlos bewältigten Ereignisses.

3.2 Die Verknüpfung von unterschiedlichen Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte

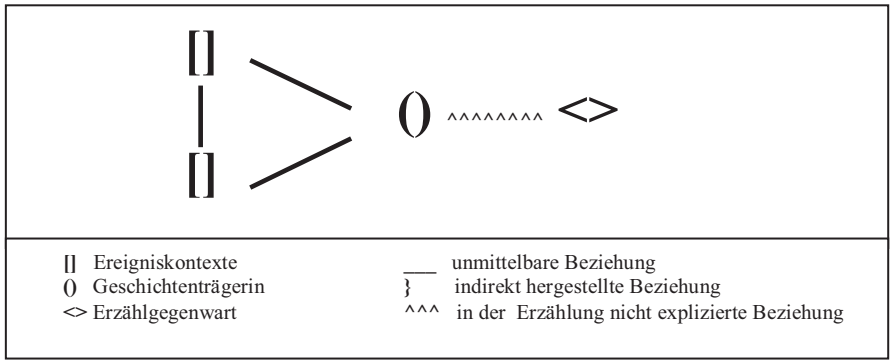

Abbildung 2: Erzählfiguren des Selbstthematisierungsmusters der „Verknüpfung von unterschiedlichen Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte“ (Quelle: Koval 2012)

Struktureller Aufbau der Erzählung

Im Selbstthematisierungsmuster der „Verknüpfung von unterschiedlichen Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte“ werden die Erwartungsstrukturen von verschiedenen Ereigniskontexten als konträr bzw. widersprüchlich zueinander und/oder zu den Erwartungen der Geschichtenträgerin dargestellt, etwa die Geburt

eigener Kinder als potenzielle bzw. tatsächliche Gefährdung des Erhalts einer gewünschten Stelle bzw. der Beendigung des jeweiligen Studiums. Dadurch konstruieren die Interviewten das Vorhandensein von mindestens zwei Optionen zu denken bzw. zu handeln.

Der narrative Kunstgriff besteht darin, dass die Interviewten zu den in ihren Erzählungen dargestellten Optionen eine Haltung einnehmen müssen, um der Geschichte eine konsistente und kohärente Gestalt zu geben. Dies kann wie folgt geschehen:

(a) Abgrenzung von bestimmten normativen Erwartungen bzw. Lebensstilen, die durch Stereotype charakterisierbar sind, wie z.B. die Klischees „Russen trinken viel Wodka", „Mädchen sollten häkeln, stricken, kochen";
(b) Thematisierung einer eigenen Distanzierung zu einem als nicht ausreichend attraktiv dargestellten Ereigniskontext (z.B. Freundschaft mit russischen Männern) und die Darstellung eigener Entscheidung, einen anderen Kontext (Freundschaft mit Deutschen) als Orientierungsmaßstab zu nehmen;
(c) Thematisierung der Herausforderung bzw. des Zwangs, z.B. die Rollen als Mutter und als Berufstätige zu verknüpfen oder die Erwartungen seitens der Herkunftsfamilie und der eigenen Familie auszubalancieren.

Beispiele

Zur Illustrierung möchte ich die Erzählung über die Entscheidung, das Studium abzubrechen, von Inna aus Kasachstan (40) heranziehen:

> *Ich war letzte zwei Jahren so mit Mathe beschäftigt und so mochte und liebte auch, dass ich dann selbst nicht verstanden habe, wie ich plötzlich gelandet habe bei dieser ... Hochschule. Und das war (?), Institut für Radioelektronik und Kommunikation. Das war auch die einzige so so einzige Hochschule in Russland, ja, sehr Prestige, ehm Prestige ehm und ... na, meine Eltern waren so glücklich, dass ich da bin.*
> *Ich hab gesagt, das [Studium der Radioelektronik] will ich nicht, das weiß ich ganz genau. Und mein Vater sagte, aber vielleicht machst du weiter, vielleicht machst du ein, zwei Jahre und schaust besser, ob du das willst oder nicht, weil du ja nicht jetzt die Idee wirklich hast, wohin. Und ich hab gesagt, ne, wenn ich weiter mache, dann gewöhne ich mich hier und dann kann ich das nicht abbrechen vielleicht. Und jetzt weiß ich, es ist nicht meine, ich werde nicht glücklich mit diesem Beruf und hier. Und ich gehe jetzt.*

Inna bringt zum Ausdruck, dass es zwei Positionen hinsichtlich der Aufnahme und des Abschlusses des Studiums gegeben hätte: Sie stellt die Aufnahme des Studiums zunächst als Erfüllung familiärer Erwartungsstrukturen dar (Herkunftsfamilie als Ereigniskontext). Sie führt jedoch zusätzlich ihre eigene Position in die Erzählung ein, die als konträr zu den Erwartungsstrukturen des Ereigniskontexts der Herkunftsfamilie dargestellt wird. Innas zum Ausdruck gebrachte Lösung besteht in der Thematisierung eigener Distanzierung zu den als nicht ausreichend attraktiv dargestellten Erwartungen seitens der Herkunftsfamilie: Sie ergreift die Initiative zur Änderung der damaligen Situation und will ihre eigene Entscheidung (den Studienabbruch) sofort verwirklichen, ohne konkrete Alternativen in Aussicht zu haben.

Im folgenden Beispiel geht es um die Verschränkung der Entscheidungen, auszuwandern und zu heiraten, der 32-jährigen Julja aus Kasachstan:

> *Onkel hat praktisch selber alle Papiere für uns alle eingesammelt und fertig gemacht, also. Und ehm na ja ... wir haben relativ lange gewartet, bis die Einladung kam. Ja, so direkt gewartet haben wir nicht. Wir dachten, also wir wussten schon im Hintergrund, dass unsere Papiere irgendwo hier in Deutschland sind, aber dass wir ausreisen werden, hat es eigentlich niemand so richtig wahrgenommen. Wir führten praktisch unser Leben da weiter. Und dann haben wir die Einladung gekriegt.*
> *Und dann hat er [Juljas Lebenspartner] angeboten, dass wir uns heiraten und dann habe ich ihm gesagt: ehm geht leider nicht, weil wir bald nach Deutschland fahren. .. Er war natürlich traurig gewesen. Und da (atmet tief aus) ja, haben wir uns überlegt auch mit Eltern und dann bevor ich ausgereist hatte, haben wir doch geheiratet und ... weil ... ja ... das war wahrscheinlich meine Entscheidung ... ehm ... zuerst wollte ich nicht. Aber dann habe ich mir überlegt. Das waren nur zwei Varianten: Entweder fahre ich nach Deutschland und wahrscheinlich unsere Beziehung dann wird beendet oder heiraten wir und ich fahre nach Deutschland und er kommt dann später. Diese zweite Variante haben wir gewählt.*

Julja stellt die Auswanderung zunächst als Teil eines gemeinschaftlichen Anliegens dar, das zu dem damaligen Zeitpunkt bereits feststand. Sie konstruiert sich dabei als einen Teil der Großfamilie, was u.a. durch die Wir-Form der Erzählung deutlich wird (vgl. das erste Selbstthematisierungsmuster). Charakteristisch für diese lebensgeschichtliche Erzählung ist, dass die Auswanderung als Anliegen der Herkunftsfamilie im Gegensatz zu ihrer eigenen Familienplanung, ihrem individuellen Anliegen – der Heirat – steht. Vor dem Hintergrund der feststehenden und vorbereiteten Auswanderung bringt Julja den damals empfundenen Zwang zum Ausdruck, sich zu entscheiden – die Beziehung beenden und auswandern oder heiraten und gemeinsam auswandern. Denn nichts zu verändern und das eigene Schicksal dem Lauf der Dinge zu überlassen, wäre laut Julja in der dargestellten Lebenssituation auch eine Entscheidung gewesen, die weitreichende Folgen (den Beziehungsabbruch) gehabt hätte.

Die Erzählungen in diesem Selbstthematisierungsmuster hinterlassen den Eindruck eines Konfliktes, der die Interviewten vor eine radikale Entweder-oder-Entscheidung gestellt hat, was die Notwendigkeit mit sich brachte, sich mit den verschiedenen Optionen auseinanderzusetzen und die jeweiligen subjektiv als Nachteil empfundenen Folgen zu akzeptieren.

3.3 Die Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern

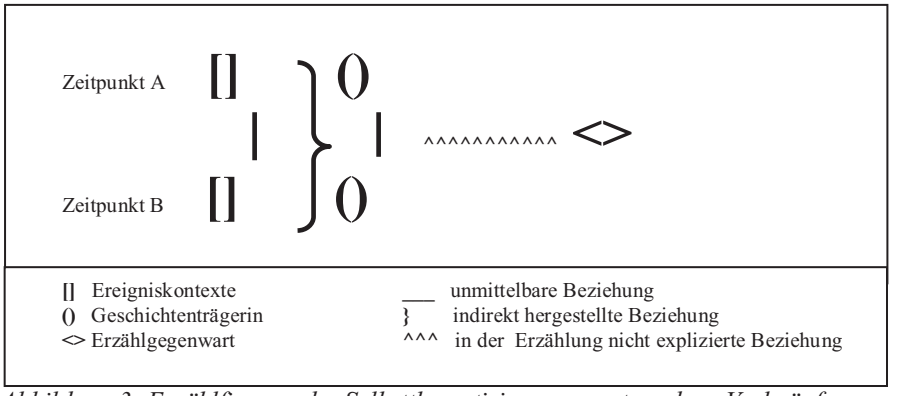

Abbildung 3: Erzählfiguren des Selbstthematisierungsmusters der „Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern" (Quelle: Koval 2012)

Struktureller Aufbau der Erzählung

Das Selbstthematisierungsmuster der „Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern" zeichnet sich dadurch aus, dass die Geschichtenträgerin Veränderungen in den eigenen Handlungs- und Selbstbeschreibungsmustern, in lebensgeschichtlichen Relevanzen oder in der eigenen Deutungsgrundlage für die Bewertung von Dingen vordergründig thematisiert. Die Darstellung der jeweiligen Ereigniskontexte ähnelt hier der des zweiten Selbstthematisierungsmusters. Die Ereigniskontexte erhalten in diesem Selbstthematisierungsmuster jedoch zusätzlich den Stellenwert eines Anlasses oder Anstoßes bzw. einer Markierung der dargestellten Selbstveränderung der Geschichtenträgerin, oder aber sie dienen der Explikation der Rahmenbedingungen, vor deren Hintergrund eine Selbstveränderung deutlich wird.

Die Funktion des narrativen Kunstgriffs in diesem Selbstthematisierungsmuster besteht darin, eine unmittelbare Beziehung zwischen den Handlungs- und Selbstbeschreibungsmustern, lebensgeschichtlichen Relevanzen oder eigenen Deutungsgrundlagen für die Bewertung von Dingen der Geschichtenträgerin zu zwei Zeitpunkten zu erzeugen und somit deren Wandlung zu explizieren. Es gibt einen Zeitpunkt A, zu dem die Interviewte auf eine bestimmte Art und Weise gedacht und/oder gehandelt hat. Es gibt einen ebenfalls in der Erzählvergangenheit, jedoch näher an der aktuellen Erzählgegenwart liegenden Zeitpunkt B, vor dessen Hintergrund eine Selbstveränderung der Geschichtenträgerin deutlich wird. Anzumerken ist, dass es hier (wie in den übrigen Selbstthematisierungsmustern und generell in jeder Erzählsituation) auch einen Zeitpunkt C gibt: den Standpunkt, von dem aus die Geschichte erzählt wird – die Erzählfigur der Erzählgegenwart.

Der diesbezügliche narrative Kunstgriff weist folgende Ausprägungen auf:

(a) In einigen lebensgeschichtlichen Erzählungen wird die Wandlung der Geschichtenträgerin durch die prospektive Erzählung aus der Retrospektive zum Ausdruck gebracht – durch zahlreiche dramatisch-szenisch und emotional-expressiv geschilderte Handlungs- und Interaktionssituationen, Beschreibung von Veränderungen

in den äußeren Ereignisabläufen oder detaillierte Darstellung von „Wendepunkten“ (Goffman 1967: 55).

(b) In anderen Geschichten wird die Selbstveränderung der Geschichtenträgerin mithilfe von Bewertungen und Interpretationen der eigenen Person durch die Interviewten selbst, mittels des Vergleichs und der Differenzierung eigener Erfahrungen und Erlebnisse in normativ-evaluativen und argumentativen Darstellungen expliziert. „Änderungen von evaluativen und theoretischen Stellungnahmen zu einem problematischen Sachverhalt haben in der Regel mit Identitätsveränderungen des Erzählers bzw. Geschichtenträgers bzw. mit dramatischen Veränderungen seines Interaktionsfeldes zu tun.“ (Schütze 1987: 176)

(c) In manchen Erzählungen werden dagegen ausschließlich die psychosoziale Suche bzw. die neu entwickelten Sichtweisen zum Thema gemacht. „Im Mittelpunkt steht eine Ich-Geschichte als Erfahrungs- und Erlebnisgeschichte“ (Engelhardt 1990: 235), wodurch der Bezug zu den jeweiligen Ereigniskontexten abgeschwächt wird bzw. völlig verschwindet.

Beispiele

In vielen Erzählungen wird die Relativierung der eigenen lebensgeschichtlichen Relevanzen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als selbstverständlich gegeben galten, thematisiert, z.B. die Bedeutung der finanziellen Unterstützung in einer Paarbeziehung, die Bedeutung von Freundschaften, das Alter, in dem eine Frau verheiratet sein und Kinder haben müsse, geschlechtsspezifische Gewohnheiten wie Kleidungs- und Erscheinungsstil. Zur Illustrierung möchte ich die Erzählung der 29-jährigen Olesja aus Russland heranziehen:

> *Ja .. Nun ich musste aber auch meine russischen Gewohnheiten bekämpfen, zum Beispiel, zum Beispiel man muss den Müll nicht mit geschminkten Augen runterbringen oder wenn man ins Geschäft geht, um Brot zu kaufen, muss man nicht die Schuhe mit hohen Absätzen anhaben. […] Nun habe ich verstanden, dass vieles egal ist, dass es unwichtig ist, ob man Schuhe mit hohem Absatz trägt oder nicht. Man muss wie ein Mensch aussehen. Ich habe mir Sportschuhe gekauft und habe verstanden, dass ... ja ... nun irgendwie ... ich habe ein bisschen meinen Lebensstil verändert, sozusagen.*
> *So ... ich habe ihn kennengelernt und <u>das war's</u>, ich wollte <u>überhaupt nicht</u> mehr studieren. Ich wollte Kinder haben. Ich war in dem Alter, in dem es mir meinen russischen Vorstellungen nach schien, dass es einfach peinlich ist, mit 24 unverheiratet und ohne Kinder zu sein. […] Ich habe so einen Mentalitätswandel erlebt. Und im Prinzip ... begann er fortzuschreiten. Jetzt ist er schon so weit fortgeschritten, dass ich überhaupt keine Kinder haben will.*

In der Erzählung von Adrianne aus Armenien (33) geht es um den Umgang mit unterschiedlichen Lebensbedingungen in Armenien und Deutschland:

> *Man ist immer Kind der Familie, man ist immer Kind der Eltern, egal ob du 30 bist oder 40 bist oder mit oder ohne Familie. Deine Eltern stehen immer hinter dir. Und ehm auch als Erwachsene kannst du bei deinen Eltern leben, es ist überhaupt kein Problem und da denkt keiner, dich rauszuschmeißen oder auf-*

zufordern, dass du ausziehst. […] Da muss man in Armenien nicht überlegen, oh Gott, jetzt habe ich keinen Kindergartenplatz, wo lasse mein Kind oder so. Dann lässt es dann bei den Großeltern oder Eltern, es ist kein Problem. Oder wenn du Schwierigkeiten, auch finanzielle Schwierigkeiten hast, dann unterstützt die Familie an sich auch. Jetzt auch Onkel oder Tante, je nachdem, wie es ist.
Hier bist dann plötzlich ganz allein, wenn du auch Fehler machst, Vertrag unterschreibst und vorher nicht genau gelesen hast, was da drin steht, dann hast du hier niemanden, der sagt, oh ich bezahle dir noch diese drei Monate, wo du einfach rein gekommen bist, ja, und wusstest überhaupt nicht, was heißt dann, wie heißt es, die Kündigungsfrist oder so was, wo du diese Begriffe nicht kennst, diese Art nicht kennst, dann bist du aufgeschmissen. Und ehm das muss man erst mal aber selber und in dem Moment hast du erst mal niemanden, den du fragen kannst, du bist neu hier. Und da musst du selber entscheiden.

In der ersten Textsequenz beschreibt Adrianne eine Lebenswelt, in der die Zugehörigkeit zur Familie eine stabile Orientierungsgrundlage und Hilfe bei der Lösung bestimmter Fragen bietet (vgl. das erste Selbstthematisierungsmuster). In der zweiten Interviewpassage thematisiert sie die Notwendigkeit, die Verantwortung für die Organisation des Alltags selbst zu übernehmen und eigenverantwortlich zu handeln (vgl. das zweite Selbstthematisierungsmuster). Dadurch wird die Wandlung von einer Frau, die von ihrer Herkunftsfamilie unterstützt wird, hin zu einer Frau, die eigenständig handelt, zum Ausdruck gebracht.

In den folgenden Interviewpassagen thematisiert Adrianne ihren Umgang mit ihrer armenischen Herkunft zu zwei Zeitpunkten (durch ein Stipendium finanzierter Aufenthalt in Darmstadt und die gegenwärtige Situation in Erfurt):

Im Westen war immer: „Woher kommen Sie?" Auf die Frage sagte ich immer Armenien. Ach R u m ä n i e n. Nein, nicht Rumänien, Armenien. und die wissen nicht, wo es ist. Und dann ist es immer ehm sehr kompliziert zu erklären und zu erzählen so ganz schnell, was für ein Land es ist, welche Menschen […] Im Westen wurde ich manchmal, vor allem in Darmstadt, weil dort so viele Türken sind, irgendwie haben mich alle Türken dann begrüßt am Anfang. Ich weiß nicht, sie haben gedacht, dass ich auch eine Türkin bin. Es ist nicht schlimm, aber ich musste das erst mal verstehen, worum es hier geht.
Hier im Osten, wo wir uns grade befinden, fühle ich mich als Armenierin sehr wohl. Bis jetzt habe ich wirklich keine Schwierigkeiten gehabt. Ich bin so froh, dass sie hier wissen, wo Armenien liegt […] Du legst ja nicht viel Wert drauf, dass die Leute das [Herkunft] fragen vielleicht, weil du hältst dich dann zurück und das passiert dann auch nicht, auch in unbekannten Kreisen.

Adrianne greift explizit auf ihre ethnische Herkunft als Mittel der Selbstbeschreibung zurück, um ihre Identität kenntlich zu machen: „Ich fühle mich als Armenierin sehr wohl." „Du bist in dir drin noch Armenier." Es zeigt sich, dass sie davon auszugehen scheint, dass ihre jeweiligen Interaktionspartner für Selbst- und Fremdbeschreibungen auf dieselben Kategorien, nämlich die ethnische Zugehörigkeit, zurückgreifen: Sie vermutet, dass Türkinnen und Türken sie für eine Türkin gehalten haben könnten und

sie nur deswegen auf der Straße begrüßt hätten. Somit bringt Adrianne die ihrer eigenen ethnischen Herkunft subjektiv beigemessene Bedeutung in einen direkten Zusammenhang mit dem von ihr antizipierten Interesse ihrer Interaktionspartner – mit den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte. Die Erzählerin konstruiert somit einen gewissermaßen dialektischen Zusammenhang zwischen der ethnischen Selbst- und der vermuteten, auf die eigene Person gerichteten Fremdkategorisierung und expliziert die Veränderung dieses Zusammenhangs: Adrianne erzählte in Darmstadt gern über ihre Herkunft und wurde dort oft darauf angesprochen – in Erfurt hingegen legt sie nicht so viel Wert darauf und wird auch nicht mehr danach gefragt.

Die erzählten Ereignisse erwecken in diesem Selbstthematisierungsmuster den Eindruck von komplexen, mehrschichtigen Geschehnissen und gleichzeitig biographisch sehr bedeutsamen Ereignissen, die persönliche Wandlungsprozesse angestoßen haben.

3.4 Die Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens im Interview

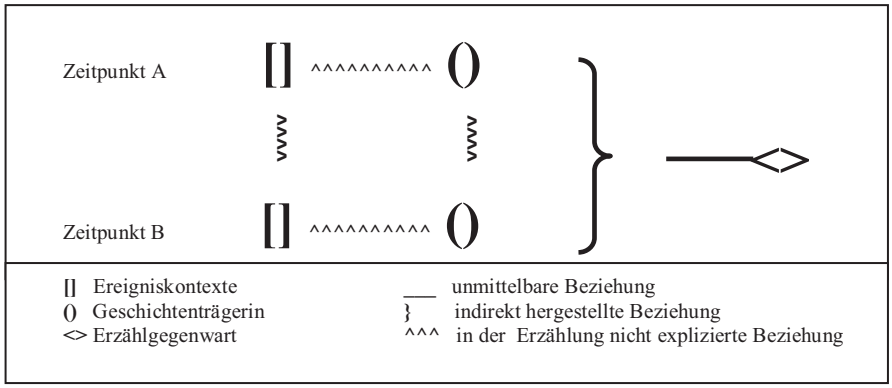

Abbildung 4: Erzählfiguren des Selbstthematisierungsmusters der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens im Interview" (Quelle: Koval 2012)

Struktureller Aufbau der Erzählung

Einige Erzählungen deuten auf den ersten Blick auf das Selbstthematisierungsmuster der „Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern" hin: Ihre typischen Merkmale sind die Thematisierung eigener unterschiedlicher Sichtweisen, lebensgeschichtlicher Relevanzen und der Bewertung von Geschehnissen und Entscheidungen. In jenem Selbstthematisierungsmuster wurden die unterschiedlichen Selbst- und Fremdbeschreibungen oder -bewertungen in der Erzählung durch einen narrativen Kunstgriff miteinander verbunden, z.B. in eine kausale oder temporale Beziehung zueinander gesetzt. In diesem Selbstthematisierungsmuster wird der Zeithorizont nicht expliziert, sodass man die Veränderung aus dem Erzählzusammenhang nicht erschließen kann: Die unterschiedlichen Erzählperspektiven existieren parallel, gleichberechtigt und bleiben unverbunden. Deswegen erscheinen die erzählten Le-

bensgeschichten im Selbstthematisierungsmuster der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens imInterview“ auf den ersten Blick nicht kohärent und konsistent, z.B. die Darstellung der Auswanderungsgeschichte als langfristig überlegter Plan, zugleich als eine Alternative zur Gründung einer eigenen Familie im Herkunftsland und als bloßer Wunsch, eine exklusive Möglichkeit zu nutzen.

Es stellte sich die Frage, ob diese Erzählungen „empirische Regelmäßigkeiten“ aufweisen und ob sich eine Regel identifizieren lässt, die die Erarbeitung der relevanten Merkmalskombinationen ermöglicht. (vgl. Kelle/Kluge 1999: 83 ff.) Im Ergebnis zeigte sich, dass dieses Selbstthematisierungsmuster in jenen Interviews dominiert, die durch das Phänomen der „Vermeidung von Leidensgeschichten“ (vgl. Koval 2012: 93 ff.) charakterisierbar sind. Die Interviewten wollten das Selbstpräsentationsinteresse einer „erfolgreichen Frau“ konsequent durchhalten; die verlaufskurvenförmig (vgl. Schütze 1981: 88 ff.; 2006: 212 ff.), d.h. negativ erlebten Lebensabschnitte würden zu diesem Selbstpräsentationsinteresse nicht „passen“, weshalb die Interviewten versucht haben könnten, die Darstellung dieser Lebensereignisse an ihr aktuelles Selbstpräsentationsinteresse anzupassen. Aufgrund der „Zugzwänge des Erzählens“ (vgl. Kallmeyer/Schütze 1977: 187 ff.; Schütze 1982: 571 f.) könnten die Interviewten dazu verleitet gewesen sein, ihre Sichtweisen zum Zeitpunkt des Geschehens an einigen Stellen durchblicken zu lassen, wodurch der Effekt von Unstimmigkeiten entstanden ist.

Die Funktion des narrativen Kunstgriffes besteht dabei darin, eine unmittelbare Beziehung zur Erzählgegenwart herzustellen – ein bestimmtes Selbstpräsentationsinteresse konsequent durchzuhalten, das den Interviewten entsprechend der kommunikativen Situation angemessen erschienen sein könnte. Aufgrund der Steigerung der Komplexität im strukturellen Aufbau der erzählten Geschichten bleiben sowohl die eingeführten Ereigniskontexte als auch die dargestellten eigenen unterschiedlichen Sichtweisen, lebensgeschichtlichen Relevanzen und Bewertungen von Geschehnissen und Entscheidungen unverbunden, wodurch die erzählte Geschichte auf den ersten Blick nicht kohärent und konsistent erscheint.

Beispiel

Der strukturell-inhaltliche Aufbau der Erzählung von Ruslana aus Kasachstan (31) vermittelt den Eindruck, als ob sie ihre „Erfolgsgeschichte“ in einem institutionellen Setting, z.B. einer Vorstellungsrunde während eines Workshops, erzählen würde. Sie stellt alle von ihr durchlaufenen beruflichen Institutionen in einer selbstverständlich erscheinenden, reibungslosen Abfolge dar, so dass das Bild einer Frau entsteht, die einen nahtlosen, lückenlosen, fast perfekten Lebenslauf hat. Ruslana betont auch explizit ihren Erfolg:

> *Ist ja ... in meinem Leben war es ... irgendwie klappt es alles so gut, oder es ist wirklich so irgendwie vorgesehen. Ich habe in meinem Leben nur eine einzige Bewerbung geschrieben und da wurde ich angenommen, und seitdem habe ich auch nur eine einzige Bewerbung geschrieben.*

Die Ereignisse und Lebensabschnitte, die zum Erzählmodus einer Erfolgsgeschichte vermutlich nicht passen, erwähnt Ruslana entweder nur kurz im Sinne einer Hinter-

grundkonstruktion (z.B. die Auswanderung) oder lässt sie weg (z.B. das Leben im Übergangswohnheim). Durch die Auslassung von Ereignissen, die zu ihrer Selbstpräsentation als „erfolgreiche" Frau nicht passen, stellt die Interviewte die Kohärenz ihrer Erfolgsgeschichte her. Als Ruslana auf die ausgelassenen Lebensabschnitte angesprochen wird, versucht sie, das Positive in der vermutlich schwierigen Situation hervorzuheben:

> *Und das [Übergangswohnheim] ist für die erste Zeit ganz gut, weil da gibt es auch Sozialarbeiter, die irgendwelche Fragen beantworten und sonst was. Und das sind alle Menschen, die auch Russischsprachler waren ja. Das die Zeit war ... wie lange waren wir denn da? Sieben, acht Monate waren wir da, bis wir dann mit meiner Mutter eine Wohnung uns genommen haben. Ja ... das war schon ... wie man sagt jetzt, kann man sagen, es war wunderschöne Gegend, fast mitten im Wald und schöne Natur und sonst noch was. Aber irgendwo hat man keine Lust auf Natur, wenn alles andere auch nicht mehr stimmt. Und ... ich weiß nicht ... ich fand das einfach nur schrecklich.*

Diese Textsequenz zeichnet sich durch eine Inkongruenz zwischen der theoretisch-argumentativen Ausarbeitung des Positiven an der Lebenssituation im Übergangswohnheim und der Gesamtevaluation dieses Lebensabschnitts als „einfach nur schrecklich" aus. Hier wird Ruslanas Versuch deutlich, einen als verlaufskurvenförmig erlebten Lebensabschnitt in der aktuellen Erzählsituation handlungsschematisch darzustellen, das Positive, das es trotz der schwierigen Situation gab, herauszuarbeiten und somit die damalige Situation retrospektiv anders zu bewerten.

In der Erzählung über die Entscheidung für den Beruf der Schneiderin folgen drei unterschiedliche, direkt aufeinander folgende Erzählperspektiven:

> *Ja und ich habe mich immer für Mode interessiert, auch für Sachen, die man selber herstellen, machen kann. Und dann war es eigentlich ganz zufällig, weil in dem Jahr, als ich mit der Schule fertig war, da konnte ich ja, da war ich gerade in der Stadt, wo ich meine Prüfungen abgelegt habe. Und ich wusste nicht, was ich werden wollte. Und da habe ich mir gedacht, na ja, dann mache ich es so. Ich nehme das, was mir Schicksal oder Leben, wie man das nennen mag, gibt. Und mir wird das gern gegeben. Ich habe das Gefühl, dass man gegen Schicksal nicht kämpfen soll. Wenn es dann so nicht klappt, wie es man sich vorstellt oder wie man es gerne möchte, dann muss man gucken, ob da andere Alternativen da sind. Und dann habe ich es so angenommen. Da konnte man ja auch nach jedem Jahr Abschluss machen. Das erste Jahr war Näherin für Bekleidung, nach dem zweiten Schneiderin.*

Zunächst stellt Ruslana ihre Entscheidung für den Beruf der Schneiderin als Ergebnis geplanter und selbst gestalteter Handlungsabläufe dar, wobei ihre Argumentation mit dem Interesse an handwerklicher Arbeit nach einer zurechtgelegten Begründung klingt, die man üblicherweise bei einer Vorstellung, z.B. in einem Bewerbungsgespräch, vorbringt. Danach thematisiert die Interviewte ihre Entscheidung als Ergebnis der Fremdverursachung – als dankbare Annahme des vom Schicksal Gegebenen. Anschließend nutzt Ruslana eine dritte Interpretationsfolie für die Darstellung dessel-

ben Ereignisses: als eine zu ihrer derzeitigen Lebenssituation passende Möglichkeit, als Alternative, falls ursprüngliche Pläne scheitern sollten.

Insgesamt erwecken die erzählten Lebensgeschichten in diesem Selbstthematisierungsmuster den Eindruck von ambivalenten, mehrdeutigen Ereignissen.

4. Integration der Geschichtenträgerin in die retrospektive Wirklichkeitskonstruktion

Im Zentrum autobiographischer Erzählungen steht die Darstellung von Lebensereignissen sowie des lebenspraktischen Umgangs mit ihnen. „Lebensgeschichtliche Erzählungen schaffen Wirklichkeiten, und zwar Wirklichkeiten sui generis […] Sie produzieren die Biographie als eine Wirklichkeit, die sich durch Kontinuität auszeichnet und deswegen die Persistenz und Identität einer Person sichert." (Straub 2000: 138) Ausgehend vom Verständnis der Biographie als einer retrospektiven Konstruktion der Wirklichkeit, betrachte ich in diesem Kapitel die Wirklichkeitskonstruktionen, welche durch die autobiographische Erzählung hervorgebracht werden, und gehe der Frage nach, wie die Integration der Geschichtenträgerin in die konstruierte Wirklichkeit erfolgt.

(I) Mittels des *Selbstthematisierungsmusters der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte"* wird eine stabile Orientierungsgrundlage mit einer als selbstverständlich angesehenen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebenssituation (z.B. Wohnsituation, familiäre oder berufliche Situation) konstruiert, in die die Geschichtenträgerin eingebunden ist. Die Interviewten stellen ihre Handlungen als Orientierung, Anpassung bzw. Erfüllung gesellschaftlicher, organisationaler oder familiärer Erwartungsstrukturen dar und gehen davon aus, „daß ich in einer aufwärtsgerichteten Laufbahn stehe und mich darauf verlassen kann, daß sie mich zum Ziel führt, auch ohne daß ich den Weg dorthin in den einzelnen Etappen durchplane" (Kohli 1981: 514). Durch die Art und Weise, wie die Interviewten ihr Verhalten darstellen, bringen sie zum Ausdruck, dass sie bestimmte Orientierungsmaßstäbe als implizit unterstellt und als selbstverständlich hingenommen haben. So entsteht der Eindruck, sie seien Teil der kollektiven Meinung im Umfeld der Interviewten, an der sie sich orientiert haben, bzw. dass die Entscheidung der Interviewten mit den in ihrem Umfeld vermeintlich geltenden Vorgaben übereinstimmt.

(II) In der Thematisierung von Ereigniskontexten mit unterschiedlichen einander bzw. den der Geschichtenträgerin widersprechenden Erwartungsstrukturen im *Selbstthematisierungsmuster der „Verknüpfung von unterschiedlichen Erwartungsstrukturen der jeweiligen Ereigniskontexte"* wird die Tendenz zur Herauslösung des Individuums aus den Lebenszusammenhängen mit stabilen Orientierungsgrundlagen deutlich. „Die alltägliche Lebenswelt des Menschen ist zersplittert in eine Vielzahl von Entscheidungssituationen, für die es (nicht trotz, sondern wegen der breiten Angebots-Palette) keine verläßlichen ‚Rezepte' mehr gibt." (Hitzler/Honer 1994: 308) Um der Mehrheit der auf unterschiedliche Weise verschränkten bzw. miteinander verknüpften Ereigniskontexte und der Unterschiedlichkeit der Anforderungen gerecht zu werden, muss das Individuum vielfältige, aufeinander abzustimmende Deutungs- und Handlungsmuster der Ereigniskontexte auf eigene Art und Weise miteinander verbinden und ausbalancieren.

(III) Im Zentrum des *Selbstthematisierungsmusters der „Verknüpfung von veränderten eigenen Handlungs- und Deutungsmustern"* steht die Beschreibung der Veränderung im Denken, Bewerten und Erleben der Befragten, die sie im Rahmen einer Auseinandersetzung mit Handlungs- und Interaktionssituationen, mit soziohistorischen Rahmenbedingungen oder administrativ-rechtlichen Bestimmungen zum Ausdruck bringen. Sie thematisieren ihre Distanzierung von den bisherigen eigenen lebensgeschichtlichen Relevanzen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als selbstverständlich gegeben galten – einen „biographischen Wandlungsprozess" (vgl. Nohl 2006: 12; Schütze 2001: 142; Strauss 1968: 98 ff.). In diesem Selbstthematisierungsmuster wird nicht nur die Pluralität von Orientierungsmaßstäben dargestellt, sondern auch deren Relevanz und Bedeutung als Orientierungsgrundlage kritisch thematisiert bzw. infrage gestellt.

(IV) Im *Selbstthematisierungsmuster der „Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens imInterview"* wird das Phänomen der „Imagepflege" deutlich: Bei direkten oder indirekten Kontakten mit anderen Personen versucht das Individuum, „eine bestimmte Strategie im Verhalten zu verfolgen, ein Muster verbaler und nichtverbaler Handlungen, die seine Beurteilung der Situation und dadurch seine Einschätzung der Teilnehmer, besonders seiner selbst ausdrückt" (Goffman 1986:10). Indem das Individuum die eigene Erzählung primär auf die Perspektive des anderen ausrichtet, um den vermeintlichen Erwartungen (bezüglich der Selbstpräsentation) der kommunikativen Situation gerecht zu werden, wird die eigene Lebensgeschichte zu einer Art Reservoir, aus dem das Erzählmaterial geschöpft werden kann.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es zwei Aspekte gibt, durch die die Integration der Geschichtenträgerin in die konstruierte Wirklichkeit erfolgen kann.

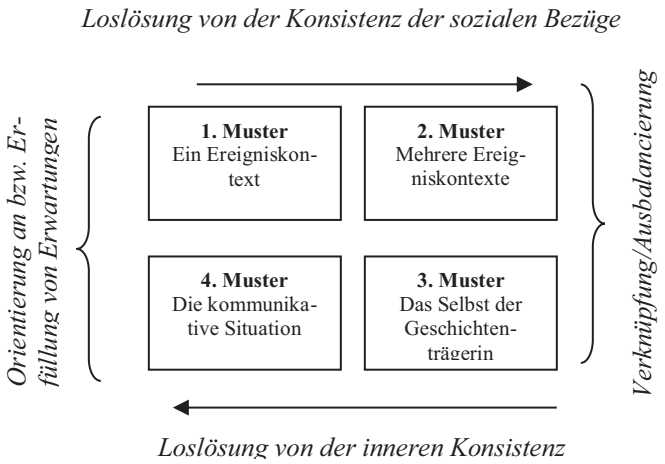

Abbildung 5: Her- und Darstellung von Kohärenz und Kontinuität innerhalb der Selbstthematisierungsmuster. (Quelle: eigene Darstellung)

Zum einen ist es die „Verknüpfung und Ausbalancierung". Ging es im zweiten Selbstthematisierungsmuster um die Herstellung von Kontinuität und Kohärenz über die

widersprüchlichen, nicht aufeinander abgestimmten Ereigniskontexte hinweg, so handelt es sich im dritten Selbstthematisierungsmuster um die Herstellung von Kontinuität und Kohärenz über die einmal infrage gestellten bzw. veränderten eigenen Handlungs- und Selbstbeschreibungsmuster, lebensgeschichtlichen Relevanzen oder Bewertungsmaßstäbe hinweg. Der Verknüpfungsaspekt verlagert sich hier von der Außenwelt in die Innenwelt der Geschichtenträgerin.

Zum anderen ist es die „Orientierung an und Erfüllung von Erwartungen". Ging es im ersten Selbstthematisierungsmuster um die Orientierung an den Erwartungen der Ereigniskontexte aus der eigenen Lebensgeschichte, so geht es im vierten Selbstthematisierungsmuster um die Orientierung an den Erwartungsstrukturen des kommunikativen Geschehens. Der Orientierungsaspekt verlagert sich von der eigenen Lebensgeschichte in die aktuelle kommunikative Situation.

5. Ausblick

Die Erforschung des Selbstverständlichen und Unvermeidlichen – der Kohärenz und Konsistenz in der autobiographischen Erzählung – hilft, die unterschiedlichen, nicht aufeinander reduzierbaren Aspekte in den autobiographischen Erzählungen aufzudecken und das Wechselverhältnis zwischen Individualität und gesellschaftlicher Erwartung bzw. Konventionalisierung von Biographie zu plausibilisieren. Die Typologie von vier Selbstthematisierungsmustern kann darüber hinaus als Grundlage für die Erforschung unterschiedlicher thematischer Fragestellungen genutzt werden (vgl. Koval 2012), wie z.B. zur Rekonstruktion der Bedeutung unterschiedlicher Lebensereignisse (Auswanderung, Studienaufnahme und Mutterwerden), der thematisierten geschlechtsspezifischen Orientierungsmaßstäbe oder ethnischen Differenzmarkierungen.

Abschließend soll die Generalisierbarkeit der vorgestellten Muster autobiographischen Erzählens kurz diskutiert werden. Die Lebensverläufe der befragten Frauen zeichnen sich durch Mobilität im geografischen Raum sowie durch Brüche in der Bildungs- und Berufsbiographie infolge der eigenen Auswanderung und der soziohistorisch veränderten Rahmenbedingungen (Zerfall der Sowjetunion) aus. Daher nehme ich an, dass die von mir am Interviewmaterial gewonnene und theoretisch verankerte Typologie von vier Selbstthematisierungsmustern auf die autobiographische Erzählung jener Personen übertragbar ist, für deren Lebensverläufe horizontale und vertikale Mobilität (unabhängig von Herkunftsland und formellem Bildungsstand) charakteristisch ist. Es wäre interessant, in weiteren Forschungen die Muster autobiographischer Selbstthematisierung anderer Personengruppen zu untersuchen, z.B. von Menschen, die in einem traditionell geprägten ländlichen Bereich leben, von Menschen, die sich lange Zeit in einer totalen Institution wie Gefängnis oder Psychiatrie aufgehalten haben, oder allgemein einen Vergleich autobiographischer Selbstthematisierung von Personen unterschiedlichen Geschlechts, Alters sowie ethnischer und sozialer Herkunft anzustellen.

Literatur

Bohn, Cornelia und Alois Hahn (1999): Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung: Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft. In: Herbert Willems und Alois Hahn (Hg.): Identität und Moderne, Frankfurt am Main, 33-61.

Burkart, Günter (2006): Einleitung. Selbstreflexion und Bekenntniskultur. In: Günter Burkart (Hg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden, 7-40.

Ehlich, Konrad (1980): Der Alltag des Erzählens. In: Konrad Ehlich (Hg.): Erzählen im Alltag, Frankfurt am Main, 11-27.

Engelhardt, Michael von (1990): Biographie und Identität. Die Rekonstruktion und Präsentation von Identität im mündlichen autobiographischen Erzählen. In: Walter Sparn (Hg.): Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge, Gütersloh, 197-247.

Fischer, Wolfram (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Martin Kohli (Hg.): Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt/Neuwied, 311-336.

Fuchs, Werner (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen.

Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt am Main.

Goffman, Erving (1986): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main.

Hahn, Alois (1987): Identität und Selbstthematisierung. In: Alois Hahn und Volker Kapp (Hg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis, Frankfurt am Main, 9-24.

Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt am Main.

Hildenbrand, Bruno (1999): Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitungen für die Praxis, Opladen.

Hitzler, Ronald und Anne Honer (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main, 307-315.

Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Dirk Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anläßlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, Hamburg, 159-274.

Kelle, Udo und Susann Kluge (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung, Opladen.

Kohli, Martin (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung. In: Joachim Matthes (Hg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980, Frankfurt am Main, 502-520.

Koval, Alla (2012): Das Selbst zum Thema machen: Lebensereignisse, Ethnie und Geschlecht. Figuren autobiographischen Erzählens und Muster der Selbstthematisierung von Frauen, die aus GUS-Ländern nach Deutschland auswanderten, Opladen/Berlin/Toronto.

Nohl, Arnd-M. (2006): Bildung und Spontaneität. Phasen biographischer Wandlungsprozesse in drei Lebensaltern – Empirische Rekonstruktionen und pragmatische Reflexionen, Opladen.

Propp, Vladimir (1975): Morphologie des Märchens, Frankfurt am Main.

Rehbein, Jochen (1980): Sequentielles Erzählen. Erzählstrukturen von Immigranten bei Sozialberatungen in England. In: Konrad Ehlich (Hg.): Erzählen im Alltag, Frankfurt am Main, 64-108.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main.

Schroer, Markus (2006): Selbstthematisierung. Von der (Er-)Findung des Selbst und der Suche nach Aufmerksamkeit. In: Günter Burkart (Hg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden, 41-72.

Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, 67-156.

Schütze, Fritz (1982): Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Eberhard Lämmert (Hg.): Erzählforschung. Ein Symposion, Stuttgart, 568-590.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, 78-117.

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Kurseinheit I. Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften.

Schütze, Fritz (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. Die Kategorie der Wandlung. In: Roland Burkholz/Christel Gärtner/Ferdinand Zehentreiter (Hg.): Materialität des Geistes. Zur Sache Kultur – im Diskurs mit Ulrich Oevermann, Weilerswist, 137-162.

Schütze, Fritz (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Heinz-H. Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Wiesbaden, 205-237.

Šklovskij, Viktor (1984): Theorie der Prosa, Frankfurt am Main.

Straub, Jürgen (2000): Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In: Erika M. Hoerning (Hg.): Biographische Sozialisation, Stuttgart, 137-163.

Strauss, Anselm L. (1968): Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität, Frankfurt am Main.

Völter, Bettina (2006): Die Herstellung von Biographie(n). Lebensgeschichtliche Selbstpräsentationen und ihre produktive Wirkung. In: Günter Burkart (Hg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematisierung? Wiesbaden, 261-284.

Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg

Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen

Ilka Quindeau, Katrin Einert und Nadine Teuber

Zusammenfassung

In den letzten Jahren wurden die Erfahrungen der „Kriegskinder“ des Zweiten Weltkriegs Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Studien. Die Generation der „Kriegskinder“ gilt als traumatisiert; Schätzungen schwanken von einem Drittel bis zur Hälfte dieser Generation, die unter diesen Belastungen bis in die Gegenwart hinein leiden. Das vielfach fortbestehende Leiden der damaligen Kinder wird hierbei als mehr oder weniger ausschließliche Folge des Zweiten Weltkriegs (fehl-)interpretiert und die kulturelle Dimension einer intensiven Sozialisation und Erziehung unter der Nazi-Ideologie kaum oder nur stark verkürzt verhandelt. Wie wir mit unserer Studie zeigen werden, waren es nicht nur die Bombennächte, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die belastende bis traumatisierende Auswirkungen zeitigten, sondern wesentlich die Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern und NS-Sozialisation. Dies muss mit den Kriegserfahrungen zusammen betrachtet werden, um die Leiderfahrungen und Realitäten dieser Personengruppe angemessen erfassen zu können und um Verkürzungen und Entkontextualisierungen zu vermeiden. In unserer Studie beziehen wir uns auf Angehörige der Geburtenjahrgänge 1930 bis 1945 und fragen danach, ob und inwiefern sich die unterschiedlichen Identifizierungen der Eltern mit dem NS-System und seinen Erziehungsmaximen auf das Leben der Kinder auswirken. Die Bedeutung der Erziehung im Nationalsozialismus und die transgenerationelle Weitergabe werden in ihrem Zusammenspiel mit den Folgen von Kriegshandlungen untersucht. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass es sich um eine rückwirkende, nachträgliche Betrachtung handelt, die in ihren Funktionen für die jeweilige Gegenwart reflektiert werden muss.

 © Verlag Barbara Budrich

Einleitung

> *Als der Luftangriff auf Halberstadt uns schwer erschüttert hat, das war ein Sonntag, dachte ich schon am frühen Nachmittag, als die Stadt noch brannte: Da ist was zu erzählen, am nächsten Tag, in der Schule. Die fiel aber nun leider aus: Das heißt, ich habe es als schlimmer empfunden, dass die Schule ausfällt und ich nichts erzählen konnte, als dass das Haus verbrannte.*[1]

An seinen lebensgeschichtlichen Erinnerungen verdichtet Alexander Kluge die vitale Bedeutung des Erzählens. Etwas erzählen können heißt, etwas zu verarbeiten und zumindest ansatzweise einem belastenden Geschehen den Schrecken zu nehmen. In den letzten Jahren wurden die Erfahrungen der „Kriegskinder"[2] des Zweiten Weltkriegs Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Studien (u.a. Schulz/Radebold/Reulecke 2004; Lamparter 2006; Kuwert et al. 2007; Glaesmer/Brähler 2011; Lamparter et al. 2010). Daneben finden sich zahlreiche mediale Aufarbeitungen in Form von autobiographischer Literatur, Fernseh-Sendungen und Tagungen. Die Generation der „Kriegskinder" gilt als traumatisiert, Schätzungen schwanken von einem Drittel bis zur Hälfte dieser Generation, die unter diesen Belastungen bis in die Gegenwart hinein leiden (vgl. Radebold/Heuft/Fooken 2006). Neuere epidemiologische und bevölkerungsrepräsentative Untersuchungen korrigieren diese hohen Schätzungen; etwa vier Prozent der Älteren weise das Vollbild einer Posttraumatischen Belastungsstörung auf, bei zwölf Prozent ließen sich Anzeichen für eine Traumatisierung finden (Glaesmer/Brähler 2011; Glaesmer et al. 2010). Als ursächlich für die Belastungen im Alter werden vor allem die Kriegshandlungen betrachtet, denen diese Kinder schon in frühestem Alter ausgesetzt waren, wie z.B. Bombenangriffe, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung sowie der Verlust von Angehörigen.

Wenngleich es sich bei den „Kriegskindern" um eine Gruppe handelt, die nicht aktiv am Krieg und den Verbrechen des Nationalsozialismus beteiligt war, verläuft die Debatte um ihr Leid keineswegs konfliktfrei. Obwohl es schon unmittelbar nach Ende des Krieges erste Veröffentlichungen gab, in deren Mittelpunkt die Leiden der nichtverfolgten Deutschen standen, wird immer noch häufig von einem Tabu gesprochen, dies thematisieren zu können. Die Rede ist dabei oft von einer Konkurrenz der Opfergruppen und problematischen Verschiebungen in der deutschen Erinnerungskultur. Bereits 1989 brachte der Fall der Mauer eine neue Situation und damit eine Veränderung der bundesdeutschen Erinnerungskultur mit sich. Dresden rückte als prominenter Erinnerungsort ins allgemeine Interesse. Aleida Assmann sieht in der „Kriegskinder"-Debatte allerdings keine Aufrechnung, sondern vielmehr eine Ergänzung und Erweiterung des Geschichtsbildes:

> *Nachdem die jüdische Opfererfahrung im Gedächtnis der Deutschen verankert ist, können andere Leidensgeschichten in diesem Bild mit eingezeichnet werden, ohne das gesamte Gefüge zu verschieben. Die Traumata der deutschen Zivilbevölkerung haben in dem Maße Platz neben den Traumata der Holocaustopfer, in dem sich das Bewusstsein historischer Zusammenhänge etab-*

1 Alexander Kluge, Interview in Süddeutsche Zeitung Nr. 249, 28. 10. 2011.

2 Wir verwenden den in der Literatur gebräuchlichen Begriff „Kriegskinder" trotz seiner problematischen Konnotationen, auf die weiter unten im Text eingegangen wird.

> *liert. Es kann nicht darum gehen, dass Hamburg und Dresden von Auschwitz und Treblinka übertrumpft werden oder umgekehrt, sondern dass Hamburg und Dresden zusammen mit Auschwitz und Treblinka zu erinnern sind. (Assmann 2007, 188)*

Andere hingegen betrachten die „Kriegskinder"-Thematik als Variation des deutschen Opferdiskurses, wonach die nicht-verfolgten Deutschen versuchten, sich in die Gruppe der Opfer einzureihen und damit die deutsche Erinnerungskultur tiefgreifend zu verändern. Das Thema werde in Forschung und öffentlichem Diskurs aus dem historischen Zusammenhang gelöst und somit anschlussfähig an andere Opferdiskurse gemacht. Salzborn beschreibt den „neuen deutschen Opferdiskurs" als einen Versuch der Umdeutung und sieht hierin den Wunsch nach einer normalisierten Nation. Er versteht diesen als einen deutschen „Befreiungsdiskurs", welcher den „Eintritt in die internationale Opferkultur" ermögliche. Befreiend wirke er dahingehend, dass nun nicht mehr von den Deutschen als Täterinnen und Täter gesprochen werde, sondern eben auch über ihre Erfahrungen als Opfer des Krieges (Klundt/Salzborn 2003, 19 f.) „Kriegskinder" spielten dabei eine besonders wichtige Rolle, da Kinder die Assoziation der vollkommenen Unschuld vermittelten. Norbert Frei nennt „die Besinnung der Kriegskinder auf ihre Geschichte" die „Selbsterfindung" einer Gruppe, die die Vergangenheit umcodiere und die Deutschen als Opfer sehen wolle (Frei 2005, 17). Kötscher (2012) vertritt die These, dass die Kriegskindheitsforschung ihrerseits ebenfalls mehr zu weiterem Verdecken als zum Aufdecken deutscher Vergangenheit beitrage, konzentriere diese sich doch nur einseitig auf den Krieg und nicht auch auf den Nationalsozialismus. Diese Kritik nimmt den wichtigen Aspekt auf, dass der „Kriegskinder"-Diskurs besonders geeignet scheint, sich der schuldhaften NS-Vergangenheit und ihrer Folgen zu entledigen. Der Begriff „Kriegskind" ist daher kritisch zu betrachten, bezeichnet er doch mit dem einseitigen Bezug auf Kindheit im Krieg nur einen spezifischen Ausschnitt der lebensgeschichtlichen und psychosozialen Realität dieser sehr heterogenen Personengruppe.

In der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten seit Mitte 2009 laufenden Studie „Trauma im Alter" an der Fachhochschule Frankfurt[3] wird dem nachgegangen und untersucht, was die Ursachen des Leids der Personen dieser Gruppe sind und welche Rolle der Nationalsozialismus und seine Folgen für die Nachkommen der Täter- und Mitläufer-Generation hierin spielt, welche Muster der Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen sich erkennen lassen und inwiefern die untersuchten Biographien den „Kriegskinder"-Diskurs widerspiegeln und umgekehrt.

---

3 Die Laufzeit des Projekts endet am 31.12.2012. Projektleiterin ist Ilka Quindeau, Psychoanalytikerin (DPV/IPV) in eigener Praxis und Professorin für Klinische Psychologie und Psychoanalyse an der Fachhochschule Frankfurt mit den Arbeitsschwerpunkten psychoanalytische Konzeptforschung (Erinnerung, Trauma, Sexualität), Geschlechterforschung, individuelle und gesellschaftliche Folgen des Nationalsozialismus; Nadine Teuber, (Dr. phil., Dipl.-Psych.) ist mittlerweile wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Psychoanalyse der Goethe-Universität, Frankfurt am Main und in psychoanalytischer Ausbildung am Frankfurter Psychoanalytischen Institut (FPI/DPV). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung und Depression sowie Antisemitismus- und Traumaforschung. Katrin Einert (Dipl.-Päd.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH Frankfurt und Stipendiatin des Ernst-Ludwig-Ehrlich Studienwerks. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Antisemitismus- und Traumaforschung, Rechtsextremismus und Folgen von Täterschaft.

Immer wieder findet sich in den Erzählungen von „Kriegskindern" der Hinweis, dass man nun endlich auch über das Leiden der nicht-verfolgten Deutschen sprechen dürfe (u.a. Bode 2004; Reddemann 2004). Es wird der Eindruck erweckt, als unterlägen diese einem gesellschaftlichen Tabu, was genauer historischer Betrachtung allerdings nicht standhält. So erschien beispielsweise bereits in den 1950er Jahren eine achtbändige historiographische Reihe über die Vertreibung der Deutschen (vgl. Brumlik 2005, 549), und auch in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit finden sich die Erfahrungen des Krieges mit seinen vielfältigen Verlusten (u.a. Heinrich Böll, Alexander Kluge, Christa Wolf und Peter Handke).

Wenn die Rede vom Tabu nun offensichtlich im gesellschaftlichen Zusammenhang nicht zutrifft, könnte man annehmen, dass hier eine Verschiebung vorliegt, und danach fragen, woher die Empfindung eines Tabus möglicherweise stammen könnte. Viele „Kriegskinder" machten die Erfahrung, dass sie in der Familie nicht über ihre eigenen leidvollen Erfahrungen sprechen konnten. Das Tabu, über diese Erfahrungen zu sprechen, wäre damit sinnvoller als im politischen Raum in den Familien anzusiedeln und davon auszugehen, dass die Eltern aus unterschiedlichen Gründen davon nichts hören wollten. Des Weiteren waren Fragen nach der NS-Involviertheit der Eltern in vielen Familien tabuisiert, was ein weitergreifendes Schweigen in den Familien zur Folge hatte. Psychologisch kann man das Tabu außerdem als Resultat von Spaltungsprozessen verstehen: zum einen bezüglich der eigenen abgespaltenen unbewussten Identifizierung mit Anteilen der NS-Ideologie[4] und außerdem als Folge der Spaltung von dem Bild der „guten" geliebten Eltern und ihrer möglichen Involviertheit in das NS-System. Die Möglichkeit einer aktiven Teilnahme oder Zeugenschaft von Verbrechen wird geleugnet, und die Eltern werden zu Opfern von Krieg und Gefangenschaft. So könne das Bild der liebenswerten Eltern bewahrt werden; die verleugnete Familiengeschichte lebe allerdings als Fantasie von Täterschaft im Unbewussten weiter und führe zur Angst, die Täterschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997). Diese Spaltung erschwere die Ablösung von den Eltern und führe zu einer gefühlsmäßigen Ambivalenz, die je nach Grad der Auseinandersetzung der bewussten Wahrnehmung mehr oder weniger zugänglich sei (Schulz-Hageleit 2012, 5). Durch lebensgeschichtliche Veränderungen wie etwa den Tod der Eltern, aber auch das Ende der eigenen Berufstätigkeit werden solche Spaltungen wieder virulent und erfordern weitere psychische Verarbeitung.

Diese Spaltungen werden auch in „Kriegskinder"-Diskurs und -Forschung selbst weiter aufrechterhalten. Dessen zentrales Problem besteht darin, dass das vielfach fortbestehende Leiden der Kinder als mehr oder weniger ausschließliche Folge des Zweiten Weltkriegs interpretiert wird. Wie wir mit unserer Studie zeigen werden, waren es nicht nur die Bombennächte, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die belastende bis traumatisierende Auswirkungen zeitigten, sondern maßgeblich auch die

4 Auch Kinder besetzten Krieg und Nationalsozialismus zu Beginn wie Erwachsene meist positiv. Die Sozialisation im Nationalsozialismus hinterlässt in der psychischen Struktur dieser Kinder verschiedene Formen der Identifizierung mit der NS-Ideologie, zumeist nicht in politischen Überzeugungen, sondern in unbewusster Teilhabe an Größe und Macht. Dies wurde nach 1945 nicht bearbeitet, sondern durch den psychischen Mechanismus der Spaltung unbewusst gemacht und so nicht mehr als der eigenen Person zugehörig erlebt. Sie bestehen jedoch weiterhin fort. „Kinder waren weder nur stumme und traumatisierte Zeugen dieses Krieges, noch einfach dessen unschuldige Opfer; der Krieg drang in ihre Vorstellungswelt ein und focht seine Kämpfe in ihrem Inneren aus." (Stargardt 2006, 13, zitiert nach Brockhaus 2010)

Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern. Die kulturelle Dimension einer intensiven Sozialisation und Erziehung unter der Nazi-Ideologie wird in der bisherigen „Kriegskinder"-Forschung kaum oder nur stark verkürzt verhandelt.[5] Zwar wird in manchen Studien die Bedeutung von NS-Erziehung benannt und etwa das nationalsozialistische „Selbst- und Idealbild" betont, von welchem Stärke und Härte gefordert wurde (Radebold/Heuft/Fooken 2006). Der spezifische familiäre Erziehungsalltag wird allerdings nicht näher betrachtet. Die Erziehung im Nationalsozialismus und die Haltung den eigenen Kindern gegenüber waren oft so kinderfeindlich, dass sie aus heutiger Perspektive als Kindesmisshandlung bezeichnet würden. Diese Erfahrungen werden in den Erinnerungen der damaligen Kinder ebenfalls häufig abgespalten; dies stellt einen Versuch der psychischen Bewältigung dar. Eine weitere Form der Spaltung in der Forschung besteht darin, dass die Gruppe der Kriegskinder implizit von der Gruppe der „Täterkinder" unterschieden wird, zu welchen es eine Reihe von Forschungsarbeiten gibt. Dass die Ergebnisse dieser Arbeiten nicht in die „Kriegskinder"-Forschung integriert werden, kann die Illusion unterstützen, es handle sich nur um das Problem einiger weniger NS-Täterinnen und Täter und ihrer Familien und nicht um ein kollektives Phänomen, das die Mehrheit dieser Generation betrifft (Müller-Hohagen 1994). Viele Nachkommen wissen weder, was ihre Eltern tatsächlich getan haben, noch, was ihre tatsächliche Überzeugung war.

Schon allein der mehr oder weniger bewusste Verdacht einer möglichen Täterschaft kann aber eine starke Belastung darstellen. (Müller-Hohagen 2005, 112) Die kollektive Kindesmisshandlung im Nationalsozialismus und die transgenerationelle Weitergabe der NS-Täterschaft muss jedoch mit den Kriegserfahrungen zusammen betrachtet werden, um die Leiderfahrungen und Realitäten dieser Personengruppe angemessen erfassen zu können und um Verkürzungen und Entkontextualisierungen zu vermeiden.

In unserer Studie beziehen wir uns auf Angehörige der Geburtenjahrgänge 1930 bis 1945 und fragen danach, ob und inwiefern sich die unterschiedlichen Identifizierungen der Eltern mit dem NS-System und seinen Erziehungsmaximen auf das Leben der Kinder auswirken.[6] Die Bedeutung der Erziehung im Nationalsozialismus und die transgenerationelle Weitergabe werden in ihrem Zusammenspiel mit den Folgen von Kriegshandlungen untersucht. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass es sich um eine rückwirkende, nachträgliche Betrachtung handelt, die in ihren Funktionen für die jeweilige Gegenwart reflektiert werden muss.

Forschungsüberblick

Anna Freud und Dorothy Burlingham untersuchten 1941 bereits während des Zweiten Weltkrieges Kinder, die kriegsbedingt aus der Londoner Innenstadt evakuiert und in den Kinderheimen der Hampstead Nurseries untergebracht wurden. Die Kinder hatten Kriegserlebnisse wie Fliegerangriffe, Nächte in Luftschutzkellern und Trennung vom

5 So wird zwar beispielsweise in einem Fragebogen nach der Mitgliedschaft der Eltern in NS-Organisationen gefragt, aber in der Auswertung nur festgestellt, dass sich die Probanden mit diesem elterlichen Hintergrund nicht von anderen unterscheiden würden (Bauer 2009, 49).

6 Die „Kriegskinder" der Geburtenjahrgänge 1930 bis 1945 sind als einzige Generation in ihrer frühen Kindheit im Nationalsozialismus sozialisiert worden, und im Unterschied zu älteren Generationen verfügen sie über keinerlei Sozialisationserfahrungen vor dieser Ideologie.

Vater erlebt und kamen entweder in Begleitung ihrer Mütter oder alleine in den Nurseries an. Freud und Burlingham stellten fest, dass die Kinder mit kriegsbedingten Erlebnissen weitaus besser umgehen konnten, wenn sie dabei von ihrer Mutter begleitet wurden, als Kinder, die durch die Evakuierung von ihren Müttern getrennt waren (Freud/Burlingham 1943). Freud und Burlingham waren auch die ersten, die eine altersspezifische, nach psychodynamischen Phasen ausgerichtete Traumatisierung identifizierten. Die Fähigkeit der wichtigen Beziehungspersonen, die eigene Angst und die Angst des Kindes auszuhalten und dem Kind trotz der äußeren Bedrohung Stabilität zu vermitteln, wurde von den Autorinnen als wichtiger Resilienzfaktor diskutiert (Freud/Burlingham 1943; Freud/Dann 1951).

In Deutschland gab es lange Zeit keine systematische Forschung zu diesem Thema. Seit den späten 1980er Jahren entstanden vermehrt Arbeiten zu den psychischen Folgen der Nachkommen von NS-Täterinnen und Tätern (u.a. Bar-On/Schmidt 1993; Bergmann/Jucovy/Kestenberg 1995; Bohleber 1990, 1997; Eckstaedt 1989; Grünberg/Straub 2001; Moser 1996; Müller-Hohagen 1994; Lohl 2011; Rosenthal 1997; Schneider/Stillke/Leineweber 1996; von Westernhagen 1987).

Themen waren hier unter anderen die starke Loyalität der Kinder von NS-Täterinnen und Tätern und Mitläuferinnen und Mitläufern, die transgenerationelle Weitergabe von Schuld, Scham und Antisemitismus, die Identifizierung der Nachkommen mit den Idealen der NS-Ideologie und die narzisstischen Bindungen in den Familien. Die Logik der NS-Ideologie, die bei den Subjekten vor 1945 unter anderem zu einer hohen narzisstischen Aufwertung führte (Marks 2011, 103), kam auch nach 1945 in den Familien zum Tragen und bestimmte die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern: „Die Dynamik von Hass und Entwertung tobte sich vielfach innerhalb der Familie aus." (Bohleber 1990, 78) Die Eltern funktionalisierten ihre Kinder als Selbstobjekte zum Erhalt ihres narzisstischen Gleichgewichts: „Eigene Schwäche und Versagen, nagender Zweifel und Schuldgefühle wurden projektiv in das Kind transportiert, dort deponiert und verachtet." (Bohleber, 1998, 261) Die Eigenständigkeit der Kinder wurde als bedrohlich erlebt (Marks 2011). Müller-Hohagen betont die Häufigkeit von schwerem Missbrauch und Gewalterfahrungen von Kindern mit Kriegs- und NS-Hintergründen. Die Gewalt habe sich nach 1945 in den Familien fortgesetzt. „Viele Nachkommen haben dies gleichsam mit der Muttermilch aufgenommen, sind – mit oder ohne Schläge – aufgewachsen in einer ungreifbaren, aber gleichwohl spürbaren Atmosphäre tödlicher Drohungen, dies von den gleichen Menschen, die mehr oder weniger liebevolle Eltern und Großeltern waren." (Müller-Hohagen 2005, 110) Rosenthal zeigte auf, wie Nachgeborene lernten, das Tabu, nach der NS-Vergangenheit zu fragen, zu akzeptieren (Rosenthal 1997), und Bohleber wies darauf hin, dass das Verschwiegene trotzdem „durch Beschweigen sprachlos, aber tyrannisch in die psychische Realität der Kinder eindrang (...)" (Bohleber 1997, 972). Kinder, die nicht direkt mit den NS-Verbrechen konfrontiert wurden, seien nur durch eine „hauchdünne Membran" davon getrennt gewesen (Schulz-Hageleit 2009, 2). Moser betont, dass das Schweigen zu einer „unbewussten Vergrößerung, ja Dämonisierung" des Verschwiegenen führte. „Das Nicht-Gesagte, Unbekannte, Beschwiegene weckt die unbewusste mythische Phantasie. Dies scheint auch der Raum für unbewusste Übernahmen von Eigenschaften, die nie ein im Gespräch präsentes Thema waren." (Moser 1996, 253) Da das Nicht-Gesagte nicht mehr direkt zu entziffern ist, wird es als Leerstelle psychisch wirksam als etwas Unheimliches, Diffuses, nicht nur

auf inhaltlicher, sondern auch auf struktureller Ebene (Müller-Hohagen 2005). Marks bezeichnet das Tabu als innerpersonelle Abwehr, das die abgewehrten psychischen Phänomene einer Verarbeitung entzieht. Inhalt des Tabus seien in diesem Zusammenhang die Verbrechen des NS und häufig auch Erinnerungen an subjektiv positive Erlebnisse.[7] So übertrugen sich die elterlichen Abwehrformationen transgenerationell auf die Kinder. Eine Verletzung der familiären Loyalität hatte für die Nachgeborenen Schuldgefühle zur Konsequenz, was ein genaues Nachfragen nach der Verwicklung der Eltern verhinderte, wodurch die Kinder ihre Eltern aber auch sich selbst schützten (Müller-Hohagen 1994). Diese Schuldgefühle nennt Eickhoff (1986), sich auf Freud beziehend „entlehnte unbewusste Schuldgefühle", handele es sich doch nicht um die ursprünglich eigenen.[8] Lohl (2011) betont die durch die Loyalität ebenso unbewusst erhoffte Teilhabe an alten NS-Idealen, Größe und Macht. Die Brechung der Loyalität mit den Eltern rufe dann nicht nur Schuldgefühle und Scham, sondern auch narzisstische Kränkungen hervor und müsse auch aus diesem Grunde vermieden werden. Die Berührung der eigenen Identifikation mit Teilen der NS-Ideologie, Macht, Abenteuer, „narzisstisch Großartigem" sei mit einer tiefsitzenden Angst besetzt (Krause 2010, 12). Triumphale Macht- und Euphoriegefühle der ersten Kriegsjahre und eine mögliche eigene aktive Beteiligung werden daher nur selten thematisiert (Schulz-Hageleit 2009). Des Weiteren komme es zu einer Spaltung des Elternbildes: Die aktive Teilnahme oder Zeugenschaft von Verbrechen werde geleugnet, und die Eltern würden zu Opfern von Krieg und Gefangenschaft. So könne das Bild der liebenswerten Eltern bewahrt werden; die verleugnete Familiengeschichte lebe allerdings als Fantasie von Täterschaft im Unbewussten weiter und führe zur Angst, die Täterschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997). Diese Spaltung erschwere die Ablösung von den Eltern und führe zu einer gefühlsmäßigen Ambivalenz, die je nach Grad der Auseinandersetzung der bewussten Wahrnehmung mehr oder weniger zugänglich sei (Schulz-Hageleit 2012). Kühner beschreibt, dass Kinder von NS-Täterinnen und Tätern die „Tendenz zur Angst vor sich selbst" hätten und das Gefühl, „etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen (…)" (Kühner 2007, 151).

So gilt es in diesem Zusammenhang also einerseits zu benennen, was die damaligen Kinder von ihren Eltern „mitbekommen" haben und außerdem zu identifizieren, was davon „zu eigen" gemacht und weiter getragen wurde (Müller-Hohagen 1994).

In den vergangenen zehn Jahren wurden schließlich verstärkt die Langzeiteffekte von Kriegserfahrungen während der Kindheit im Zweiten Weltkrieg untersucht. Als zentral wirksame Erfahrungen wurden Gewalterfahrungen, Trennung und Verluste von wichtigen Bezugspersonen, Flucht und Vertreibung genannt (Radebold/Heuft/Fooken 2006). Als beschützende Einflüsse erkannte man eine stabile und Sicherheit gebende Mutter-Kind-Beziehung und Großfamiliensituation, bei Verlust des Vaters eine Ersatzperson sowie aktive Bewältigungsstrategien. Als Folgen zeigten sich unter anderen psychogene Beeinträchtigungen, Ängste, Depressionen, somatoforme Beschwerden, Beziehungsstörungen und Posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) (ebd., 142 f.). In den vorliegenden Studien findet man sehr unterschiedliche

7 Unklarheiten in der Sprache, beispielsweise Begriffe wie „man", „es", „die Sache" und häufige Pausen weisen auf das Vorhandensein eines Tabus hin. (Marks 2011, 29)

8 So beschreibt Alexandra Senfft ihre Schuldgefühle, wenn sie versuchte die alkoholabhängige Mutter nach ihrem Großvater, Hanns Ludin, zu fragen: „Zwangsläufig musste ich mich schuldig fühlen, wenn ich ihre seelischen Wunden berührte (…). Sie hatte das Tabu mit Leiden geschützt." (Senfft 2012, 139)

Zahlen bezüglich der Prävalenz von PTBS, was zum einen an den unterschiedlichen Geburtenjahrgängen der Untersuchungsgruppen liegen mag, zum anderen aber auch an den verschiedenen verwendeten Untersuchungsinstrumenten und den Forschungsarbeiten zugrunde liegenden Trauma-Konzepten. Radebold schätzt, dass von den damaligen Kindern und Jugendlichen 30-40% ohne jegliche Schädigungen blieben, ein knappes Drittel vorübergehend beeinträchtigende bis beschädigende Erfahrungen machte und bei einem weiteren knappen Drittel lang anhaltende bis traumatisierende Schädigungen eintraten. (ebd., 144).

Eines der ersten zentralen systematisch untersuchten Themen war die Vaterlosigkeit (Radebold 2003). In der Leipziger Studie (Decker/Brähler 2006; vgl. auch Schulz/Radebold/Reulecke 2004) wurde eine starke Belastung durch eine dauerhafte Abwesenheit des Vaters festgestellt. Es zeigte sich hier ein Zusammenhang zwischen erlebter Vaterlosigkeit und einer negativeren Gesamtbefindlichkeit, einer höheren Symptombelastung und stärkeren sozialen Einschränkungen. Bedeutsam erwies sich dabei die Dauer der väterlichen Abwesenheit; eine Abwesenheit des Vaters von bis zu zwei Jahren hatte keinen signifikanten Einfluss auf die untersuchten Merkmale (Decker/Brähler 2006).

Die Ergebnisse des Hamburger „Feuersturm"-Projektes[9] zeigen Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Verarbeitung des „Feuersturms": Frauen gaben im Durchschnitt dreimal häufiger als Männer Depressionen als direkte Folge der Erfahrung des Luftkriegs an, zudem sprachen sie sehr viel häufiger von negativer Beeinträchtigung ihrer Lebenszufriedenheit, Familienbeziehungen, Berufswahl und Sexualität. Nicht die direkte Erfahrung des Luftkrieges allein, sondern auch der Umgang mit Lebensmitteln, die gesellschaftliche Rolle von Mann und Frau sowie die Berufs- und Familienplanung konnten als wiederkehrende, auf die Psyche der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nachhaltig einwirkende Faktoren definiert werden. (Lamparter et al. 2010) Es zeigte sich, dass einerseits die von 1933 bis 1945 erlebte „Präsenz von Gewalt" prägend und gleichzeitig das Ende des Nationalsozialismus psychisch im Sinne einer narzisstischen Krise einschneidend war (ebd., 377). Als Faktoren für die langfristige Verarbeitung des „Feuersturm"-Erlebnisses wurden unter anderen die bestehende innere Stabilität als Folge der Beziehung zu den wichtigsten Bezugspersonen der Kindheit, die biographische Situation zum Zeitpunkt des Feuersturms, das Ereignis als solches, weitere Erfahrung von Krieg und Gewalt oder von Isolation, Ausgrenzung oder Demütigung, die narzisstische Erschütterung durch die Niederlage Deutschlands, Gesprächsangebote und Identifikationsmöglichkeiten nach dem Krieg genannt (ebd., 378).

Bei vielen dieser Studien wird ein direkter Zusammenhang zwischen den kriegsbezogenen Erlebnissen und den psychischen Belastungen der Befragten heute hergestellt. Problematisch dabei ist, dass weitere mögliche Einflussfaktoren sowohl im

9 Die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) und Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker des Universitätskrankenhauses Eppendorf (UKE) untersuchen unter der Leitung von PD Dr. Ulrich Lamparter, Dr. Silke Wiegand-Grefe und Prof. Dr. Dorothee Wierling seit 2006 die lebensgeschichtlichen Folgen des Hamburger „Feuersturms" und ihre familiäre Weitergabe in einem interdisziplinären Forschungsprojekt. Als „Hamburger Feuersturm" wird der sich über mehrere Tage hinziehenden Luftangriff „Operation Gomorrha" der Royal Air Force auf Hamburg im Sommer 1943 bezeichnet, bei dem etwa 34.000 Menschen ums Leben kamen. Dieser Luftangriff stellte einen Kompromiss der Westalliierten mit Stalin dar, der mit Bodentruppen eine zweite Front im Westen einleiten wollte. Eine wochenlange Hitzewelle und Trockenheit verstärkte die von den Bomben ausgelösten Brände.

Hinblick auf die Entstehung als auch auf die Verarbeitung von belastenden Ereignissen hier meist nicht mit in die Betrachtung einbezogen werden. Auf diese Weise fehlen in der Auswertung und Interpretation der Ergebnisse mögliche Verbindungen zum spezifischen sozio-historischen Hintergrund des Nationalsozialismus. Beispielsweise wird die unzureichende emotionale Versorgung durch die Mütter mit der hohen Belastung durch den Krieg erklärt und nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass Mütter auch bereits vor Kriegsbeginn in ihrer Erziehung den NS-Idealen folgten und emotional distanziert blieben, um die Kinder nicht zu „verweichlichen".[10] Zur Erklärung der emotionalen Distanz der Väter wird ebenfalls allein die Belastung durch die Kriegserlebnisse herangezogen; Täterschaft und Identifizierung mit dem Nationalsozialismus und deren psychische Folgen werden hingegen nicht genannt.

Erziehung im Nationalsozialismus

Als NS-Erziehung wird die „totale Erziehung" im nationalsozialistischen Deutschland in den Jahren 1933-45 verstanden. Ihrem Anspruch nach umfasste sie alle Lebensbereiche der Kinder und Jugendlichen, den vorschulischen, schulischen und außerschulischen Bereich. Dieser Anspruch ist jedoch in seiner Totalität nicht gänzlich umgesetzt worden, so dass es in der jeweiligen konkreten Lebenswirklichkeit der damaligen Kinder große Unterschiede im Hinblick auf die Erziehungsziele und -praktiken gab. Die Spannung zwischen totalitärem Anspruch und erfahrener Lebenspraxis prägt jegliche Untersuchung über die NS-Erziehung. Wir konzentrieren uns in unserer Studie aufgrund des jüngeren Alters unserer Stichprobe auf die Erziehung in der frühen Kindheit und der ersten Schuljahre. Hitlerjugend bzw. Bund Deutscher Mädel spielten in dieser Altersgruppe nur selten eine Rolle, dienten aber vermutlich als Vorbild für die jüngeren Kinder. Die Erziehung im Nationalsozialismus lässt sich als autoritäre Erziehungsform charakterisieren, die ihre Vorläufer im 19. Jahrhundert fand und darüber hinaus von Maximen der NS-Ideologie in spezifischer Weise ausgestaltet wurde. Wie Wolfgang Keim (1995) in seiner umfangreichen Überblicksstudie über die „Erziehung in der Nazi-Diktatur" belegt, gab es in Erziehungswissenschaft und Pädagogik zu dieser Zeit „Berührungspunkte bis hin zu weitreichenden Affinitäten zur NS-Ideologie" (ebd., 3). Harald Scholtz fokussiert in seiner inzwischen zum Standardwerk gewordenen Studie „Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz" (Scholtz 1985) mit dem Begriff der „Nazifizierung" die von Hitler geforderte Umerziehung aller Deutschen jeden Alters zunächst durch Organisationen seiner Partei und zunehmend durch das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen, das der NS-Ideologie unterworfen wurde. Größeren Einfluss als der Schule schreibt Scholtz den außerschulischen Einrichtungen wie der Hitlerjugend – der sogenannten „Formationserziehung" (ein Begriff des NS-Erziehungsideologen Alfred Baeumler) – für die Umerziehung zu. Zentrale Ziele und Inhalte der Erziehung waren absoluter Gehorsam, Disziplin, Angriffsgeist, Opferbereitschaft und eine streng hierarchisch verstandene Gesellschaftsordnung. Abhärtung und die Unterdrückung von Gefühlen waren weitere zentrale Ideale, die mit der Erziehung erreicht werden sollten. „Gefühle galten als Verzärtelung (…) und wurde so lange unterdrückt, bis sie gar nicht mehr erlebt wurden: Man

10 Es wäre hier ebenfalls zu bedenken, dass die Überforderung der Mütter einige Zeit nach dem Krieg hätte nachlassen und dies einen positiven Einfluss auf die Beziehung zu ihren Kindern hätte haben müssen.

fror nicht, man schob den Gang zur Toilette auf, (…) man fürchtete sich nicht, sondern zeigte Mut, Stärke und Unerschrockenheit." (Eckstaedt 1989, 98) Nicht die Entwicklung des Individuums und dessen intellektueller Fähigkeiten war Aufgabe von Erziehung, sondern die Förderung der als wertvoll und überlegen erachteter Anlagen (vgl. Schleißinger, o.J.). „Das im nationalsozialistischen Sinn erzogene Kind wird gesünder, stärker, schöner, leistungsfähiger und zuverlässiger sein als je ein Kind der Vergangenheit." (Benzing 1941, 8) Erziehung wurde zu einem „Erfüllungsvehikel des völkischen Staates und seines Machtapparates" (Berger 1986, 23). Die dafür eingesetzten Methoden zielten neben der äußeren Anpassung auf eine tiefe Verankerung in den psychischen Strukturen (Chamberlain 2010). Der Nationalsozialismus zielte auf ein Erziehungssystem, dessen Ziel die Vorbereitung der Jugend auf den als „Selbstbehauptungskampf des deutschen Volkes" propagierten Krieg war, für den bereitwillig das eigene Leben geopfert werden sollte. Alle gesellschaftlichen und privaten Bereiche (Familie, Kindergarten, Schule, Beruf, Kultur etc.) sollten dem eigenen Anspruch nach durch NS-Organisationen reguliert werden; inwieweit dies tatsächlich gelungen ist, wird kontrovers eingeschätzt (vgl. Keim 1995; Scholtz 2009).[11] Durch gezieltes Ausfragen der Kinder in Schule und Hitlerjugend wurde auch die Familie als erzieherische Institution durch die staatlichen Organe kontrolliert und Denunziation gefördert.

Im Kindergarten wurden die Kinder „gezielt zu Wettkämpfen, zum Marschieren (…) und zum Darstellen von Kriegshandlungen animiert" (Berger 2005, 9). In Spielen und Liedern sowie durch Bilderbücher wurden sie mit dem Krieg vertraut gemacht, wobei das Kriegsgeschehen zugleich verharmlost und verherrlicht wurde. „In Rolf erkennt man jetzt schon die Führernatur. Er schreitet als Hauptmann die Front ab … Jetzt spielen sie nicht mehr Soldaten, jetzt sind sie Soldaten. (…) Die Beschäftigungen sind gut und schön (…), weil sie dem Kind das große Erleben, den Krieg an der Front und in der Heimat veranschaulichen." („Kindergarten" 1940, zit. nach Berger 1986, 38) Die Militarisierung des Kindergartens stellte zwar kein originäres Vorgehen des NS-Systems dar, wurde allerdings in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß betrieben. Die körperliche Ertüchtigung stand im Mittelpunkt; durch die „Heranzüchtung kerngesunder Körper" sollte „Entschlusskraft, Leistungswillen, Angriffslust" und die „Fähigkeit zum Ertragen von Unbilden und Widerwärtigkeiten" gefördert werden („Kindergarten" 1940, zit. nach Berger 1986, 40). Durch Abhärtungsmaßnahmen wie kaltes Abduschen sollte die Widerstandskraft gestärkt werden. Darüber hinaus wurden die Kinder angehalten, „folgsam und fügsam zu sein und dadurch den Erwachsenen, die schon genug Sorgen im Krieg gehabt hätten, nicht unnötig zur Last zu fallen" (Berger 2005, 9). Bilderbücher, Erzählungen, Verse und Gebete wurden zur Herstellung einer tiefen emotionalen Bindung an und einer Idealisierung von Hitler verwendet, für den sich zu opfern man bereit sein sollte.[12] Eine große Rolle spielte die

11 Während Keim davon ausgeht, dass sich die Mehrheit der Pädagogen und Pädagoginnen „für die inhumanen Ziele der Nazis funktionalisieren ließ" (ebd., 2), vertritt Scholtz die Ansicht, „dass die totalitäre Bewegung in der Institution Schule nicht so vorangekommen ist, wie es viele pädagogisch-didaktische Arbeiten (…) glauben machten" (Scholtz 2009, 23).

12 Die Erziehung zum Führerkult gestaltete sich in den Kindergärten verschiedener Träger unterschiedlich; während in staatlichen und evangelischen Einrichtungen Bilder von Hindenburg und Hitler aufgehängt worden seien (aus einem Tätigkeitsbericht, zit. nach Berger 2005, 49), habe es in katholischen Kindergärten keinen Führerkult gegeben (ebd. 2005).

rassistische und die antisemitische Erziehung. So wurden die Kinder zum einen mit der „Blut und Boden"-Ideologie indoktriniert (Berger 2005, 59 f.), und zum andern zum Hass auf alles Fremde, „Nichtdeutsche" und insbesondere zum „Judenhass" (ebd., 67 f.) erzogen. Die Geschlechtererziehung im Nationalsozialsozialismus basierte auf einem Rollenbild, das vom Mann als Kämpfer und der Frau als Mutter geprägt war: „Wie liebevoll sorgt das kleine Gretchen für ihre Puppenkinder daheim. Das kleine Hänschen schleicht indessen mit einem Stein an den Spatz heran, der vor der Haustür sitzt, um ihn zu töten. Hier der zukünftige Vaterlandsverteidiger, dort die liebevolle zukünftige Hausfrau." (Benzing 1941, zit. nach Konrad 2004, 169)

Eine zentrale Rolle im NS-Erziehungssystem nahmen die Ratgeber von Johanna Haarer ein. Hierin wurde vermittelt, wie ein Kind zu einem gefügigen „in der Gemeinschaft des Volks brauchbaren" Menschen herangezogen werden sollte (Dill 2010, 207). 1934 erschien der erster Ratgeber zur Säuglingspflege *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, von welchem 1937 schon hunderttausend Exemplare verkauft wurden. Obwohl bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren durchaus schon Fachwissen vorhanden war, dass die von Haarer vertretenen Pflege- und Erziehungsregeln für das Aufwachsen eines Kindes als schädlich zu betrachten seien, wurden Haarers Ausführungen binnen kürzester Zeit zum maßgeblichen Erziehungsideal. In den sogenannten „Reichsmütterschulungskursen" der NS-Frauenschaft, aber auch schon beim BDM lernten Mädchen und Frauen, wie sie ihre Kinder von Geburt an im Sinne des Nationalsozialismus erziehen sollten. 1936 verpflichtete ein Erlass Himmlers alle Partnerinnen von SS-Mitgliedern zu dem Besuch eines solchen Kurses. 1937 hatten bereits ca. 1,14 Milllionen Frauen über 20 diese Kurse besucht, 1943 waren es bereits über 3 Millionen (Dill 1999, 33) Einige fürsorgliche Maßnahmen des NS-Staates, beispielsweise die Gewährung des Ehestandsdarlehens oder die Sozialunterstützung für arbeitslose Frauen standen in Zusammenhang mit der Mütterschulung. (Heinemann 2003, 57)[13] Die Grundzüge ihres Erziehungsideals waren Zucht, Unterwerfung, Reinlichkeit und Opferbereitschaft. „Einordnung in die Gemeinschaft, Abstreifen aller Wehleidigkeit, Tapferkeit und Mut, Gehorsam und Disziplin (…). Können doch im Grunde die rechte Mutter, der rechte Vater für ihre Kinder gar keine anderen Erziehungsideale wünschen." (Haarer 1940, 246) Das Kind wurde als ein Wesen beschrieben, das von Beginn seines Lebens an gierig, faul, tyrannisch, unrein und zerstörerisch ist. Die Geburt war nach Haarer der Beginn eines langen Kampfes mit dem Ziel, das Kind mit allen Mitteln gefügig zu machen. Neugeborene sollten so wenig wie möglich berührt werden, und Schreien wurde als Langeweile oder Tyrannei gedeutet. Neugierde und Wissensdurst galten als unsittlich. Der Tagesablauf musste auch zu Kriegszeiten streng durchstrukturiert sein. Gestillt wurde streng nach Zeit; für eine Flasche standen gerade mal zehn Minuten zur Verfügung. Die Arme des kleinen Kindes wurden beim Essen festgehalten, damit es nicht mit der Nahrung spielen konnte. Als Strafe waren schon beim Neugeborenen Methoden wie Essensentzug, das Alleinlassen im dunklen Zimmer und Schläge vorgesehen (vgl. Chamberlain 2010). „Auch das schreiende und widerstrebende Kind muss tun, was die Mutter für nötig hält, und wird (…) gewissermaßen ‚kaltgestellt', in einen Raum verbracht, wo es allein sein kann und so lange nicht beachtet, bis es sein Verhalten ändert. Man glaubt

13 Nach 1945 wurde das Buch, wenn auch mit einigen Änderungen, weiterhin veröffentlicht und hatte bis 1987 eine Gesamtauflage von ca. 1,2 Millionen.

gar nicht, wie früh und rasch ein Kind solche Vergehen begreift." (Haarer 1938, 20). Beim Halten des Säuglings empfahl sie einen weiten Abstand, um keinen Blickkontakt zu ermöglichen. Erziehungsziel war nach Haarer schon bei Kleinkindern die Unterwerfung unter die NS-Gemeinschaft: „Keine Nachgiebigkeit! Nicht zu viel Beachtung! Nicht zu viel Bedauern! (...) Vorüber sind die Zeiten, wo es erstes und oberstes Ziel aller Erziehung und Aufzucht war, nur die Eigenpersönlichkeit im Kind und Menschen zu vervollkommnen und zu fördern. Eins ist heute vor allem Not: nämlich daß jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Gliede der Volksgemeinschaft werde, daß er neben der höchstmöglichen Entwicklung all seiner guten Anlagen und Fähigkeiten lerne, sich einzuordnen in eine Gemeinschaft und um ihretwillen eigene Wünsche und eigene Bestrebungen zurückzustellen." (Haarer 1936, 87)

Chamberlain hat in ihrer Analyse von Haarers Ratgeber einige Folgen dieser Form der Erziehung beschrieben. Zu beobachten sei bei mit diesen Methoden erzogenen Personen vor allem eine bis heute bestehende „innere Leere", die die Kinder damals für den Fanatismus des Nationalsozialismus besonders empfänglich machte (Chamberlain 2010, 192).[14] Chamberlain sieht, der Bindungstheorie folgend, in einer „Erziehung zur Bindungslosigkeit" das Spezifische an der NS-Erziehung. Der „empathische Dialog" zwischen Mutter und Kind wurde von Anfang an verhindert, was zu einer „unsicher-vermeidenden Bindungsstruktur" und der eingeschränkten Fähigkeit, Empathie zu empfinden, führe und diese Personen in symbiotische Beziehungen „flüchten" lasse (Chamberlain 2010, 131 ff.). So ist Chamberlain der Ansicht, das Schweigen in den Familien nach dem Krieg hätte an dieses schon vorher bestehende Fehlen eines Dialogs angeknüpft. Auch Müller-Hohagen beobachtete in den Beziehungen seiner Klientinnen und Klienten zu Eltern, den eigenen Kindern, in Partner- und Freundschaften eine tiefe Störung im Dialog, was zu Gefühlen des Verlassen- und Abgeschnittenseins führe. (Müller-Hohagen 2005) Intensive Nähe in Beziehungen, vor allem zu den Eltern, könne dann nicht oder nur schwer zugelassen werden. Gleichzeitig bestehe die Unfähigkeit, sich von anderen zu lösen, sich gegenüber anderen abzugrenzen und eigene Wünsche in Beziehungen zu äußern (ebd., 174).

Müller-Hohagen betont, dass diese Form der Erziehung mitnichten 1945 aufgehört habe und ebenso keinem Einzelfall entspreche, wie er es in den Therapien mit Täterinnen/Täter-Kindern beobachtete: „Nur wenn wir sie für verrückt erklären oder sie das selbst schon tun mussten, werden jene Kontinuitäten zwischen Nazi-Täterschaft und misshandelnder, missbrauchender, verwirrender Täterschaft in den Familien nach 1945 verdeckt. Ich weiß nicht, welches Ausmaß das alles hat, aber ich weiß, dass es weitaus häufiger ist, als allgemein angenommen." (Müller-Hohagen 1994, 238)

Lebensgeschichtliche Erinnerungen und psychoanalytische Erinnerungskonzepte

> *Es gibt eine, an die ich mich sehr deutlich erinnere, und es gibt andere, die erst durch Medien mir, so zu sagen, so als eine Kindheitserinnerung vorkommt.*

14 Marks beschreibt, wie viele der von ihm Interviewten das Gefühl hatten, von Hitler persönlich „gesehen", auserwählt worden zu sein (Marks 2011, 110 ff.). Daher konnte eine Faszination trotz intellektueller Auseinandersetzung mit dem NS bestehen bleiben, die sich in den Interviews auf der Ebene einer „regressiven Bewusstseinsstruktur" reproduziere (ebd., 52 ff.).

> *Erste Kindheitserinnerung? Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Sehr überraschend. Ist natürlich immer so eine Sache. Erinnert man sich jetzt aufgrund der Kinderfotos? Oder erinnert man sich wirklich? Es ist manchmal so nicht zu trennen.*

Schon früh vertritt Sigmund Freud, dem wir hierin folgen, die Überzeugung, dass es keine Erinnerungen aus der Kindheit, sondern höchstens an die Kindheit gebe, dass Kindheitserinnerungen „als solche nicht mehr zu haben sind". Dies stellt die Forschungen über Kindheiten aus einer Zeit, die mehr als 60 Jahre zurückliegt, vor einige methodische Schwierigkeiten. Denn das, was aus diesen Zeiten erzählt wird, ist nicht unbedingt das, was geschehen ist. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen stellen bekanntlich keine Abbildungen früherer Ereignisse und Erlebnisse dar, sondern vielmehr deren psychische Verarbeitung. So muss nach der Funktion dieser Erinnerungen gefragt werden, die etwa die Auswahl der erzählten Episoden wesentlich bestimmt. Die Interpretationen der Narrative sind also in hohem Maße abhängig vom jeweiligen Verständnis von Erinnerung.

Die zentrale Referenz unserer Konzeptualisierung von Erinnerung bildet die psychoanalytische Theorie Freuds, die auf der Grundlage soziologischer und kulturwissenschaftlicher Erinnerungstheorien (Halbwachs 1925/1985; Mead 1969; Warburg 1932; Assmann/Assmann 1990) weiterentwickelt wurde (Quindeau 2004). Dabei geht es um die Konzeption von Erinnerung als sozialem und psychischem Geschehen, wobei nicht ein bloßes Nebeneinander gemeint ist, sondern die dialektische Vermittlung von sozialen Erfahrungen und seelischen Prozessen. Erinnerungen entstehen in einem intersubjektiven Raum, sie sind konstitutiv auf den Anderen angewiesen. Wie Freud bereits seine Formulierung des Unbewussten ironisch als dritte narzisstische Kränkung nach Kopernikus und Darwin fasste, nach welcher der Mensch nicht „Herr im eigenen Haus" ist, lässt sich auch in Bezug auf die Erinnerung feststellen, dass das Subjekt nicht autonom darüber verfügt, sondern ihnen vielmehr – im ursprünglichen Wortsinn von sub-iectum – unterworfen ist. Erinnerungen entstehen in einem responsiven Verhältnis zum Anderen. Sie antworten auf die jeweiligen Ansprüche des Anderen. Der, die, das Andere ist dabei sowohl als Strukturbegriff zu verstehen als auch in Bezug auf konkrete Bezugspersonen und kulturelle, nationale oder ethnische Gruppen, denen jedes Subjekt angehört. Für die Bildung von Erinnerungen und lebensgeschichtlichen Erzählungen ist der Primat des Anderen von besonderer Bedeutung. Denn aus dieser Perspektive lässt sich eine Erinnerungstheorie konzipieren, die bei aller Berücksichtigung des Konstruktionscharakters von Erinnerungen der Vergangenheit einen Eigenwert einräumt. Im Unterschied dazu erwecken konstruktivistische Erinnerungstheorien oft den Eindruck, als ließen sich Erinnerungen willkürlich nach Maßgabe von Interessen und Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart konstruieren und damit in die Verfügungsgewalt des Subjekts rücken. Dieser Tendenz zur Beliebigkeit ist ein Erinnerungskonzept entgegenzusetzen, das der Vergangenheit ein eigenständiges Gewicht verleiht und die Grenzen der Konstruierbarkeit reflektiert.[15] Eine wichtige Grenze in diesem Zusammenhang ist in traumatischen Erfahrungen zu

15 Vgl. auch Assmanns Kritik an der „Kolonisierung der Vergangenheit" durch konstruktivistische Erinnerungstheorien, die nur noch die Bedeutung der Gegenwart betonen (Assmann 1998).

sehen, die oft nicht in Sprache zu fassen sind, sich aber im Körpergedächtnis niederschlagen und der Bildung von Erinnerungen durch signifikante Auslassungen oder Umakzentuierungen ein bestimmtes Gepräge verleihen.

Doch nicht nur im Falle von Traumatisierungen, sondern generell stellt das autobiographische Gedächtnis eine Verarbeitung von Erlebnissen und Widerfahrnissen dar. In der Psychoanalyse wurde daher das Konzept der Deckerinnerungen formuliert; Freud widerspricht der Vorstellung, dass eine „Reproduktion eines ursprünglichen Eindrucks" möglich wäre: „Unsere Kindheitserinnerungen zeigen uns die ersten Lebensjahre nicht wie sie waren, sondern wie sie späteren Erweckungszeiten erschienen sind. Zu diesen Zeiten der Erweckung sind die Kindheitserinnerungen nicht, wie man zu sagen gewohnt ist, *aufgetaucht*, sondern sie sind damals *gebildet* worden, und eine Reihe von Motiven, denen die Absicht historischer Treue fern liegt, hat diese Bildung sowie die Auswahl der Erinnerungen mitbeeinflußt." (Freud 1899a, 553) Auch wenn diese Sichtweise bereits vor über hundert Jahren formuliert wurde, lässt sie sich trefflich mit gegenwärtigen Erinnerungskonzeptionen verbinden, die Erinnerung als eine Konstruktion der jeweiligen Gegenwart verstehen (zu neueren Erinnerungstheorien vgl. Gudehus/Eichenberg/Welzer 2010). Von zentraler Bedeutung dabei ist das Konzept der Nachträglichkeit; es beschreibt den wesentlichen Modus, in dem Erinnerungen gebildet werden. In diesem Modus werden frühere Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren nach dem jeweils erreichten Entwicklungsstand sowie aufgrund neuer Erfahrungen umgearbeitet. So erhalten sie einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit. Mit diesem Konzept wird eine lineare Zeitvorstellung aufgehoben, die unserem Alltagsverständnis unverrückbar erscheint: Spätere Erfahrungen beeinflussen frühere ebenso wie umgekehrt – und erwartbar – frühere die späteren.

In einem Brief an Wilhelm Fließ vom 6. Dezember 1896 skizziert Freud seine damals grundlegend neuen Ansichten über die Arbeitsweise des Gedächtnisses, die über eine Reproduktion hinausgeht und statt dessen in einer permanenten Umschrift vorhandener Gedächtnisinhalte besteht: „Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinanderschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, dass das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt." Diese These von der mehrfachen Kodierung – der verschiedenen leiblichen Einschreibungen – und Umstrukturierung von Gedächtnisinhalten von nachträglichen Umschriften macht den Kern der psychoanalytischen Gedächtnistheorie aus.

In Bezug auf Kindheitserinnerungen bedeutet dies, dass mit zunehmendem Verstehenshorizont den früheren Erlebnissen ein anderer Sinn zugeschrieben werden kann. Dieser Sinn bleibt jedoch an die zugrundeliegenden körperlichen Prozesse gebunden, was den Spielraum für die Sinnbildung begrenzt. Durch diese leibgebundene Verankerung von Sinnbildungsprozessen wird also nicht willkürlich irgendein Sinn zugeschrieben. Vielmehr basiert diese Sinnbildung auf den körperlichen Einschreibungen, den „Erinnerungsspuren", die Freud bereits als neurologische Bahnungen konzipierte, was durch die heutige Hirnforschung bestätigt wird (vgl. u a. Kandel/Kober 2006). Diese Einschreibungen müssen nun fortlaufend übersetzt werden. Erst in diesem Übersetzungsprozess erhalten sie – nachträglich – ihre Bedeutung.

Zentral an diesem Modell der Umschrift ist die Vorstellung, dass es sich – anders als etwa in konstruktivistischen Gedächtnismodellen – nicht um eine rückwirkende Zuschreibung von Sinn zu vergangenen Erlebnissen handelt. Vielmehr geht es um ein Zusammenwirken mehrerer lebensgeschichtlicher Szenen zu verschiedenen Zeitpunkten, die erst zusammen Bedeutung entfalten. Die Vergangenheit wird somit nicht willkürlich konstruiert, sondern die unbewusste, konflikthafte Dimension früherer Erlebnisse drängt zu fortwährend neuen Umschriften. Erinnerung ist damit ein konstitutiver Akt, in dem etwas entsteht und nicht reproduziert wird. Erinnern kann aufgefasst werden als Form der Verarbeitung von Erinnerungsspuren. Solch eine Umschrift erfolgt dann, wenn diese Spuren in konflikthaften Konstellationen zusammentreffen, die eine Verarbeitung fordern. Erinnern stellt in dieser Weise eine Antwort auf unbewusste Konflikte dar. Der Konflikt fordert zu psychischer Arbeit auf, treibt stets aufs Neue zu Übersetzungsversuchen an, was die Variabilität der Erinnerungen, ihre permanente Modifikation zu verschiedenen Zeiten des Lebens verbürgt.

Das Verständnis von Erinnerung als psychischer Arbeit unterstreicht, dass Erinnerung – im Unterschied zu traditionellen Abbild- und Speicherkonzepten – einen konstruktiven, umfassenden psychischen Vorgang darstellt. Erinnerungen werden in einer oszillierenden Bewegung zwischen den beiden Polen des Primär- und des Sekundärprozesses gebildet.[16]

Als Paradigma der psychischen Arbeit dient in der Psychoanalyse der Traum bzw. die Traumarbeit, die in Form von Regression, Verdichtung, Verschiebung und sekundäre Bearbeitung erscheint. Anhand der sogenannten Deckerinnerungen, die Erinnerungen an die Kindheit beinhalten und somit in neuerer Terminologie weitgehend dem autobiographischen Gedächtnis entsprechen, lässt sich zeigen, wie die unbewussten, primärprozesshaften Formen psychischer Arbeit, insbesondere Verdichtung und Verschiebung, auch an der Bildung von Erinnerungen beteiligt sind. Was im Falle der Traumbilder unstrittig ist, dass sie keine Wirklichkeit abbilden, sondern mithilfe der oben genannten Modi der Traumarbeit konstruiert werden, gilt auch für Erinnerungsbilder, auch wenn sie dem Alltagsverständnis als genaue Abbilder vergangener Wirklichkeiten erscheinen. In Analogie zur Traumarbeit lässt sich sogar sagen, dass gerade Erinnerungsbilder, die sich durch hohe sinnliche Qualität auszeichnen und damit einen starken Wirklichkeitseindruck vermitteln, in besonderer Weise durch den Primärprozess geformt sind. Freud beschrieb dies mit dem Konzept der Deckerinnerungen: So bedürfen konflikthafte Erinnerungen einer stärkeren Umformung bzw. einer anderen Akzentuierung, um die zensorische Instanz zum Bewusstsein hin überschreiten zu können. Eine solche Akzentverschiebung geschieht etwa dadurch, dass unwichtige, bedeutungslose Aspekte einer Szene im Erinnerungsbild zu den zentralen Aspekten werden. Psychodynamisch liegt dem der Modus der Verschiebung zugrunde, bei dem die psychischen Besetzungen so verändert werden, dass aus zentralen, hoch besetzten Vorstellungen belanglose werden und umgekehrt. Zu den der Traumarbeit analogen Verdichtungs- und Verschiebungsvorgängen tritt noch die sekundäre Bearbeitung hinzu. Im Falle des Traums ist darunter zu verstehen, dass die Entstellungen durch die unbewusste Traumarbeit teilweise wieder aufgehoben werden und

16 Unter Primärprozess wird die Arbeitsweise des Unbewussten verstanden, in dem das Lustprinzip dominiert und die Regeln des bewussten Denkens wie Logik, Konsistenz, Plausibilität außer Kraft gesetzt sind. Das Sekundärprinzip ist hingegen vom Realitätsprinzip geleitet und umfasst das vernünftige Denken.

eine zusammenhängende Geschichte daraus entsteht. Dieser Sinnzusammenhang folgt jedoch nicht den latenten Traumgedanken, sondern einer dem Ich verträglichen Weise. Genau dieser Vorgang, die Plausibilisierung unverständlicher Szenen, kann auch bei der Erinnerungsarbeit angenommen werden. Unter dem Einfluss des Sekundärvorgangs werden die Erinnerungsspuren in einer konsistenten, plausiblen Szene zusammengefügt, die den Eindruck eines tatsächlichen Ereignisses macht. Eine ganze Szene des Kindheitserlebens oder auch Elemente aus mehreren scheinen sich in einem Bild zu verdichten. Die Konzeptualisierung von Erinnerung als psychischer Arbeit verdeutlicht jedoch, dass es sich dabei nicht um Abbildung oder Reproduktion, sondern um Verarbeitung handelt. So gibt es eben auch kein „Original" einer Erinnerung, sondern vielmehr verschiedene Varianten von Erinnerungen, die jeweils verschiedene Verarbeitungsformen derselben Erinnerungsspuren darstellen. In den autobiographischen Erzählungen kommen diese Verarbeitungsformen zum Ausdruck. So wird verständlich, warum sich in den meisten Kindheitserinnerungen angenehme und harmonische Bilder zeigen, selbst wenn die damalige Realität alles andere als zufriedenstellend war. Dies zeugt von der Glättung von Konflikten durch die psychische Verarbeitung. Durch die Erinnerungsarbeit werden Konflikte allerdings nicht gelöst, sondern vielmehr unsichtbar, unbewusst gemacht. Da dies immer nur ansatzweise gelingt und sich die Konflikte auf verschiedene Weise in den Erzählungen niederschlagen, können sie anhand der Texte rekonstruiert werden. Als Beispiel einer verbreiteten Deckerinnerung aus der Kindheit nennt Freud eine blühende Sommerwiese, auf der Kinder friedlich Blumen pflücken. Für die erinnernde Person strahlt dieses Bild die reine Harmonie und Zufriedenheit aus (Freud 1899a). Das folgende Zitat einer im Projekt „Trauma im Alter" interviewten Person, Frau Kirchner, veranschaulicht dies:

> *Also ich hatte eine sehr schöne Kindheit gehabt und zwar habe ich in einem Vorort von K. gelebt und in einer Doppelhaushälfte neben meinen Großeltern, und das war also ein Haus und es war ein Platz, ein Hofplatz, da war ein Kirschbaum, es war ein großer Lindenbaum da, und an dem Haus waren Holunder, und wenn man dann weiter in den Garten hineinging dann war da ein Weg gesonnen von Blumenflut und so auch am Vorgarten – sehr schönen Holunder, da gab's auch viele Vögel, die habe ich auch beobachtet. Es war einfach wunderschön.*

So fragen wir in unserer Studie nicht nur danach, was die damaligen Kriegskinder aus früheren Zeiten erinnern, sondern auf welche Weise sie dies tun, welche psychischen Funktionen diese Erinnerungen dabei erfüllen und was aus dem Erinnerungsprozess ausgeblendet wird.

Studiendesign

Anhand einer Stichprobe von Interviewpartnerinnen und -partnern, die sich selbst als Kriegskinder bezeichnen, wurden narrative Interviews mit 24 Studienteilnehmenden (12 Frauen und 12 Männer) in zwei mehrstündigen Videointerviews durchgeführt. Während das erste Gespräch sich thematisch auf die Kriegserlebnisse und die Biographie bezieht, steht im zweiten Interview die damalige Situation in der Familie im Zentrum. In den biographischen Interviews auf erzähltheoretischer Grundlage (Straub

1989; Quindeau 1995) berichten die ehemaligen Kriegskinder (geb. 1930 bis 1945) von ihren Erfahrungen als Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus und der Verarbeitung dieser Erfahrungen im späteren Leben bis in die heutige Zeit. Eingeleitet wurden die Interviews mit einer Eingangsfrage nach der ersten Kindheitserinnerung. Auf Basis der darauf folgenden, weitgehend frei gestalteten Erzählungen, wurden verschiedene Fragen bearbeitet: Wie wird von der Kindheit im Krieg und der NS-Erziehung erzählt? Wie wird die Bedeutung der Vergangenheit im Krieg für das eigene Leben eingeschätzt? Welche aktuellen, körperlichen, psychischen und sozialen Beeinträchtigungen werden erlebt? In welchem familiären, sozialen und kulturellen Kontext finden die Erfahrungen in der Kindheit statt?

Die Auswertung der Interviews erfolgte inhaltsanalytisch, orientiert am Vorgehen der *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 1998). Zunächst wurden die Interviews in einem ersten Schritt innerhalb des Teams ausgewertet, so dass durch ein komparatives Bilden von Interviewtypen erste Hypothesen zur Frage einer möglichen Traumatisierung durch die Kriegserlebnisse der Interviewpartnerinnen und -partner entwickelt und die Frage nach der Bedeutung von Resilienz- und Belastungsfaktoren in der Kindheit und über die Lebensspanne gestellt werden konnten. Die so ermittelten ersten Hypothesen zum Umgang mit Spätfolgen früher Traumatisierungen durch Krieg und Nationalsozialismus und ihrer Bewältigung wurden daraufhin in einer Gruppe erfahrener Trauma-Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten erneut diskutiert und einer Expertenvalidierung unterzogen (vgl. Leuzinger-Bohleber/Stuhr 1997).

Die narrativen Interviews wurden im nächsten Schritt durch ein strukturiertes klinisches Interview (SKID) ergänzt. Die klinische Diagnostik dient der Validierung individuell festgestellter Symptombelastung und der Erhebung lebensgeschichtlicher psychischer Beschwerden. Von den Interviewten im Selbstrating ausgefüllte testpsychologische klinische Fragebogenverfahren zum Erleben aktueller Beschwerden und Symptome ergänzen das Interviewverfahren. Erfragt wurden interpersonale Probleme (Inventar zur Erfassung interpersonaler Probleme, IIP-D, Horowitz/Strauß/Kordy 2000), Kohärenzgefühl (*Sense of Coherence Scale*, SOC-Antonovsky 1987), Symptombelastung (Symptom-Checkliste, SCL-90-R, Franke 2002), Alexithymie (Toronto-Alexithymie-Skala-26, TAS-26, Kupfer/Brosig/Brähler 2001), sowie die Lebenszufriedenheit (Fragebogen zur Lebenszufriedenheit, FLZ, Fahrenberg/Myrtek/Schumacher/Brähler 2000) und Erinnerungen an die Kriegskindheit (Fragebogen von Schlesinger-Kipp 2003, vgl. Berger 2009).

Die empirische Datengewinnung wurde weiter ergänzt durch teilnehmende Beobachtung[17] (in sogenannten Kriegskinderworkshops und in kooperierenden Pflegeheimen[18]) und anhand von Expertinnen- und Experteninterviews. So wurde in einem

17 Zum einen wurden hier im Praxisfeld die Instrumente und Fragestellungen reflektiert. Zum anderen wurden Interessierte für die narrativen Interviews gewonnen. Interviews über traumatische Kindheitserfahrungen können für die Betroffenen belastend wirken. Daher sind eine hohe Motivation und eine intensive Vorbereitung auf das Gespräch unabdingbar. Für alle Interviewpartnerinnen und -partner wurde bei Bedarf für die Möglichkeit einer psychologischen Beratung oder einer psychotherapeutischen Begleitung gesorgt. Notwendig geworden ist dies jedoch nur in einem Einzelfall auf ausdrücklichen Wunsch der Interviewten hin. Weitere Interviewpartnerinnen und -partner wurden über Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gewonnen.

18 Kooperationspartner der Studie sind der Evangelische Regionalverband, das Hufeland-Haus und die angegliederte Altenpflege-Schule, das Altenzentrum der Henry und Emma-Budge-Stiftung und das jüdische Altenzentrum in Frankfurt am Main.

zweiten Schritt mittels der komparativen Analysen ein differenzsensitives Traumamodell generiert, dessen Ergebnisse in einem praktischen Teil des Projekts in die Fort- und Ausbildung von Pflegepersonal integriert werden (vgl. Maier 2013, in Vorbereitung).

Interviews

Die meisten Interviewpartnerinnen und -partner kamen zu uns aufgrund eines kleinen Zeitungsartikels sowie aufgrund der Kriegskinderworkshops, die wir mit den Praxispartnern veranstaltet haben. Insgesamt war das Interesse sehr groß, für ein Interview zur Verfügung zu stehen, und die Interviewpartnerinnen und -partner zeichneten sich durch eine große Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Verbindlichkeit aus. Aufgrund der irritierenden und bisweilen auch erschreckenden Berichte über den Umgang der Erwachsenen mit den Kindern in den ersten Interviews wurde eine zweite Interviewrunde durchgeführt. In den Gesprächen kamen nicht nur Kriegserlebnisse zum Ausdruck, sondern auch Berichte über heftige Strafen und allgemein über belastende Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern. Es überraschte hierbei die Beiläufigkeit, mit welcher diese Szenen erzählt wurden.

Kurzporträt – Frau Kirchner

Frau Kirchner wurde 1938 geboren und wuchs in einer finanziell gut situierten Familie auf dem Land in der Nähe einer größeren Stadt als Einzelkind auf. Der Vater war selbstständiger Handwerksmeister. Er habe sich zunächst „dem Krieg verweigert", dann ab 1942 in Russland einen Werkzeugzug geleitet und Fahrzeuge repariert. An Kampfhandlungen sei er nicht beteiligt gewesen. Nach seiner Rückkehr aus einer dreimonatigen französischen Kriegsgefangenschaft habe er schnell wieder Arbeit gefunden und sei in seinem Beruf erfolgreich gewesen. Die Mutter war in einem kreativen Beruf tätig gewesen, den sie nach dem Krieg aber nicht mehr ausgeübt habe. Frau Kirchner erwarb nach dem Krieg einen Fachhochschulabschluss und machte eine Ausbildung ebenfalls in einem kreativen Beruf. Als Künstlerin ist sie heute als Rentnerin immer noch tätig und bekommt mit Ausstellungen im In- und Ausland viel Anerkennung. Sie lebt allein, ist zweimal geschieden und hat aus erster Ehe zwei Kinder und mittlerweile zwei Enkelkinder. Die Beziehung zu ihren Kindern beschreibt sie als schwierig.

Frau Kirchner schätzt im Fragebogen ihre eigenen Erlebnisse in der Kriegszeit als traumatisch ein: Sie habe sich in ihrer Kindheit und Jugendzeit durch Krieg und Nachkriegszeit sehr beeinträchtigt gefühlt. Mit ihrer Mutter und ihren Großeltern war sie 1944 bis 1945 für ein Jahr evakuiert worden. Hunger und Armut habe sie von 1943 bis 1945 erlebt, wie sie im Fragebogen angibt. Im Interview betont sie jedoch mehrmals zu Beginn, dass sie keinen Hunger hätte erleiden müssen. Sie habe mit ihren Eltern nicht über ihre eigenen schlimmen Erlebnisse sprechen können. Im Fragebogen gibt sie außerdem an, dass in der Familie ebenfalls nicht über die Verbrechen der Nazis gesprochen wurde. Die Fragen nach einer möglichen NSDAP-Mitgliedschaft der Eltern bleiben von Frau Kirchner unbeantwortet.

Sie kontaktiert uns per Telefon aufgrund des Zeitungsartikels. Schon am Telefon erzählt sie viel und berichtet gleich über ihren Vater. Zum Interview erscheint sie ein

paar Minuten zu früh. Sie ist eine attraktive Dame, gut gekleidet und wirkt sympathisch und interessant.

Schwärmend erzählt sie zu Beginn des Interviews, wie oben zitiert, sehr lange und ausführlich von der schönen Umgebung ihrer Kindheit, dem schönen Garten und dem Teich hinter dem Haus. Sie habe eine „sehr schöne Kindheit" gehabt, betont sie gleich in ihrem ersten Satz. In diesem Zusammenhang erzählt sie sehr lebendig von ihrem Vater, dass er so vielseitige Fähigkeiten hatte, besonders gut in seinem Beruf war und dass, nachdem er eingezogen wurde, „alles schlimmer" wurde. Später im Interview stellt sich heraus, dass sie nie „besonders stolz" auf den Beruf ihres Vaters gewesen sei und dass er sich einen Jungen gewünscht hätte, aber mit ihr „zufrieden" gewesen sei. Auch später noch habe er sich ihrer Tochter gegenüber wie ein „Macho" verhalten. Das zu Beginn gezeichnete idealisierte Bild des Vaters verändert sich so im späteren Verlauf des Interviews.

Nach einiger Zeit berichtet sie vom Verhältnis zu ihrer Mutter. Diese habe sie zwar körperlich gut versorgt, aber kaum Zeit gehabt und sei ihr gefühlsmäßig kaum zur Verfügung gestanden. Teilweise sei sie sogar sehr hartherzig gewesen. Beide Eltern beschreibt sie als sehr streng, da sie sie sowohl körperlich als auch emotional hart bestraft hätten. Zärtlichkeiten habe es nur selten gegeben. Ihre Familie sei „irrational" gewesen, fügt sie an. Sie selbst beschreibt sich mit einer gewissen Ambivalenz als ein äußerst neugieriges, aufgewecktes und lebendiges Kind. Einerseits erzählt sie dies mit einem anklingenden Stolz. Andererseits folgten auf das Ausleben ihrer Neugierde und Lebendigkeit immer wieder heftige Strafen, wie z.B. schon mittags ohne Essen bis zum nächsten Tag ins Bett zu müssen. Dieses Verhalten der Mutter wird von ihr indirekt rechtfertigt, indem sie anfügt, dass sie auch ein sehr „eigenwilliges" Kind gewesen sei.

Frau Kirchner redet im Interview viel und schnell und über die verabredete Zeit hinaus. Ihre Sätze sind meist verschachtelt, und sie springt häufig von einem Thema zum anderen, so dass schließlich sogar sie selbst einige Male bemerkt, den „Faden" verloren zu haben. Es fällt der Interviewerin schwer, sich durchgängig auf das Gespräch zu konzentrieren und allem zu folgen. Dies führt nachträglich zu einem Gefühl der starken Verwirrung. In einigen wenigen Szenen, in denen Frau Kirchner darüber spricht, was einzelne Familienmitglieder „im Krieg gemacht" haben und wo sie in dieser Zeit waren, dass zum Beispiel ihr Großvater eine sehr hohe Position in einem kriegsrelevanten Unternehmen hatte, wird sie sehr ungenau und in der Sprache oft unverständlich. Die Frage nach der Involviertheit der Familienmitglieder ins NS-System liegt nahe. Es wird hier aber von der Interviewerin nicht genauer nachgefragt, aus Angst, eine empörte Reaktion zu bekommen: Man könne das ja sowieso nicht verstehen, wenn man das nicht selbst erlebt habe. Im Protokoll nach dem Interview wurde ebenfalls in diesem Zusammenhang das Gefühl beschrieben, „etwas gewaltsam durchbrechen" zu wollen und sich damit „schuldig zu machen". Wie in der Familie von Frau Kirchner wird auch im Interview über diese Themen geschwiegen.

Szenen über Kriegserlebnisse sind im Gegensatz zu anderen Erzählungen meist gut strukturiert und verständlich, aber nicht unemotional. Es scheint so, als ob Frau Kirchner diese nicht zum ersten Mal erzählt und eine Auseinandersetzung damit schon vor dem Interview stattgefunden hat.

Die folgenden Situationen kommen im Interview sehr überraschend, da sie vorher immer wieder davon erzählte, wie paradiesisch schön damals alles gewesen sei. Von

der Interviewerin wird sie vorher nach Erinnerungen an Bombardierungen gefragt, worauf sie davon berichtet und anmerkt, dass diese zwar damals schrecklich waren, sie diese aber „heute nicht mehr belastend" empfinde. Hierauf erzählt sie wieder von der Idylle ihrer Kindheit, ihrem Beruf und ihren Freundschaften heute. Ihre Berufswahl begründet sie indirekt damit, dass ihre Mutter keine Zeit für sie gehabt hätte:

> *Meine Mutter hatte sehr wenig Zeit...Ich bin übrigens Künstlerin. (...) In der Not werden Menschen kreativ.*

Darauf folgt ein Sprung in der Erzählung. Die folgende Szene ist die erste in einer Reihe, in der sie sich von ihrer Mutter verlassen oder nicht geschützt gefühlt hat:

> *Ich kann mich zum Beispiel erinnern, meine Mutter hat immer mal im Monat irgendwann mal die Betten gelüftet, man hat die damals nur mit Feder- und man hat nicht anders und man hat die gelüftet und es kamen Bombenalarme- und sie hat die Betten reingeholt und ich stand da mit meinem Teddy und hab ganz laut geschrien, voller Verzweiflung und habe geweint dabei und gerufen: „Mein Vati soll kommen! Mein Vati soll kommen!"- und sie hat sich mit den Betten beschäftigt und ich war alleine- ich habe mich furchtbar alleine gefühlt.*

Frau Kirchner verbindet den Schutz mit ihrem abwesenden Vater. Die Mutter habe ihr nicht helfen können, da sie mit den Betten beschäftigt war. Danach erzählt sie, wie ihre Mutter sie einmal verloren hatte, nachdem sie vom Gepäckträger des Fahrrads der Mutter gefallen war, und fügt direkt, ihre Mutter rechtfertigend, an, dass diese sehr überfordert gewesen sei. Aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft habe sie immer versucht, auch während des Krieges, die gewohnte Normalität aufrecht zu halten, in der alles perfekt sein sollte. Wut klingt durch, wenn Frau Kirchner anmerkt, dass sie für das aufwendige Besticken von Kleidung und Deckchen Zeit gehabt hätte:

> *Das hat sie durchgezogen.* Zögernd erzählt sie: *Ja-a- und ich war müde, weil ich meine, man ist dann noch ein Kind gewesen, und war mal müde- und wie gesagt, ich bin mal noch vom Fahrrad gefallen und sie hat das gar nicht gemerkt- dann war sie- Ja, so hat sie mich verloren, und es ist mir da, Gott sei Dank, nichts passiert- aber immer hin- vom Fahrrad- das ist so hoch, nicht? Und wenn man da als Kind geschlafen hat und runterfällt, auch nicht so schön. Sie hat das... überhaupt nicht gemerkt.*

Frau Kirchner erzählt diese Episode sehr beiläufig und beklagt sich eher indirekt darüber, dass ihre Mutter dies nicht bemerkt habe. Anschließend berichtet sie von der Heimkehr des Vaters, was für sie ein sehr freudiges Ereignis gewesen ist, und betont schließlich, dass sie ganz anders sei als ihre Mutter, was sie im weiteren Interview noch einige Male erwähnt. Einerseits bereitet sie sich selbst durch die positive Erinnerung der Rückkehr des Vaters auf die folgende schwierige Erzählung vor. Außerdem ist es ihr an dieser Stelle wichtig, sich von ihrer Mutter zu distanzieren. Sie selbst sei

nicht so oder nicht mehr so wie die Mutter.[19] Nach einiger Zeit kommt sie schließlich wieder darauf zu sprechen, dass ihre Mutter „ganz schwierig" gewesen sei:

> *Wenn ich Ihnen das erzähle, ich weiß gar nicht, ob das geht. Also ich erzähle Ihnen jetzt wirklich- ja- ich muss ja weiter vom Krieg erzählen- Jedenfalls gegen Kriegsende, wir wussten ja nicht, in welche Zone wir kommen würden, und meine Mutter, ja, hatte eine panische Angst vor den Russen, obwohl ja mein Vater... und wir hatten über diesen Fluss 'ne Brücke, und den einen Sonntag ist sie mit...ist sie mit mir auf die Brücke gegangen und hat gesagt: „Und da springen wir jetzt rein, wenn die Russen kommen!" weil...und dann habe ich ihre Hand geholt und habe gefra...gesagt: „Ja Mutti, und was sagt dann der Vati?" (...) Ich hatte wahnsinnige Angst gehabt.*

An dieser Stelle im Interview fragt die Interviewerin nach, ob sie denn schon schwimmen konnte, und Frau Kirchner erwidert, dass sie ja gar nicht hätte schwimmen, sondern sterben sollen. Die Mutter habe sich und ihre Tochter durch den Sprung ins Wasser umbringen wollen, um sich vor den russischen Besatzern zu schützen. Die emotionale Reaktion der Interviewerin, die mit der Sicht des damaligen Kindes identifiziert ist, zeigt, wie schrecklich diese Situation des erweiterten Selbstmordes aus kindlicher Perspektive wirkt. Das Kind konnte das damaligen Verhalten der Mutter nicht verstehen und einordnen. Erst auf die Reaktion der Interviewerin, die zeigt, wie schrecklich sie diese Situation empfindet, kann auch Frau Kirchner anfügen:

> *Und ich fand das auch furchtbar, und ich muss auch sagen, als ich dann erwachsen wurde, das war ein Erlebnis, was eigentlich (....) aber wir haben über das nicht gesprochen,(...) Ich habe mich bei meiner Mutter nie sicher gefühlt, das weiß ich noch.*

Man kann darin eine Form von Derealisierung erkennen, die sich häufig in Interviews mit traumatisierten Personen zeigt. Es scheint so, als ob die Anerkennung ihrer damaligen kindlichen Gefühle durch eine andere Person ihr diese Sicht auf die Situation erst ermöglicht, sie sich erst dann traut, so zu denken, zu fühlen, dies auszusprechen und als legitim zu empfinden, um aber gleich darauf im nächsten Satz wiederum ihre Mutter zu rechtfertigen und zu beteuern, dass ihre Mutter eine „ganz tolle Frau" gewesen sei. Im gesamten Interview wird dies aber nur mit einer einzigen Szene gefüllt: Einmal an Weihnachten habe die Mutter für sie Süßes versteckt. Diese Erinnerung beendet Frau Kirchner allerdings wiederum mit dem Satz: „Ja, alle haben versucht, sich Mühe zu geben", was eine relativierende Wirkung auf die Erzählung hat. Ihre Betonung darauf, wie „toll" die Mutter gewesen sei, scheint wie der Versuch, die Interviewerin, aber vor allem auch sich selbst davon zu überzeugen.

Sie erzählt weiter von heftigen Strafen und dass sie als Kind zu der Überzeugung kam, dass ihre Mutter sie „nicht richtig lieb" haben könne. Das die (kindlichen) Worte begleitende Kichern zeigt, dass sie diese Gedanken aus heutiger Perspektive ihrem

19 Indirekt sagt sie aber auch, dass sie genau wie ihre Mutter, ihre Kinder auch zu streng erzogen habe, was ihre Kinder ihr auch übel genommen hätten. Im Interview kommt es häufig zur Rollenkonfusion zwischen ihrer Mutter, ihr als Mutter, ihr als Tochter und ihrer eigenen Tochter, und es wird nicht immer klar, wer gerade gemeint ist.

kindlichen Erleben zuordnet, dies lächerlich findet und nicht mehr ernst nimmt. Darauf folgend, betont sie, dass es am Krankenbett ihrer Mutter kurz vor deren Tod zur Aussöhnung gekommen sei. Sie kommt hier schließlich zu der Einschätzung, „eine fantastische Mutter gehabt (zu haben), die sich sehr um mich und meine Familie gekümmert hat".

Der Wunsch nach Versöhnung und die starke Loyalität ihrer Mutter gegenüber scheinen diese harmonisierende Sichtweise zu motivieren. Die während des Interviews zutage getretenen Widersprüche der „fantastischen" und der kalten, strafenden Mutter sind wieder geglättet worden. Gleichzeitig erzählt sie aber, dass sie nie über die problematischen Erlebnisse mit ihrer Mutter habe sprechen können:

> *... ich hatte auch komischerweise sehr viel Zeit, mich von ihr zu verabschieden, dann...also...bevor sie gestorben ist, und...das waren vier Wochen, die wir beide zusammen hatten und ich extra nach M. gefahren, aber wir haben über das nicht gesprochen, aber da wollte ich nicht ihr das Leben noch schwerer machen- ja, das wollte ich nicht- Aber es war auch so, ich weiß nicht, ob meine Mutter gewisse Dinge hätte ergründen können- ich glaube...nein, weil meine Mutter war dann immer in sich zurückgezogen, hat im Gespräch dann einfach nicht geantwortet.*

Diese „Dialoglosigkeit" reproduziert sich ebenfalls im Interview. Die Interviewerin kommt kaum zu Wort und fühlt sich „komplett überrannt" und „erschlagen". Auch Frau Kirchner antwortet im Gespräch einige Male nicht auf Fragen, zieht sich allerdings nicht zurück, sondern tritt „die Flucht nach vorne" an und macht es so der Interviewerin teilweise unmöglich, Verständnisfragen zu stellen. Fragen, die ihr Wissen über die Verbrechen des NS, die mögliche Involviertheit ihrer Familie und ihre Auseinandersetzung damit betreffen, kommen in diesem Interview im Gegensatz zu anderen Interviews gar nicht vor.

Im SKID-Interview erfüllt Frau Kirchner die Kriterien für die Diagnose einer lebensgeschichtlichen Posttraumatischen Belastungsstörung und einer generalisierten Angststörung. Im Fragebogen sind ihre heutigen – aktuellen – Angaben für die meisten der eingesetzten Skalen im Normbereich. Eine Ausnahme stellen zwei Unterskalen (JK und FM im IIP) dar, die interpersonale Probleme erfassen, wie die Schwierigkeit, sich von anderen abzugrenzen, „nein" zu sagen, und Wut zu zeigen. Personen mit hohen Werten in diesen Skalen beschreiben sich als besonders leichtgläubig, lassen sich leicht überreden, und es fällt ihnen schwer, sich zu streiten. Frau Kirchner beschreibt, dass sie Anderen „zu sehr gefallen" möchte und dass sie sich von Problemen anderer „zu sehr leiten" lässt (vgl. Horowitz et al. 2000). Ihre aktuelle Symptombelastung im SCL-90 entspricht den Normwerten. Sie ist in vielen Bereichen ihres Lebens durchschnittlich zufrieden, mit Ausnahme der Beziehung zu ihren beiden Kindern, die sie als belastet beschreibt.

Kurzporträt – Frau Hahn

Frau Hahn, Jahrgang 1938, wächst während des Krieges ohne Geschwister mit der Mutter und den Großeltern in einem Haus in der Großstadt auf. Sie wird aufgrund der andauernden Bombenbedrohung mit ihrer Mutter aufs Umland evakuiert. Dort bringt die Mutter sich und die Tochter mit Aushilfsarbeiten durch, sucht wiederholt nach

einer neuen Arbeitsstelle, um auf die Bedürfnisse der noch kleinen Tochter Rücksicht nehmen zu können. Der Vater, ein Handwerker, wird relativ spät, 1942, in die Wehrmacht eingezogen und verbringt einige Zeit in französischer Kriegsgefangenschaft, aus der er mit einer Malariainfektion heimkehrt, als die Tochter sieben Jahre alt ist. Frau Hahn berichtet, der Vater sei aufgrund glücklicher Umstände (er hatte seine Truppe nach einem Heimaturlaub immer knapp verpasst) kaum in das Kriegsgeschehen involviert gewesen. Seine, von ihr im Fragebogen angegebene, NSDAP-Mitgliedschaft kommentiert sie nicht.

Frau Hahn beschreibt ihre Beziehung zur Mutter während des Interviews an mehreren Stellen trotz aller Entbehrungen als recht gut. Tatsächlich gibt sie als Motivation für das Gespräch mit uns die heutige Lebenssituation ihrer Mutter an. Die Mutter lebt in einem Altenpflegeheim, weshalb Frau Hahn sich für die Bewohnerinnen und Bewohner, „die den Krieg erlebt haben", engagieren möchte. Sie hat den Wunsch, durch Teilnahme an der Studie die Situation der älteren Menschen in den Pflegeheimen zu verbessern und deren Nöte zu thematisieren. Ihre heutige Beziehung zu ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, die nach einem Auslandsaufenthalt vorübergehend bei ihr wohnen, beschreibt sie als lebendig und bereichernd. Im Interview, nach ihrer ersten Kindheitserinnerung befragt, erinnert sie sich spontan an die folgende Szene im Schutzkeller, als sie zweieinhalb Jahre alt war. Durch die anhaltenden Bombenangriffe wurde der Straßenzug, in dem sie gelebt hat, zerstört, ihr Haus sei das einzige gewesen, das von den Bomben verschont blieb:

> *Ja das war eigentlich die Zeit, in die ich immer in den Luftschutzkeller verschleppt wurde von meiner Familie. Familie bedeutete damals mein Großvater, der allerdings nie in den Keller ging. Der war immer auf dem Dach zu finden, um die Bomben aufzusammeln. Aus dem Haus, das war ein Haus mit fünf, sechs, Parteien und wir saßen im Luftschutzkeller dicht beieinander und auf dem Fußboden waren Holzroste und wir hatten Stühle da aufgestellt. Es war verdammt dunkel und man musste so eine unheimliche Sandsteintreppe runter. Ich weiß nur noch, meine Mutter hatte einen schönen Fuchspelz, den hat sie mir so um den Kopf gelegt und mich dann irgendwie in den Arm genommen. Und dann saßen wir da. So ein kleines Kind, wie alt war ich da, zwei, zweieinhalb Jahre, ich denk schon. Wir saßen da und die Zeit war endlos lang und so ein Kind guckt sich da alles an und ich könnte die Räume heute noch beschreiben und auch die Personen, die dabei waren. (...). Ja die haben mich lange begleitet und es ist auch nix passiert. A b e r : ähm die Zeit im Keller die kann ich erinnern, das war irgendwie, ich würd nicht sagen Angst, ich war ja bewahrt und behütet von meiner Mutter, aber ein Kind spürt auch die Situation und die Ängste der Menschen und sie haben immer da reagiert, wenn irgendwelche Geräusche deutlich wurden. Das war eigentlich so meine früheste Erinnerung. (...) Ich war eigentlich geborgen, nur in den Gesichtern der anderen Menschen, die um mich waren, da nimmt man etwas wahr. Und so ein Kind sitzt da und beobachtet nur, das weiß das nicht einzuordnen.*

Obwohl in der hier erzählten Szene das Unverständnis des Kindes gegenüber den ängstlichen Gesichtern der Erwachsenen deutlich wird, so vermittelt sich der Interviewerin über den weichen Fuchspelz, in den die Mutter das Kind im Keller schüt-

zend wickelt, auch ein Bild von Weichheit und Nähe. Der „Schutzpelz", der auf die Interviewerin wie ein Übergangsobjekt wirkt, symbolisiert ein Bemühen der Mutter, die Tochter vor dem Schrecken des Krieges und der Kälte und Bedrohung des Kellers abzuschirmen, das, auch wenn es nicht vollständig gelingt, bedeutsam erscheint. Ebenso vermittelt Frau Hahn der Interviewerin den Eindruck, dass es damals zwar schlimm und bedrohlich war, dass sie als Kind aber nicht alleine und nicht überwältigt war. Den Schal aus Fuchspelz behält Frau Hahn bis ins hohe Alter bei sich. Auf einem Kindheitsfoto, das sie der Interviewerin nach dem Gespräch zeigt, ist ihre Mutter abgebildet. Sie ist herausgeputzt für einen Sonntagsspaziergang und fährt die kleine Tochter im Kinderwagen spazieren. Der Schal ist um ihren Hals gelegt.

Wenige Zeit nach dem in der Anfangsszene geschilderten Ereignis, kommt es zur Evakuierung von Mutter und Tochter aus dem Haus der Großeltern nach einer dramatischen Szene, die das Leben der Tochter bedroht: Die Familie befindet sich in der Wohnung der Großeltern, als eine durch einen Bombenangriff ausgelöste Druckwelle die Wohnung erfasst. Die Mutter und die Großeltern suchen nach dem Kind und können sie in der Wohnung nicht finden. Frau Hahn beschreibt es so:

> *Die Tür stand offen und ich wurde durch den Sog über den Flur in das Treppenhaus gedrückt und saß in einer Ecke der Nachbarswohnung vor deren Tür und habe keinen Ton gesagt. Deswegen wurde ich auch nicht gefunden. Nachdem sie mich aufgespürt hatten, hatte ich die Sprache verloren und konnte nicht mehr sprechen. Meine Mutter war sehr besorgt und ging mit mir zum Arzt. Und der Arzt, der sehr vernünftig war, sagte, lassen sie das Kind in Ruhe, das war für das Kind ein ungewöhnliches Ereignis, und durch den Schock ist das entstanden, und es wird durch ein anderes ungewöhnliches emotionales Ereignis wieder zurückfinden, vielleicht auch durch Freude. Und das passierte auch ein halbes Jahr später. Da kam mein Vater aus dem Krieg zum Heimaturlaub und dann hab ich ihn gesehen und „Papapapapa" hab ich wieder angefangen zu plappern. Und nach diesem Geschehen hat mein Vater dafür gesorgt, das wir – das war nach 43 – evakuiert wurden, dann waren wir auch in einer kleinen Stadt im Umland zusammen.*

Auch diese Szene traumatischer Qualität schildert Frau Hahn in der ihr eigenen Art. Schrecken und Sprachlosigkeit des kleinen Kindes werden deutlich in den dramatischen Folgen der Regression des Mädchens, dessen Sprache sich gerade erst entwickelt, auf ein früheres Entwicklungsniveau. Dennoch betont Frau Hahn auch den helfenden und beruhigenden Umgang der anderen mit ihr. So beruhigt sie, mithilfe des erfahrenen Arztes, auch die Interviewerin, dass solch ein Ereignis zwar plötzlich und schlimm, vielleicht aber in der nachträglichen Rekonstruktion verstehbar ist. Nach dieser Bedrohung des Kindes, ziehen Mutter und Tochter in das Haus der Schwester aufs Umland. Dort wird die Mutter, so schildert es die Tochter, für schwere körperliche Arbeit eingesetzt, was auch dazu führt, dass sie wenig Zeit hat, sich um ihre Tochter zu kümmern. In der Not wird die Mutter selbst aktiv und organisiert sich und dem Kind über den Bürgermeister der Stadt eine eigene Wohnung mit dem Argument, dass sie kaum Zeit habe, für ihre Tochter zu Sorgen. Hier kümmern sich nun auch Nachbarn um das Mädchen, und die Mutter findet auf Eigeninitiative eine Anstellung in einem medizinischen Beruf und als Magd auf einem nahegelegenen Bau-

ernhof, was auch die Nahrungsversorgung der beiden verbessert. Eine ähnliche Szene schildert Frau Hahn auch im Folgenden: Mutter und Tochter sind erneut umgezogen und wohnen neben einer Hebamme in einem kleinen Häuschen mit „einem schönen Garten mit Katzen und Katzenjungen". Um im Winter heizen zu können, gehen die Mutter und eine Freundin nachts in den nahegelegen Wald, um kleine Tannen zu fällen und so an Brennholz zu kommen. Vom Förster wird das, so glaubt Frau Hahn, geduldet und übersehen.

> *Und in einer dieser Nächte bin ich wohl aufgewacht und aus der Wohnung auf die Suche nach meiner Mutter gegangen im Nachthemd im Winter, und ich bin spazieren gewesen im Wald. Ich wusste ja, wo sie ist, hab gebrüllt, und irgendwo hat sie mich gehört, und von da an wurde ich immer von der Schwester ihrer Freundin betreut, wenn die Frauen in den Wald mussten, war also immer jemand dann da. (...) Sie hat schon immer versucht, mich wohin zu geben, wo man mich bewahren konnte.*

Auch in dieser Schilderung werden Momente von Einsamkeit und Angst bei dem alleingelassenen Mädchen deutlich. Aber auch hier gibt es eine Umwelt, die auf die Angst des Mädchens reagiert. So versuche die Mutter, das Kind nach Möglichkeit „zu bewahren".

In den Erinnerungen von Frau Hahn fällt auf, dass sie ihre Umgebung neben dem bedrohlichen Außen des Krieges, dem Hunger und dem „Auf-sich-allein-gestellt-Sein", auch als haltend und schützend erlebt. Die Mutter, aber auch die Großeltern und die Nachbarn sind darum bemüht zu helfen. Auch erlebt sie die eigene Initiative und die der Mutter als erfolgreich; sie erlebt sich und die anderen als Menschen, die etwas bewirken können – im anderen und in der Umwelt. In ähnlicher Weise erweckt dieses Erzählen auch in der Interviewerin das Bild eines guten Zusammenlebens in der Familie.

Jahrzehnte später aktualisiert eine Begebenheit während des ersten Golfkrieges, als eine Anti-Kriegs-Demonstration mit Fackeln durch die Straße an ihrer Wohnung vorbeizieht, das Erleben der Bedrohung ihrer Kindheit im Krieg. Frau Hahn reagiert darauf mit einer somatischen, körperlichen Reaktion, deren quälende Symptome im Laufe der nächsten Wochen durch medizinische Hilfe wieder abklingen. Hier erlebt Frau Hahn eine Wiederholung der damaligen Hilflosigkeit, einen traumatischen Einbruch in ihr sonst als stabil geschildertes Leben, der an den regressiven Zustand der Sprachlosigkeit in Folge des traumatischen Erlebnisses in der frühen Kindheit erinnert. Hierin finden sowohl die Ängste und die Überforderung des damaligen Kindes ihren Ausdruck, als auch die von Frau Hahn als Resilienzfaktor erlebte Fähigkeit der Umwelt, schlimme Ängste zu mildern. Im Fragebogenteil und im klinischen Interview zeigt Frau Hahn, obwohl sie diese Szene der traumatischen Reaktualisierung angibt, keine Auffälligkeiten im Sinne des klinischen Diagnoseverfahrens. Sie beschreibt sich als selbstwirksam und kompetent in ihrer Fähigkeit, Gefühle wahrzunehmen und zu kommunizieren. Ihre interpersonalen Beziehungen schildert sie als weitgehend unproblematisch und befriedigend. Ihre Symptombelastung insgesamt ist unterdurchschnittlich gering.

Schlussbetrachtung

In den Biographien von Frau Kirchner und Frau Hahn zeigen sich viele Parallelen: Beide sind 1938 geboren, Einzelkinder, haben Bombardierungen und Evakuierung, die Abwesenheit des Vaters erlebt, und beide hatten überlastete Mütter. In den Erzählungen der Interviews zeigen sich aber die zentralen Unterschiede: Während Frau Kirchner zu Beginn ein sehr idealisiertes Bild ihrer Kindheit zeichnet und sich immer stärker der nicht ausgetragene, aber sehr belastende Konflikt mit ihrer Mutter, die Enttäuschung über den Vater herauskristallisiert und dies die positiven Erinnerungen stark relativiert, erzählt Frau Hahn von dem wiederholt erlebten Schutz, den sie auch in schwierigsten Zeiten erfahren hat, ohne aber ihre Kindheit zu idealisieren. Ambivalenzen können erzählt und ausgehalten werden, ebenso schlimme Erlebnisse. In ihren Erzählungen gibt es keine starken Brüche, keine Verwirrungen und „Verirrungen", im Gegensatz zu denen von Frau Kirchner.

Bis heute fällt es Frau Kirchner sichtlich schwer, ihrer Verletztheit in Bezug auf die Mutter bewusst Raum zu geben, ohne gleich darauf Schuldgefühle zu empfinden und sich sofort um eine „Wiedergutmachung" zu bemühen. Die Ambivalenz ihrer Mutter gegenüber scheint sich aus zwei unterschiedlichen Verarbeitungsebenen zu ergeben: Auf der affektiven Ebene empfindet sie die Verletzungen, die wiederum stark mit Schuldgefühlen verbunden sind und wenig bearbeitet scheinen. Auf der rationalen Ebene erkennt sie über die Identifizierung mit der Mutter an, was diese geleistet habe. Es scheint ihr unmöglich, dies nebeneinander stehen lassen zu können. Durch die spätere einseitige Anerkennung der Leistungen der Mutter ist eine „Versöhnung" mit ihr scheinbar möglich, nicht aber bei gleichzeitiger Anerkennung des Leides ihrer Tochter. So kommt es weder zu einer intensiven Nähe noch schafft es Frau Kirchner, sich von ihrer Mutter zu lösen. Die Deckerinnerung der „paradiesischen" Kindheit im zauberhaften Garten, die nicht nur zu Beginn, sondern immer wieder im Interview erzählt wird, hinterlässt zunächst das Bild einer glücklichen Kindheit, welches im Verlauf des Interviews nach und nach immer größere Risse bekommt, durch die negative Erinnerungen dringen. Frau Kirchner kam zu uns, um über ihre Kriegserlebnisse zu sprechen. Letztendlich nehmen diese aber nur einen geringen Teil des Interviews ein, und die Beziehungen in der Familie dominieren schließlich das Interview, ohne dass dies von Frau Kirchner so „geplant" gewesen war.

Als „Kriegskind" fand sie den Weg zum Projekt und damit eine Möglichkeit, über ihr Leid zu sprechen. Die Dynamik des Interviews und die Unstrukturiertheit ihrer Erzählungen lassen darauf schließen, dass diese negativen Erinnerungen weitgehend verdrängt waren und im Moment des Erzählens einen vorhandenen innerpsychischen Konflikt abbilden. Ihre bisherige Kindheitsgeschichte erfährt während des Interviews eine Umstrukturierung, konflikthafte Erinnerungen werden zumindest im Sinne von Versprachlichung in die Erzählung integriert. Damit entfalten sie eine neue Wirksamkeit, wobei auch die Reaktion der Interviewerin eine Rolle spielt, bestätigt sie immer wieder die Legitimität des Leids und der Wut.

Sowohl bei Frau Kirchner als auch bei anderen Interviewten fällt auf, dass im Interview zunächst von einer harmonischen Kindheit berichtet wird, bis gegen Ende des Interviews ein unangenehmes bis schreckliches Erlebnis nach dem anderen erzählt wird. Man kann sogar von einer Steigerung in der Dramatik der erzählten Ereignisse

sprechen, wobei das emotional Belastendste am Ende der Reihe steht. In den Interviews kommt es zu einer Art Kettenreaktion von negativen Erinnerungen, wobei die schmerzhafteste Erinnerung nur am Ende einer solchen Kette stehen kann, ist doch die Diskrepanz zu den vorherigen Beschreibungen der familiären Harmonie zu groß. Die Kriegserlebnisse stehen meist am Anfang dieser Reihen bzw. im ersten Teil des Interviews.

Durch die Interviews konnte der Zusammenhang zwischen Kriegserlebnissen und Beziehungserfahrungen genauer beleuchtet werden. In den Erzählungen fungieren Erinnerungen an Bombennächte oder andere Kriegshandlungen häufig als Deckerinnerungen, als stellvertretende Erinnerungen für das eigentlich Schmerzhafte: Es lässt sich leichter über den Krieg sprechen, d.h. über ein äußeres Ereignis, als über das Grauen in der Familie. In den Interviews wird durch die Deckerinnerungen hindurch eine stufenweise Annäherung an das „eigentlich" Schreckliche, die schmerzlichen Beziehungserfahrungen, geleistet. Denn es ist psychisch nur schwer erträglich, das Bild der guten und geliebten Eltern zusammenzubringen mit Erinnerungen an Begebenheiten, in denen man sich durch sie bedroht, verletzt oder verraten fühlte. Diese Szenen werden zugunsten des Bildes der guten Eltern, der heilen Kinderwelt und um des harmonischen Verhältnisses Willen vom Bewusstsein ferngehalten, kommen aber im Interview letztendlich hervor.

Eine Identität als Kriegskind wirkt dahingehend entlastend, dass sich weder mit der Vergangenheit der Eltern und einer möglichen Täterschaft noch mit der eigenen Identifizierung mit Teilen der NS-Ideologie und mit den negativen Beziehungserfahrungen in der Familie bewusst auseinandergesetzt werden muss, sondern die Gründe des Leids im äußeren Faktor des Krieges gefunden werden können. Allerdings geschieht dies auf Kosten der Anerkennung eigener Verletztheit, Enttäuschung und Leiden, was eine lebenslange psychische Belastung darstellt. Daher müssen neben den Kriegserlebnissen auch diese Erinnerungen erzählt werden und dadurch einer Anerkennung zugänglich gemacht werden.

Anhand der Interviews können wir zeigen (Quindeau et al., in Vorbereitung), dass Kinder, die in einer beschützenden, liebevollen Umgebung aufgewachsen sind, den Krieg als weniger bedrohlich wahrnahmen, besser damit umgehen konnten und bis in die Gegenwart hinein weniger Probleme mit den Kriegserinnerungen haben. So kann schließlich veranschaulicht werden, wie der durch den Krieg entstandene Schrecken sich mit dem Verhalten der Eltern und der Beziehungsdynamik verbindet und unter Umständen erst unter dieser Bedingung zu dem Trauma wird, von dem derzeit so viel berichtet wird. Auch wenn wir aus heutiger Sicht andere Gründe für das damalige Handeln der Eltern finden können (Überforderung und Stress in der Kriegssituation), so schlägt sich das damalige Erleben des Kindes doch in der weiteren Entwicklung und Lebensgestaltung nieder. Hinzu kommt die ebenfalls problematische Tatsache, dass die meisten nie mit ihren Eltern über diese belastenden Situationen und ihre Verwicklung ins NS-System sprechen konnten, dass in den Familien das Schweigen einen großen Raum einnahm.

Die besonderen Belastungen dieser Generation können nur verstanden werden, wenn man die äußere Bedrohung durch den Krieg und die problematischen familiären Beziehungserfahrungen in ihrem Zusammenwirken, wenn die Erlebnisse also in ihrem spezifischen sozio-historischen Kontext betrachtet werden. So kann dem Prozess

der beschriebenen Spaltung im Kriegskinderdiskurs sowohl auf der individuellen als auch auf der forschungspraktischen Ebene entgegengewirkt werden.

LITERATUR

Antonovsky, Aaron (1987): Unraveling the Mystery of Health. How People Manage Stress and Stay Well, San Francisco.

Assmann, Aleida (1998): Stabilisatoren der Erinnerung. Affekt, Symbol, Trauma, in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein, Frankfurt a M., 131-152.

Assmann, Aleida (2007): Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Bonn.

Assmann, Aleida und Jan Assmann (1990): Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns, in: Jan Assmann und Dietrich Harth (Hg.), Kultur und Konflikt, Frankfurt a.M., 11-48.

Bar-On, Dan und Christoph J. Schmidt (1993): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern, Frankfurt a. M.

Bauer, Andrea (2009): Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg und heutige psychosomatische Belastung durch posttraumatische und komorbide Symptome. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München, München.

Benzing, Richard (1941): Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten (Schriftenreihe des NSV, Bd. 1), Berlin.

Berger, Manfred (1986): Vorschulerziehung im Nationalsozialismus. Recherchen zur Situation des Kindergartenwesens 1933-1945, Weinheim/Basel.

Berger, Manfred. (2005): Heil Hitler Dir! Du bist und bleibst der beste Freund von mir. Zur Kindergartenpädagogik im Nazi-Deutschland (1933-1945). Unter besonderer Berücksichtigung der Fachzeitschrift Kindergarten (1933-1942), http://www.kindergarten-paedagogik.de/1258.html, Zugriff am 18.11.2007.

Bergmann, Martin S., Milton E. Jucovy und Judith S. Kestenberg (Hg.) (1995): Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust, Frankfurt a.M.

Bode, Sabine (2004): Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Stuttgart.

Bohleber, Werner (1990): Das Fortwirken des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation nach Auschwitz, in: Babylon 4, Heft 7, 70-84.

Bohleber, Werner (1997): Die Konstruktion imaginärer Gemeinschaften und das Bild von den Juden. Unbewußte Determinanten des Antisemitismus in Deutschland. Psyche 51, Heft 6, 570-605.

Bohleber, Werner (1998): Transgenerationelles Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewusstsein, in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein, Frankfurt a. M. 1998, 256-274.

Brockhaus, Gudrun (2010): Kontroversen um die ‚Kriegskindheit', in: Forum der Psychoanalyse 26, 313-324.

Brumlik, Micha (2005): Wer Sturm sät. Die Vertreibung der Deutschen, Berlin.

Chamberlain, Sigrid (2010): Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsbücher, Gießen.

Decker, Oliver und Elmar Brähler (2006): Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945, in: Hartmut Radebold, Gereon Heuft und Insa Fooken (Hg.): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen aus psychohistorischer Perspektive, Weinheim/München, 119-138.

Dill, Ludwig (2010): Lebenserinnerungen. Kommentiert von Matthias Hamann, Dachau.

Eckstaedt, Anita (1989): Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation'. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen, Frankfurt am Main.

Eickhoff, Friedrich-Wilhelm (1986): Identification and its Vicissitudes in the Context of the Nazi Phenomenon, in: International Journal of Psycho-Analysis 67, 33-44.
Fahrenberg, Jochen, Michael Myrtek, Jörg Schumacher und Elmar Brähler (2000): Fragebogen zur Lebenszufriedenheit. FLZ, Göttingen u. a.
Fest, Joachim (2002): Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Berlin.
Franke, Gabriele Helga (2002): SCL-90-R. Symptom-Checkliste von L. R. Derogatis. Deutsche Version (2. Aufl.), Göttingen.
Frei, Norbert (2005): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München.
Freud, Anna und Dorothy T. Burlingham (1943): War and children, New York.
Freud, Anna und Sophie Dann (1951): An Experiment in Group Upbringing, in: Psychoanalytic Study of the Child 6, 127-168.
Freud, Sigmund (1899a): Über Deckerinnerungen (Gesammelte Werke, Bd. 1), Frankfurt a. M.
Glaesmer, Heide und Elmar Brähler (2011): Die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Bevölkerung: Epidemiologische Befunde und deren klinische Bedeutung, in: Psychotherapeutenjournal 4, 346-353.
Glaesmer, Heide, Thomas Gunzelmann, Elmar Braehler, Simon Forstmeier and Andreas Maercker (2010): Traumatic experiences and post-traumatic stress disorder among elderly Germans: results of a representative population-based survey, in: International Psychogeriatrics 22, 661-670.
Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern u. a.
Grünberg, Kurt und Jürgen Straub (Hg.). (2001): Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern, Tübingen.
Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.) (2010): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart.
Haarer, Johanna (1936): Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, München.
Haarer, Johanna (1938): Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, München/Berlin.
Haarer, Johanna (1940): Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, München.
Halbwachs, Maurice ([1]1925/1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt a.M.
Horowitz, Leonard M., Bernhard Strauß und Hans Kordy (2000): Inventar zur Erfassung Interpersoneller Probleme. Deutsche Version (IIP-D), Weinheim.
Kandel, Eric R. und Hainer Kober (2006): Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes (2. Aufl.), München.
Keim, Wolfgang (1995): Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung (Erziehung unter der Nazi-Diktatur, Bd. 1), Darmstadt.
Klundt, Michael und Samuel Salzborn (2003): Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert, Gießen.
Kötscher, Dagmar (2012): Verdeckte Spuren deutscher Geschichte – verdeckende Psychoanalyse, in: Forum der Psychoanalyse 28.
Konrad, Franz-Michael (2004): Der Kindergarten. Seine Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart, Freiburg.
Krause, Rainer (2010): Facetten eines „deutschen" Gegenübertragungsproblems, in: Forum Psychoanalyse (online-Publikation).
Kupfer, Jörg, Burkhard Brosig und Elmar Brähler (2001): Toronto-Alexithymie-Skala 26. TAS-26. Deutsche Version, Göttingen u. a.
Kuwert, Philipp, Carsten Spitzer, Anna Träder, Harald J. Freyberger und Michael Ermann (2007): Posttraumatische Belastungssymptome als Spätfolge von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg, in: Psychotherapeut 52, Heft 3, 212-217.
Kühner, Angela (2007): Kollektive Traumata. Konzepte, Argumente, Perspektiven, Gießen.

Lamparter, Ulrich (2006): Was können und was müssen wir für Betroffene heute (therapeutisch) tun? (Beiträge aus der Podiumsdiskussion). Aus der Sicht der Psychosomatik, in: Hartmut Radebold, Gereon Heuft und Insa Fooken (Hg.), Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive, Weinheim, 201-208.

Lamparter, Ulrich, Christa Holstein, Linde Apel, Malte Thießen, Dorothee Wierling, Birgit Möller und Silke Wiegand-Grefe (2010): Die familiäre Weitergabe von Kriegserfahrungen als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin 8, Heft 1, 9-23.

Leuzinger-Bohleber, Marianne und Ulrich Stuhr (Hg.) (1997): Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung, Gießen.

Lohl, Jan (2011): Das psychische Erbe des Nationalsozialismus. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Generationenforschung, in: Markus Brunner, Jan Lohl, Sebastian Winter und Rolf Pohl (Hg.): Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen, Gießen, 195-226.

Marks, Stephan (2011): Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus, Düsseldorf.

Mead, George Herbert (1969): Die Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie, Frankfurt a.M.

Moser, Tilmann (1996): Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie, Frankfurt a.M.

Müller-Hohagen, Jürgen (1005): Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung. München.

Müller-Hohagen, Jürgen (1994): Geschichte in uns, München.

Quindeau, Ilka (1995): Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust, Frankfurt a M.

Quindeau, Ilka (2004): Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse, Paderborn/München.

Radebold, Hartmut (Hg.) (2003): Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen, Gießen.

Radebold, Hartmut, Gereon Heuft und Insa Fooken (Hg.) (2006): Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive, Weinheim/München.

Reddemann, Luise (Hg.) (2004): Psychotherapie der dissoziativen Störungen. Krankheitsmodelle und Therapiepraxis – störungsspezifisch und schulenübergreifend, Stuttgart/New York.

Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Gießen.

Rüsen, Jörn und Jürgen Straub (Hg.) (1998): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein, Frankfurt a.M.

Schneider, Christian, Cordelia Stillke und Bernd Leineweber (1996): Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus, Hamburg.

Schleißinger, Alexander: Der Kindergarten und die Nationalsozialisten – Auswirkungen der NS-Ideologie auf die öffentliche Kleinkindbetreuung in den Jahren 1933-1945. Kindergartenpädagogik. Online-Handbuch. http://www.kindergartenpaedagogik.de/1735.html

Schlesinger-Kipp, Gertraud (2003): Psychoanalytische Behandlungen von Kriegs„kindern". Ergebnisse der Katamnesestudie, in: psychosozial 92, 23-32.

Scholtz, Harald (1985): Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz, Göttingen.

Scholtz, Harald (2009): Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz (Neuausgabe), Göttingen.

Schulz, Hermann, Hartmut Radebold und Jürgen Reulecke (2004): Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration, Berlin.

Schulz-Hageleit, Peter (2009): Kriegsgeschehen und NS-Kindheit. Psychohistorische Überlegungen zur Verflechtungen und Entflechtung von zwei Erfahrungssträngen (Paper auf dem Jahrestreffen WWII-Kindheiten in Hofgeismar vorgestellt).
Schulz-Hageleit, Peter (2012): Geschichtsbewusstsein und Psychoanalyse, Freiburg i B.
Senfft, Alexandra (2012): Die Täter sind immer die Anderen, in: Psychoanalyse 1, Heft 28, 137-143.
Stargardt, Nicolas (2006): „Maikäfer flieg!". Hitlers Krieg und die Kinder, München.
Straub, Jürgen (1989): Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg.
Warburg, Aby (1932): Gesammelte Schriften, Leipzig/Berlin.
Westernhagen, Dörte von (1987): Die Kinder der Täter, München.

Zu Erzählmustern in lebensgeschichtlichen Interviews mit Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern

Knud Andresen

Einleitung

Jürgen Kocka hat kürzlich hervorgehoben, dass die Arbeiterbewegung kein „spektakuläres Thema des öffentlichen Erinnerungsbetriebs und der kollektiven Phantasien" mehr sei, sondern weitgehend „pflichtschuldig" abgehandelt werde. Dafür machte er vor allem zwei Faktoren verantwortlich: Der gegenwärtige Erinnerungsdiskurs sei vor allem ein „Opferdiskurs", bei dem die Frage nach der Zukunft nicht mehr im Vordergrund stehe. Als zweites seien die „Reste der Arbeiterbewegung" nur wenig „Aufsehen erregend": Die „Arbeiterbewegung ist nicht verschwunden, aber sie ist eingemeindet, normalisiert worden. Man sollte dies nicht nur als Verlust begreifen" (Kocka 2011, 58 und 60).

Diesem Befund mag man kaum widersprechen, und dennoch stellt sich die Frage, wie Akteure der Arbeiterbewegung diesen Prozess erlebt haben und wie sie heute darüber sprechen. Dabei rücken die Gewerkschaften in den Blick, die in unterschiedlichen Ausprägungen die „Reste der Arbeiterbewegung" repräsentieren – sei es in eigenen historischen Bezügen, der Mitgliedschaft oder in Debatten um Prekariat und Mindestlohn. Die Gewerkschaften als Interessenvertretung der abhängig Beschäftigten sind in der bundesdeutschen Gesellschaft etabliert, ungeachtet mancher Attacken auf die „Dinosaurier der Industriegesellschaft" oder angeblich unbewegliche Besitzstandswahrer (vgl. Schnabel 2009).

Gerade weil Gewerkschaften einen festen Platz in der bundesdeutschen Gesellschaft haben, ist es ertragreich, nach Erinnerungen ihrer Akteure zu fragen. Die Geschichte der Bundesrepublik ist in ihrer Gänze, bei allen politischen und kulturellen Irritationen, Verunsicherungen und Herausforderungen, von einer tiefen „Zivilität" geprägt, die durch politische Stabilität und ökonomische Prosperität gekennzeichnet ist (vgl. Schildt 2002). Dazu haben die Gewerkschaften einen nicht unerheblichen Teil beigetragen. Die Diskussion um die „Krise der Gewerkschaften" seit den 1990er Jahren greift strukturelle und soziale Verschiebungen in den Arbeitswelten auf, die für die aus der Industriegesellschaft stammenden Organisationen vielfältige Probleme hervorrufen. Zugleich wird oft übersehen, dass aufgrund der verrechtlichten Struktur der Arbeitsbeziehungen in Deutschland auf der betrieblichen und lokalen Ebene gewerkschaftliche Akteure weiterhin einflussreiche Funktionen ausüben, gleichwohl mit starken regionalen und sektoralen Unterschieden.[1] Lebensgeschichtliche Befragungen

1 Diese Spannbreite wurde mit der Metapher der drei gewerkschaftlichen Welten beschrieben, die zwischen der gewerkschaftlichen ersten Welt der Großbetriebe mit hohem Organisationsgrad über die

 © Verlag Barbara Budrich

lokaler Akteure ermöglichen, Erinnerungen innerhalb eines spezifischen Organisationsmilieus zu konturieren. Sind die Erinnerungen von besonderen Erzählmustern geprägt? Welche narrativen Strategien prägen ihre Erzählungen? Welche Auswirkungen haben die Wandlungen der Arbeitswelten für die Erinnerungen, und stehen diese noch in Verbindung mit der Emanzipations- und Aufstiegsgeschichte der Arbeiterbewegung?

In einem an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg angesiedelten, von der Hans-Böckler-Stiftung finanzierten Projekt werden lebensgeschichtliche Interviews mit lokalen gewerkschaftlichen Akteuren geführt. Sie stammen aus drei Regionen, die spezifische Merkmale aufweisen: Hamburg als größere Stadt sowie Leer und Bruchsal als kleinstädtisch-ländliche Regionen, die regionale Unterschiede gewerkschaftlicher Einflüsse aufweisen.[2] Die Interviewten sind als lokale Akteure gegenüber Spitzenfunktionären durch stärkere Bindungen an die regionalen Lebenswelten gekennzeichnet. Auch die Umsetzung gewerkschaftlicher Zielvorstellungen in alltägliche Praktiken ist eher bei lokalen Akteuren zu finden. Dabei zielt die zentrale Frage des Projektes nicht auf die Rekonstruktion von Ereignissen oder auf eine Organisationsgeschichte, sondern auf die narrativen Strategien lokaler gewerkschaftlicher Akteure. Welche Erzählmuster prägen ihre Darstellungen? Lassen sich hierbei Elemente erkennen, die als typisch für Erzählungen lokaler Gewerkschafter zu verstehen sind?

Um hierfür eine breite Streuung zu erreichen, wurde die Auswahl nicht auf einzelne Gewerkschaften oder Funktionsgruppen beschränkt. Für die Auswahl der Interviewpartner gab es zwei Kriterien: eine Funktionsausübung als Betriebsrat oder hauptamtlicher Funktionär in bzw. seit den 1970er Jahren sowie eine Verbindung zu einer der drei ausgewählten Regionen. Der Kontakt wurde über örtliche gewerkschaftliche Büros hergestellt. Die Gruppe der 15 Interviewten ist daher von einer noch bestehenden Bindung an die Gewerkschaften geprägt. Ein Teil ist bis heute aktiv in der gewerkschaftlichen Seniorenarbeit, deren Bedeutung seit den 1990er Jahren gewachsen ist. Diese Auswahl bedeutet auch, dass lokale Akteure, die heute keinen Kontakt mehr zu den Gewerkschaften haben, nicht mit erfasst wurden. Zwei Personen wurden über private Kontakte ermittelt, deren Biographien kritische Einstellungen gegenüber Gewerkschaften erwarten ließen.[3]

Die Gruppe der interviewten Betriebsräte und hauptamtlich Beschäftigten der Gewerkschaften wird im Folgenden als „gewerkschaftliche Repräsentanten" bezeichnet. Der Begriff Funktionäre bezieht sich zum einen auf alle Personen, die Funktionen in den Gewerkschaften ausüben. Diese reichen von Vertrauensleuten im Betrieb bis zum Vorsitzenden einer Gewerkschaft. Zum anderen, und dies ist die geläufigere Verwendung, werden damit die hauptamtlichen politischen Sekretäre der Gewerkschaften

---

zweite Welt in mittleren Betrieben und im öffentlichen Dienst und schließlich den Betrieben ohne jede gewerkschaftliche Präsenz liegen (Schroeder/Weßels, 19). Diese Dreiteilung wurde auch anhand von Regionen in einem soziologischen Projekt untersucht (vgl. Geiling/Meise/Eversberg 2012).

2 Als Unterschiede sind zu nennen: Hamburg als Großstadt mit langen gewerkschaftlichen Traditionen und einem gewissen politischen Einfluss; der Landkreis Bruchsal sowie der Landkreis Leer, in denen die Gewerkschaften eher einen geringeren Einfluss auf die lokale Politik hatten. In beiden Landkreisen erfolgte die Zunahme von Gewerkschaftsmitgliedern erst seit den 1970er Jahren.

3 Es handelte sich um eine DGB-Funktionärin, die 1988 nach La Palma auswanderte, sowie einen Betriebsratsvorsitzenden, der von 1981 bis 1984 aus der IG Metall ausgeschlossen war.

bezeichnet. Diese Gruppe umfasste jedoch nur einige tausend Personen. Betriebsräte fallen nicht darunter. Sie werden von allen Beschäftigten in ihrem Betrieb gewählt und müssen keine Gewerkschaftsmitglieder sein. Da Betriebsräte jedoch ganz überwiegend – in der Bundesrepublik immer rund 80 Prozent – einer Gewerkschaft angehörten und in den lokalen Gewerkschaftsorganisationen eine einflussreiche Rolle hatten, werden sie gemeinhin als Vertreter der Gewerkschaften angesehen. Um die begriffliche Problematik einzufangen, wird im Text von gewerkschaftlichen Repräsentanten gesprochen, wenn die gesamte Gruppe der Befragten gemeint ist; der Begriff Funktionär wird nur für die Hauptamtlichen verwendet (vgl. Lauschke 2004, 222f. und Prott 2003, 225-228).

Als gewerkschaftliche Repräsentanten gehören die Interviewten zu einer Gruppe, deren soziale Position von zwei entgegengesetzten Merkmalen geprägt war. Als abhängig Beschäftigte mit meist einfacher schulischer Vorqualifikation waren ihre sozialen Aufstiegschancen eher gering; demgegenüber bildete die Übernahme von Funktionen den Aufstieg zu einer „Basiselite", da sie als Interessenvertreter Zugang zu betrieblichen oder lokalen Entscheidungsgremien hatten und in Wahlfunktionen Repräsentanten größerer Gruppen waren (zum Begriff vgl. Plato 1984, 9). In den Erzählungen könnte die Suche nach Anerkennung nachhallen, wie sie der Geschichte der Arbeiterbewegung als einer historisch marginalisierten Gruppe eigen war. Das Selbstverständnis, Teil einer sozialen Elite zu sein, resultiert möglicherweise weniger aus einer familiären Selbstverständlichkeit, sondern muss durch die eigene Arbeit legitimiert werden. Wird auch aus diesem Grund eine spezifische Sicht auf die Geschichte der Bundesrepublik erkennbar, die als „Erinnerungssubkultur" verstanden werden kann (Bergenthum 2006, 126; vgl. Niethammer 2001)? Spiegelt sich der „Abschied von der Proletarität" in den Biographien wider (Mooser 1983, 143)? Im vorliegenden Beitrag sollen erste Ergebnisse aus den lebensgeschichtlichen Interviews vorgestellt werden. Nach einem kurzen Rückblick auf die Rolle von Zeitzeugen in der jüngeren Gewerkschaftsgeschichte wird das soziale Profil der Befragten dargestellt und anschließend zwei prägnante Erzählmuster vor dem Hintergrund der Frage nach gemeinsamen Erzählmustern skizziert.

Gewerkschafter als Zeitzeugen

Die Hochzeit von gewerkschaftlichen Zeitzeugenbefragungen lag in den 1980er Jahren, während sie im gegenwärtigen „Erinnerungsboom" mit der medialen Dauerpräsenz von Zeitzeugen kaum noch eine Rolle spielen (Vgl. Sabrow/Frei 2012) Das frühere Interesse war Ausdruck der Hochphase wissenschaftlicher wie auch populärer Beschäftigung mit gewerkschaftlicher Geschichte, die Ende der 1970er einsetzte und bis in die frühen 1990er reichte. Die Alltagsgeschichte etablierte sich in dieser Zeit gerade in der Suche nach der subjektiven Sicht der „einfachen Leuten" – meist waren damit Arbeiterinnen und Arbeiter gemeint – auf die Geschichte. Dabei waren es nicht allein die außeruniversitären Geschichtswerkstätten, die sich der Oral History als wichtigem Instrument für die Alltagsgeschichte zuwandten, sondern auch die Gewerkschaften. In diesem Zeitraum erschienen fast 200 Publikationen, die sich mit lokaler Gewerkschaftsgeschichte befassten.[4] Mal von engagierten Gewerkschaftern,

4 Eigene Recherchen in der Bibliothek des Archivs der Sozialen Demokratie, Bonn, sowie der Zentralbücherei der IG Metall in Frankfurt am Main.

mal von gewerkschaftsnahen Historikern bearbeitet, changierte der Charakter zwischen Jubiläumsschriften, voluminösen Quelleneditionen oder monographischen Darstellungen. Gemeinsam war den Publikationen, dass eine Emanzipationsgeschichte der Arbeiterschaft, eingebunden in den lokalen Raum, erzählt wurde. In diesem Zusammenhang wurden auch vermehrt ältere Gewerkschafter interviewt. Manche Publikationen waren um die Interviews zentriert, (vgl. DGB-Landesbezirk Hessen, Abteilung Frauen 1987; Haus der Gewerkschaftsjugend 1986; Baroth/Schuster 1996, Eckhardt 2003), andere nutzen die Aussagen von Zeitzeugen, um sie in darstellende Werke einzuflechten (vgl. IG Metall Bremen 1991). Die Rolle des gewerkschaftlichen Zeitzeugen bestand vor allem in der historischen Legitimation des gewerkschaftlichen Handelns in der Gegenwart. Manchmal wurden die Interviews genutzt, um verschiedene Perspektiven bei lokalen Konflikten zu illustrieren (IG Metall Bremen 1991, 114). Lutz Niethammer ironisierte den idealisierten Blick auf die ‚Geschichte von unten' schon zeitgenössisch: „Natürlich gibt's auch von unten keine Instant history – so als ob man einem alten Mann nur das Mikro hinzuhalten brauchte und dann spräche aus dem roten Großvater der Weltgeist selbst" (Ein kräftiger Schub 1983, 42).

Es waren Suchbewegungen, die langfristig die Oral History etablierten. Im gewerkschaftlichen Kontext blieb aber auch nach der Idealisierungsphase von Interviews als Schlüssel für die Rekonstruktion von Alltagsgeschichte ein gewisser funktionaler Zugang verbreitet. Mit Interviews sollte die betriebliche oder gewerkschaftliche Vergangenheit rekonstruiert werden. (Vgl. Schroeder 1990; Hindrichs u.a. 2000). Kennzeichen der meisten im gewerkschaftlichen Umfeld entstandenen Arbeiten war daher eine geringe Distanz zu gewerkschaftlichen Akteuren und Politikfeldern. Dabei dominierten in der Binnen- wie in der Außenperspektive zwei Deutungen: Innerhalb der Organisation gab es Konflikte, aber diese waren dem gemeinsamen Ziel verpflichtet, bessere Arbeits- und Lebensbedingungen für abhängig Beschäftigte zu erreichen; in der Außenperspektive wurde das einheitliche und solidarische Handeln gegenüber Arbeitgebern und anderen Konfliktpartnern betont. Solche Erzählungen wurden selten kritisch bewertet hinsichtlich der Umstände ihrer Entstehung und des Erzählkontextes, ja die Nähe war meist ausdrücklich erwünscht. Der einvernehmliche Umgang und die Rücksprache mit den Interviewten wurden betont (Hindrichs u.a. 2000, 10; Schroeder 1990, 9). Die nachträgliche Bearbeitung von Interviews birgt jedoch die Gefahr, dass die Interviewten ihre Erzählungen neu formulieren. Aus methodischer Sicht ist bereits das erste Interview eine selbstgeschaffene Quelle und sollte – zumindest für die Auswertung – nicht redigiert werden (vgl. Wierling 2003, 144).

Die Anfänge der bundesdeutschen Oral-History standen in Verbindung mit Gewerkschaften und Fragen nach der Arbeiterschaft. [5] Insbesondere der von Alexander von Plato verfasste Band *Der Verlierer geht nicht leer aus*, der im Rahmen des Projektes „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960" entstand, dokumentiert dies. Plato interviewte 25 Betriebsräten der Jahrgänge 1899 bis 1930 lebensgeschichtlich, um das Arbeiterbewusstsein der Nachkriegszeit zu erkunden. Er reflektierte Erzählmuster und Auffälligkeiten und wies darauf hin, dass die meisten Interviewten sich ihrer Bedeutung als Personen mit Einfluss sehr wohl bewusst waren

5 So gab es im Februar 1979 ein Treffen von Wissenschaftlern mit ‚Veteranen' der Gewerkschaftsbewegung. Dabei zeigte sich, dass lebensgeschichtliche Erzählungen ertragreicher sind als die Abarbeitung vorbereiteter Fragen. Zu den Wissenschaftlern an diesem Workshop gehörten u.a. Lutz Niethammer, Dorothee Wierling, Ulrich Borsdorf und Detlef Peukert (Vgl. Borsdorf 1979).

(Plato 1984, 9). Dies, so kann vorweggenommen werden, ist auch Kennzeichnen der jetzt durchgeführten Interviews, gleichwohl es sich um spätere Geburtsjahrgänge handelt. Mit dem hier vorgestellten Projekt sollen der Erzählkontext und spezifische Erzählmuster skizziert werden, die die lebensgeschichtlichen Interviews prägen.

2. Sozialprofil und biographische Verläufe

Tabelle 1: Daten zu den 15 Interviewten

Geburtsjahre	1929-1948
Funktion	10 Betriebsräte, 5 Hauptamtliche
Geschlecht	12 Männer, 3 Frauen
Herkunft	14 deutsch (davon 7 mit Ortswechsel), 1 nicht-deutsch
Stand bei Funktionsübernahme	8 Arbeiterinnen und Arbeiter, 7 Angestellte

Welche sozialen und beruflichen Merkmale weisen die Interviewten auf? Fünf Personen waren hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre, davon zwei beim DGB und drei bei der IG Metall. Zehn Personen waren Betriebs- oder Personalräte und dabei als Vorsitzende oder Stellvertreter tätig. Die Interviewpartner wurden zwischen 1957 und 1983 in ihre Funktionen gewählt bzw. in einem Fall eingesetzt, fünf davon bis Ende der 1960er Jahre, acht in den 1970er Jahre und zwei Anfang der 1980er Jahre. Bis auf zwei, die nach der Schließung ihres Betriebes keine Betriebsratsfunktion mehr übernahmen, sondern in höheren Angestelltenpositionen tätig waren, und einer DGB-Sekretärin, die aus privaten Gründen ihre Tätigkeit aufgab, übten alle anderen bis zur Rente ihre Funktionen aus. Das Ende der Berufstätigkeit lag zwischen 1988 und 2008, wobei die Mehrzahl Vorruhestandsregelungen in Anspruch nahm.

Die Geburtsjahrgänge liegen zwischen 1929 und 1948, davon zwei Drittel nach 1940. Fünf Interviewpartner berichteten in der Eingangserzählung von Verfolgungen der Eltern oder Großeltern im Nationalsozialismus und einer daraus resultierenden nachhaltigen Prägung für sie. Nationalsozialistische Verstrickungen in der Familie wurden nur in zwei Interviews angedeutet, in den anderen Fällen blieb das Verhalten der Eltern im Nationalsozialismus – auch auf Nachfragen – undeutlich oder wurde als unpolitisch bezeichnet. Ein Beispiel für die Bindung einer Verfolgungserzählung an die eigene Erzählperspektive ist die Schilderung einer Betriebsrätin über das Schicksal ihres Vaters. Dieser sei als Sozialdemokrat in KZ-Haft gewesen, später aber an die Front gekommen und hätte in einem Kriegsgefangenenlager gemeinsam mit anderen Mitgefangenen den ehemaligen KZ-Kommandanten ermordet.

> *So. Und äh, in dem Lager haben sie dann diesen Kommandanten da wieder getroffen von diesem Gefangenenlager da aus Bielefeld. Und das erzähl ich Ihnen jetzt mal so, kann ja sowieso keiner mehr nachvollziehen. Und dort hat mein, äh, den haben sie erkannt, der hatte sich unter das Volk da ja gemischt, unter die einfachen Soldaten, und den haben sie nachts umgebracht. Mein Vater, der so'n ganz friedliebender Mensch war, das also konnte ich also als Jugendliche erst gar nicht verstehen. Das hat er mir aber mal erzählt. Und ich glaube ihm das auch, weil das hätte er, warum sollte er mir so was sonst er-*

> *zählen. Ich glaube, er wollte das so'n bisschen, äh, unter dem Gesichtspunkt, also man kann dann manchmal auch zu Taten neigen, die einem eigentlich gar nicht liegen, weil der Hass dann so stark wird. Er wollte das eigentlich in die Richtung: „Also entwickel ja nicht so einen Hass." So hat er mit mir gesprochen, ne. Und dann haben sie den umgebracht, also sie haben ihn dann aufgehängt, und dann sind sie aus dem Lager geflohen. Das ist ihnen gelungen mit drei Leuten. (Z13 Hiltrud Hertling, 75).*[6]

In dieser vom Inhalt her überraschenden Erzählung geht es im Kern um das Verhältnis zum Vater. Die 1944 geborene Frau Hertling trat als Jugendliche der illegalen KPD bei. Daraus resultierte ein schwieriges Verhältnis zu ihrem Vater, was von ihr im Interview öfter angesprochen wurde. Mit der Erzählung über den ermordeten KZ-Kommandanten und das damit verbundene Geheimnis spricht sie über die Nähe, die trotz aller Konflikte zwischen ihr und ihrem Vater bestand. Sie betont einmal, dass sie trotz Spannungen davon ausgeht, dass ihr Vater ihre KPD-Mitgliedschaft, die sich in der DKP bis 1988 fortsetzte, letztlich guthieß (Z13 Hiltrud Hertling, 66). In der zitierten Erzählpassage wird sie von ihm in ein Geheimnis eingeweiht, welches sie als Warnung versteht und zugleich skeptisch aufnimmt. Die Einflechtung „kann ja keiner mehr nachvollziehen" wirkt in zwei Richtungen. Einerseits drohen ihrem verstorbenen Vater keine Konsequenzen, andererseits konnte sie auch auf Nachfragen zu näheren Umständen der Verhaftung des Vaters, der Kriegsgefangenschaft oder späteren Entschädigungsverfahren keine Angaben machen.

Aufgrund des lebensgeschichtlichen Zuschnitts der Interviews zeigt sich, dass fünf Befragte in der Eingangssequenz von einem Widerstandsverhalten der Eltern im Nationalsozialismus berichten, was sie als wichtigen Einfluss auf ihr Leben darstellen. Da es Erzählungen von Nachgeborenen sind, ist es denkbar, dass das antifaschistische Grundverständnis der Gewerkschaften die Darstellungen mit beeinflusste. Auffällig ist zugleich, dass explizit politische Gegenerzählungen zu den Eltern nicht vorkommen, sondern nur in wenigen Fällen angedeutet werden. Wenn von politischen Aktivitäten der Eltern ausführlicher berichtet wird, was in sechs Interviews der Fall ist, so sind sie Angehörige der politischen Arbeiterbewegung. Ihre Haltung wird dann von den Kindern positiv fortgesetzt und manchmal radikalisiert, wie im zitierten Fall von Frau Hertling.

Zwei Drittel sind den Geburtsjahrgängen zuzurechnen, die als ‚68er-Generation' Eingang in die bundesdeutsche Geschichte gefunden haben. Auch wenn Gewerkschafter nicht gerade als Speerspitze dieser Entwicklung gelten, sind Einflüsse von Politisierung und Demokratisierung in den Gewerkschaften nach 1968 deutlich zu erkennen (vgl. Küsel 1978; Andresen 2010). Jedoch gibt es innerhalb der Gewerkschaften spezifische Formen im Umgang mit dieser Generationszuschreibung. Zum einen werden die ‚68er' als studentische Bewegung wahrgenommen, woraus eine inhaltliche Distanz resultiert. Zum anderen dominiert in den Gewerkschaften ein Diskurs, in dem Generationskonflikte als nachrangig gesehen werden, da alle abhängig Beschäftigten gleiche Interessen hätten (vgl. Andresen 2011).

6 Die Namen der Interviewten sind Pseudonyme, die Belegangaben beziehen sich auf das jeweilige Transkript im Projektarchiv. Die Zitate aus den Interviews sind in wörtlicher Transkription wiedergegeben; Auslassungen beziehen sich auf das zustimmende ‚Mh' des Interviewers, das aus Gründen der Lesbarkeit getilgt wurde.

Nur drei Personen bezeichneten sich explizit als Angehörige der 68er-Generation. Ein 1945 Geborener bezeichnete sich selbst als radikal, erzählte aber gleich darauf von der entradikalisierenden Wirkung seiner hauptamtlichen Arbeit ab 1969 (Z4 Walter Hollwege, 43). Einige bewerteten die Ereignisse um 1968 als Teil eines allgemeinen Demokratisierungsschubes, verbanden dies aber nicht mit persönlichen Erinnerungen. Vielmehr hob eine 1938 geborene Betriebsrätin ihre Verunsicherung über die heutige mediale Präsenz hervor. Auf die Frage, ob sie Auswirkungen bei ihrer Arbeit in Kindergärten erlebt habe, antwortete sie:

> *Ich bedauer das, dass mich das überhaupt nicht berührt hat, weil ich komm, ich sag mal von zu Hause her bin ich weder politisch noch gewerkschaftlich, äh, das war für uns zu Hause überhaupt kein Thema. Also, und von daher, ich sag mal '68, da hab ich mich wohl so am Anfang hier in Hamburg ziemlich in mein Berufsleben reingekniet, das ist so'n bisschen, äh lei-, zu meinem Bedauern heute an mir vor-, vorübergegangen. So von daher, ob das da 'ne Rolle gespielt hat, das weiß ich eigentlich gar nicht. Also für mich, ich hab so im Nachhinein, manchmal muss ich immer so überlegen, wenn man, heute gibt das ja die Rückblicke, dann denk ich immer, wo warst du, was hast du gemacht? (Z3 Henriette Huber, 43).*

In dieser Passage scheint die Unsicherheit auf, gegenüber der medialen Hegemonie von ‚1968' keine adäquate Erinnerung vorweisen zu können; dies führt die Interviewte auf ihr unpolitisches Elternhaus zurück. Es grenzte sich kein Interviewpartner direkt von ‚1968' ab, aber in zum Teil ausweichenden Antworten wurde deutlich, dass es im eigenen Erleben und Erinnern nur bei wenigen eine Rolle spielt.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, auf die Politisierung – im Sinne von politischen Aktivitäten und Engagement – hinzuweisen. Wie bei der eben zitierten Betriebsrätin wird von fünf anderen Interviewpartnern – alle Betriebsräte – erzählt, dass politisches Engagement vor ihrer Wahl zum Betriebsrat, also im Erwachsenenalter, keine prägende Rolle spielte. Demgegenüber stehen neun Personen, die bereits als Jugendliche politisch aktiv waren. Zu dieser Gruppe gehörten alle fünf Hauptamtlichen. Vier sind aus gewerkschaftlichen Funktionen im Betrieb zu der hauptamtlichen Arbeit gewechselt, eine DGB-Sekretärin kam über politisches Engagement in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit, die neben einem sozialpädagogischen Fachhochschulstudium ausgeübt wurde, zu ihrer Stelle als Gewerkschaftssekretärin. Die frühe Bindung an die Gewerkschaften ist ein typisches Karrieremerkmal von hauptamtlichen Funktionären (vgl. Prott 2002).

Bei allen Interviewten fällt auch eine hohe Kontinuität in der persönlichen Lebensführung auf. Dazu gehört eine geringe räumliche Mobilität: Sieben Interviewpartner lebten noch in der Umgegend ihres Geburtsortes, sieben sind als junge Erwachsene aus beruflichen Gründen umgezogen bzw. waren als Kinder von Umzügen der Eltern betroffen, verblieben danach aber in den Orten. Auch der interviewte Migrant, 1939 geboren, lebt seit 1961 – mit einer kurzen Unterbrechung – bis heute in seinem ersten bundesdeutschen Wohnort und betonte seine Zugehörigkeit zu der kleinen badischen Gemeinde. Diese räumliche Bindung wird durch die berufliche verstärkt: Bis auf zwei Personen, deren Betriebe schlossen, und einer DGB-Sekretärin, die aus persönlichen Gründen ihre Arbeit aufgab, waren alle anderen ihr Arbeitsleben hindurch – zum Teil

nach Wechseln in jungen Jahren – im selben Betrieb bzw. bei der Gewerkschaft tätig. Alle Interviewten hatten eine berufliche Ausbildung durchlaufen und arbeiteten kontinuierlich in ‚Normalarbeitsverhältnissen', teilweise mit berufsbegleitenden Weiterqualifizierungen. Auch die familiäre Kontinuität war hoch, nur in zwei Fällen sind Ehen geschieden worden.[7] Alle anderen lebten noch in erster Ehe mit Partnerinnen und Partnern zusammen, in zwei Fällen war der Ehepartner verstorben. Bis auf eine Frau hatten alle Kinder.

Die Gruppe der Befragten repräsentiert eine bundesdeutsche Generation, die einen sozialen Aufstieg von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart erlebte. Die materielle Not der Nachkriegszeit thematisieren fünf Interviewpartner über die beengten Wohnverhältnisse, fast alle erwähnen geringe Geldmittel der Eltern. Demgegenüber leben bis auf einen alle Interviewpartner – nach eigenen Angaben – heute in materiell abgesicherten Verhältnissen. Dabei ist die hohe berufliche Bindung ein Kennzeichen von gewerkschaftlichen Repräsentanten. Insbesondere für Betriebsräte bestehen erhebliche Schwierigkeiten, in den erlernten Beruf zurückzukehren; zum anderen verbindet sich die Wahlfunktion mit einer Repräsentanz für die Beschäftigten, mit der die Bindung an die Arbeitsstelle höher wurde.[8] Für hauptamtliche Funktionäre gilt allgemein eine hohe berufliche Bindung, aber in der Regel eine höhere räumliche Mobilität. Allerdings betraf dies von den Interviewten nur zwei Hauptamtliche, die durch Versetzungen ihren Wohnort wechseln mussten, dort aber jeweils verblieben. Die drei anderen hauptamtlichen Funktionäre blieben ihre gesamte aktive Zeit hindurch am selben Ort tätig und wohnen. Nur einer der Befragten wechselte zur Hauptverwaltung seiner Gewerkschaft, was sich aufgrund einer Erkrankung ergab. Für die anderen war die lokale hauptamtliche Funktion der Endpunkt der gewerkschaftlichen Berufskarriere, und soweit erkennbar strebte auch keiner von ihnen höher positionierte Tätigkeiten an. Insgesamt handelt es sich bei den Befragten um eine Gruppe, die zur Basiselite aufstieg und ihre Funktionen ganz überwiegend jahrzehntelang ausübte.

3. Erzählmuster gewerkschaftlicher Zeitzeugen

Als ein erstes Erzählmuster fällt bei der Durchsicht der Interviews auf, dass die eigene Position in der Regel als mächtig und einflussreich beschrieben wird und weniger eine gemeinsame Arbeit in den Vordergrund gestellt wird, was nach der Lektüre von lokalen gewerkschaftsgeschichtlichen Darstellungen zu erwarten gewesen wäre. Die eigene Machtposition wird auf unterschiedlichen Ebenen erzählt: Zum Teil wird explizit hervorgehoben, welcher Einfluss bei Entscheidungen im Betrieb oder auf kommunalpolitischer Ebene bestand. Vor allem aber wird die eigene Bedeutung über ‚Triumpherzählungen' vermittelt, meist beschrieben als eine dialogische Szene, in der ein Gesprächspartner – nicht der Erzähler des Dialogs – am Ende als Verlierer dasteht. Dieses Erzählmuster wird ausgeprägt über betriebliche Verhandlungspartner erzählt, aber auch bezogen auf Kollegen oder andere Gewerkschafter. Bereits von Plato hatte festgestellt, dass viele Betriebsräte ihre Erinnerungen „in einer dialogischen Situation" wiedergaben (von Plato 1984, 207). Es handelt sich dabei um eine

7 Die Scheidungsrate stieg in der Bundesrepublik Anfang der 1980er Jahre auf über dreißig Prozent, während sie in der Interviewgruppe bei 13 Prozent lag (Statistisches Jahrbuch 1987, 70).

8 Eine geringe lokale Mobilität bei Betriebsräten hatte bereits Plato beobachtet (Plato 1984, 185).

auf Pointe ausgerichtete Erzählung, in der durch die direkte Rede die Dramatik unterstrichen wird.

Als Beispiel dient die folgende Interviewpassage eines Betriebsratsvorsitzenden, der über die strategische Ausrichtung der Betriebsratsarbeit und sein Credo spricht, möglichst frühzeitig einzugreifen. Dann wechselt er unvermittelt zu einem persönlichen Erlebnis:

> *Und das war, jedenfalls von uns im Angestelltenbereich und auch mit Alfred Dietz immer wieder des Ziel, so früh wie möglich einzugreifen bevor ein Unglück passiert. Da gibt es sehr persönliche Dinge: Ähm, vor drei Jahren hab ich 'n Besuch in der Fabrik gemacht und auf dem Rausweg ist mir 'n ehemaliger Jugendvertreter in'n Weg gegangen: „Hallo, EF!" – „Hallo Dalibor, was ist?" – „Ach ich hab dich jetzt extra abgepasst. Ich muss unbedingt mit dir reden." – „Ja, was ist? Wie geht's dir denn?" – „Ach, mir geht's gut. Deswegen will ich ja mit dir reden. Du hast mich immer in der Jugendvertreterzeit mal zusammengeschissen." Ich sag, „Dalibor, das kann net sein. Ich hab niemanden-" – „Doch, du hast mich zusammengeschissen!" Der war inzwischen verheiratet und hatte Familie, zwei Kinder, und da sag ich „Dalibor, da stimmt was nicht. Ich hab dich nicht zusammengeschissen." – „Doch!" Dann hat er aber noch, der hat noch genau gewusst, was es war. Äh, und das war nicht zusammengeschissen, sondern ich hatte damals- Er hatte irgend'ne Forderung gestellt, und ich hab zu ihm nur ganz trocken gesagt, „Dalibor, du kannst diese Forderung hier nicht an die Firma stellen, sondern du musst dir zuerst überlegen, was kannst du selber tun, um das zu erreichen." – „So", sagt er, „und der Satz, der ging mir nach. Und nachdem du im Ruhestand warst, dann hab ich mich hingesetzt, hab den Kurs gemacht und den Kurs. Ich hab jetzt 'n Techniker als Abschluss, und ich bin nicht mehr in der Montage, ich bin jetzt in der Arbeitsvorbereitung (pocht laut auf den Tisch) und so was von high." Aber bei ihm als Jugendlichen kam der trockene Satz als Anschiss an. Aber das ist für mich so'n Beispiel zu einem frühen Zeitpunkt eingreifen, damit nix passiert. (Z7 Emil-Fritz Sander, 16).*

Es bleibt undeutlich, ob die ‚persönlichen Dinge' in dieser Erzählpassage den ehemaligen Jugendvertreter oder den Erzähler selbst betreffen. Der ehemalige Jugendvertreter hatte sich beruflich qualifiziert, eine Familie gegründet und in dieser dialogischen Szene das große Bedürfnis, seinem ehemaligen Betriebsrat dessen wichtigen Einfluss für seine Entwicklung geradezu aufzudrängen. Mit der erzählten Wirkung des Satzes, den der Erzähler selbst gar nicht mehr erinnert, unterstreicht er vor allem seine eigene Bedeutung gegenüber dem jungen Kollegen. Mit Szenen wie dieser unterstreicht die Mehrzahl der Interviewten den eigenen Einfluss und den Erfolg anderen gegenüber.

Dieses Erzählmuster existiert auch für Konflikte innerhalb der Gewerkschaften. Die meisten Interviewten schildern sich als selbstbewusst und durchsetzungsstark. Gleichwohl in gewerkschaftseigenen historischen Darstellungen meist die Geschlossenheit betont wird, zeigen die Erzählungen, dass Gewerkschaften in ihrer sozialen Praxis – wie alle Großorganisationen – von Machtkämpfen und Intrigen geprägt sind (als biographische Beispiele für die IG Metall vgl. Kempter 2003; Abelshauser 2009). Die Interviewten erzählen daher auch nicht subjektlos über die gemeinsame Arbeit,

sondern betonen ihren eigenen, bedeutenden Anteil an politischen Entwicklungen. Nur drei der Interviewten heben vor allem ihre ausgleichende Art hervor, die in der Betriebsratstätigkeit wie im persönlichen Leben besonders wichtig sei.

Eine Rolle in Triumpherzählungen spielen Autoritäten aus Betrieben oder Gewerkschaften. So schilderte die bereits erwähnte Frau Hertling Anfeindungen in der ÖTV, die sie als DKP-Mitglied nach einer Rede auf einer Bezirkskonferenz erfuhr, und wie die Situation durch höheren Einfluss für sie zum Erfolg wurde:

> *Dann kommt dieser persönliche Referent zu mir und sagt, „Herr Kluncker möchte Sie, du, der Kollege Kluncker möchte dich sprechen. Kommst du mal mit." Und alles wich mir aus. Ich dann da durch, weil war auch ein-, die einzige jüngere Frau, die da mit bei war. Also alles nur so ganz alte Hasen, und äh, ja und dann hatte er mich an seinen Tisch gebeten. Äh, Kluncker, der war damals ja noch so'ne Maschine, ne. So. Und mir war ganz schlecht von diesem Essen, was er da in sich hinein- Und er hat sich dann mit mir unterhalten und dann sagt er: „So das war jetzt mal notwendig, um diesen knöcherigen Haufen hier mal aufzuwühlen" sagt er. Und ich stieg mit einmal in der Achtung, weil ich nun bei Kluncker am Tisch saß. Also so was Bescheuertes, ne. Und dann kommt dieser Bezirksvorsitzende damals, Schnell hieß der, glaube ich von äh, von der ÖTV zu mir und fängt an, mich da zu umschleimen. Und da hab ich gesagt, „Du bist doch ein Arschloch!", also laut. Ich sag „Geht mir ja aus den Augen. Nur weil jetzt Kluncker mit mir gesprochen hat, fangt ihr mit einmal an, mit mir zu reden." Ich sag, „Die ganze Zeit schließt ihr mich aus", und ich bin dann, also dann kann ich ja auch laut werden. (Z13 Hildtrud Hertling, 96f.).*

Diese Passage handelt vom selbstbewussten Auftreten einer jungen Frau und Kommunistin in einem ihr feindlichen Umfeld. Heraus sticht die Autorität des damaligen ÖTV-Vorsitzenden Heinz Kluncker. Er grenzt sie nicht aus, sondern akzeptiert und fördert sie. Diese Anerkennung ist auch Kompensation für die persönlichen Angriffe der Funktionäre, die sie in ihrer Erzählung souverän übersteht. Der Triumph über die Erhöhung durch Kluncker wird noch dadurch vergrößert, dass daraus keine Harmonie erwächst im Sinne einer Integration der vorher Ausgegrenzten, sondern die Erzählerin vertritt ihre isolierte Position gegenüber den älteren Funktionären weiterhin selbstbewusst.

Die direkte Rede beim Erzählen ist ein Mittel, Empathie beim Zuhörenden zu erzeugen und einen gemeinsam verstandenen Geschehensraum zu entwerfen (vgl. Rehbein 1984). Die häufige Verwendung solcher Erzählmuster in den Interviews, bei Männern wie bei Frauen, ist aber nicht allein ein Stilmittel, sondern scheint eine Bindung an zwei Handlungsfelder zu markieren, von denen die Interviewten überwiegend erzählen: dem Betrieb und den Gewerkschaften. Beide sind von vermachteten und hierarchischen Umgangsformen geprägt. Diese reale Erfahrung spiegelt sich in dem Erzählmuster: Die eigene Position wurde über entschiedenes und entschlossenes Handeln erreicht und abgesichert. In einem empathischen Sinne ist die häufige Verwendung von dialogischen Szenen als konkretes Sprechen von Arbeitern verstanden worden, in denen sich die gemeinsame Arbeitssituation, ja sogar die ‚Solidarität' widerspiegeln würde (Günter 1975, 16-29). Diese Deutung passt jedoch nicht zu den hier

vorgestellten Interviews der gewerkschaftlichen Repräsentanten, da die dialogischen Szenen nicht auf Gemeinsamkeit oder Solidarität abzielen, sondern im Gegenteil die Funktion haben, die eigene Position und die eigenen Fähigkeiten zu unterstreichen. Die große Bedeutung erklärt sich auch aus dem Charakter der Arbeit als gewerkschaftliche Repräsentanten. Sie ist geprägt von ständigen Aushandlungsprozessen, in denen die verschiedenen Interessen und Erwartungen von Beschäftigten, Unternehmen und Gewerkschaften kommuniziert werden. Überraschend ist eher, gerade weil die Ergebnisse der Aushandlungsprozesse vor allem Kompromisse sind, dass als Interaktion häufig Entschlossenheit und Triumph erzählt wird.

Triumpherzählungen dokumentieren auch den sozialen Aufstieg und die daraus erwachsenden Handlungsspielräume. Ein Betriebsratsvorsitzender einer Werft war als Lehrling des Diebstahls verdächtigt worden. Der Ausbildungsleiter hielt dies mit der Begründung für möglich, sein Vater sei nur einfacher Arbeiter gewesen. Für den Interviewten war dies eine tiefe Verletzung, für die er sich später revanchierte:

> *Wie ich denn nachher Betriebsrat so wurde, grade ganz frisch, ja, kam er, der war schon Personalchef geworden, der wollte ja noch weiter hoch. Und da kam er denn mit 'ner Flasche Schnaps denn beim Betriebsrat an, und ich saß also auch grade da so. Steht vor meinem so- Und er stellte denn hier die Flasche Schnaps auf'n Tisch, ne, und wünschte denn allen natürlich auch ein frohes hier Weihnachtsfest und gute Zusammenarbeit, und dann hab ich denn mal schön diese Story erzählt. Der war aber schnell weg. Der war schnell weg, ja. Da hab ich ihm aber eine gegeigt, ne. (Z16 Horst Mitter, 8).*

Nicht in direkter Rede, aber szenisch wird in dieser Passage die erzählte Situation gleichfalls als später Triumph erzählt. Als Betriebsrat begegnet der Erzähler dem ehemaligen Ausbildungsleiter in einer Situation, in der er sich für die Demütigung als Lehrling rächen kann, indem er von der früheren Verdächtigung erzählt. Er erzählt die Wirkung seiner Worte als wortlose Flucht des Personalleiters. Die Wirkung seines Triumphes wird dadurch erhöht, dass der Personalleiter sich mit einer Flasche Schnaps anbiedern will und der junge Betriebsrat nun in einer einflussreicheren Position ist und ihn demütigen kann. Da der Personalleiter später andere Aufgaben übernahm, wird von keiner weiteren Konfrontation erzählt.

Triumpherzählungen sind zugleich Erzählungen über die Anerkennung durch andere. Dazu gehört – eher ein Topos als ein Erzählmuster –, dass die Wahl zum Betriebsrat oder zum hauptamtlichen Funktionär nicht eigener Motivation entsprang, sondern aufgrund des Drängens anderer erfolgte. Dieser Topos korrespondiert mit dem gewerkschaftlichen Selbstverständnis, man selber habe ohne andere nichts erreichen können, was der Zurücknahme eigener Ambitionen gleichkommt. (Vgl. Giermanns 2004, 1 f.). In einer soziologischen Untersuchung über Betriebsräte, die Anfang der 1990er Jahre mit standardisierten Fragebögen durchgeführt wurde, wurde von einer „passiven Professionalisierung" gesprochen (Kotthoff 1994, 79). Fraglich bleibt, ob Personen sich bei dieser wichtigen Lebensentscheidung tatsächlich passiv verhielten. Immerhin zwei Interviewte nannten persönliche Gründe, Funktionen zu übernehmen: Ein Gesprächspartner kandidierte als Betriebsrat, um nicht mehr im Schichtdienst arbeiten zu müssen und mehr Zeit für die Familie zu haben; ein Gewerkschaftsfunktionär nannte neben politischen auch finanzielle Gründe für seine

Kandidatur als Zweiter Bevollmächtigter der IG Metall (Z7 Egon Schossek; Z4 Werner Holzwarth). In dieser Deutlichkeit bleiben die beiden aber eine Ausnahme. Die Mehrzahl der Interviewten betont das Drängen anderer als Motivation, für eine Funktion zu kandidieren. Dabei fällt besonders ins Auge, dass die geschilderte Passivität in dieser spezifischen Aufstiegssituation mit der in anderen Passagen hervorgehobenen eigenen Durchsetzungskraft und sozialer Aufstiegsambition kontrastiert. Es sind zwei Botschaften damit verbunden. Zum einen stilisiert sich der Erzählende als zurückhaltend und nicht von persönlichen Motiven geprägt. Zum anderen ist es auch eine Anerkennungserzählung: Der Aufstieg zur Basiselite erfolgte, weil man von anderen dafür befähigt gehalten wurde.

Der Topos verweist auf ein zweites Erzählmuster, das die Interviews prägt: der Einsatz und die Hilfe für andere. Dieses Erzählmuster der Repräsentanz ist für Personen, die Wahlfunktionen ausübten, in denen sie regelmäßig bestätigt werden mussten, nicht überraschend, da es ihre wesentliche Legitimationsressource ist. Aber die Repräsentanz korrespondiert in den Interviews mit der Triumpherzählung: Erst ein durchsetzungsstarker und entschlossener Gewerkschafter findet Anerkennung und wird akzeptiert.

So skizziert ein ehemaliger DGB-Kreisvorsitzender seine Unerbittlichkeit als Vorsitzender der AOK gegenüber Sozialbetrügern und markiert damit, wer nicht dazugehört:

> *Wir waren frech, wir haben Geld ausgegeben für Detektive für die, wir hatten hier einen krummen Unternehmer. Der hat die Sozialkassen beschissen von oben bis unten, und hier hat er sich wichtig gemacht. Hach, nicht. Und das hat mich gewurmt. Und wo ich denn endlich AOK-Vorsitzender wurde, ich bin ja nicht immer sofort, da hab ich gesagt, „So (pocht wiederholt auf den Tisch), den will ich haben." Im Laufe der sechs Jahre, der hat sich verkrochen, den hab ich verfolgen lassen, was weiß ich, bis nach Berlin, das hat all nicht geholfen. Wir haben ihn erwischt. Er hat noch weiter Geschäfte gemacht und damit war, sind wir an sein Privatvermögen gekommen. (Z12 Gustav Jorgen, 62 f.)*

Bei den Passagen zu seiner Tätigkeit in der AOK betonte der Interviewte mehrmals, wie viel für die Mitglieder erreicht wurde und wie groß sein Anteil an dieser Entwicklung gewesen ist. Zugleich ist diese Erzählpassage auch ein Hinweis auf zurückgehende lokale Einflussräume infolge der Fusionsprozesse von über dreihundert Allgemeinen Ortskrankenkassen auf elf Landeskrankenkassen seit den 1980er Jahren.

Einige Gesprächspartner sprechen auch selbstkritisch über ihre Arbeit. Der ehemalige Hamburger Bevollmächtigte der IG Metall unterstrich die vielen Aktionen, die sie gegen Betriebsschließungen seit Mitte der 1970er Jahre organisierten, und schränkte ein:

> *Wir haben einen Fehler gemacht, wenn man das als Fehler bezeichnen kann. Wir haben damals ja diesen Riesenfackelzug gemacht, das war Januar '77 und, unten vom Hafen denn zum Heiligengeistfeld, also eine Wahnsinnsaktion. Und dann eben aus Protest, haben dann auch noch, noch die Hamburg-Hymne umgedichtet, die hat denn Otto Mohr denn gesungen und so weiter. Und ähm,*

> *diese, diese, diese Aktion, die hat also praktisch die Bevölkerung auch integriert. Wir haben dann also, wir haben dann also bis hier denn auf'm Rathausmarkt. Wir haben also den sogenannten Bürgerprotest organisiert und die- Und das war also auch so, dass die Bevölkerung also durchaus solidarisch war, weil- Wir haben aber zu sehr darauf abgehoben, wir könnten Arbeitsplätze sichern. Das kannst du nicht, wenn du im Kapitalismus bist, (pocht auf den Tisch) dann entscheiden die Konzerne. Du hast partiell Erfolge. (Z2 Justus Möller, 27)*

Die kritische Reflexion erfolgt vor dem erzählten Hintergrund der erfolgreichen Mobilisierung und dem großen Zuspruch aus der Bevölkerung. Die Begeisterung über die Mobilisierung hallt noch in der Formulierung „Wahnsinnsaktion" nach. Der „Fehler" schiebt sich erst im Rückblick über eine positiv und intensiv erlebte Aktivität und wird zudem eingeschränkt durch das in dieser Passage verwendete kollektive „Wir".

Ein anderer Bereich, der in den Interviews angesprochen wird, ist der Strukturwandel in den Arbeitswelten seit den 1970er Jahren. Dieser wird trotz einiger nachträglicher Einschränkungen eher als Handlungs- und Gestaltungsraum beschrieben denn als eine Niedergangsgeschichte (vgl. Hindrichs u.a. 2000; für strukturelle Überlegungen Raphael 2012). Für den Bereich der industriellen Arbeit zeigen sich regional unterschiedliche Schwerpunkte. In Leer sind die Schließungen zweier Betriebe in den 1980er Jahren bedeutsam. Erzählt wird hier vor allem der als innovativ empfundene Umgang mit Beschäftigungsgesellschaften und Zukunftswerkstätten, in Bruchsal sind es verhinderte Werkschließungen und die Ansiedelung neuer Industriebetriebe. Auch in Hamburg, wo mit der Besetzung der Howaldt-Deutsche Werft AG im September 1983 die Auseinandersetzungen um Betriebsschließungen einen Höhepunkt erlebten, war die Gründung von Beschäftigungsgesellschaften oder die Vermittlung der Betroffenen in neue Arbeitsplätze eine positiv erzählte Erfahrung. Einer der führenden Betriebsräte bei der HDW-Besetzung geht noch heute davon aus, dass die Schließung der Werft politisch gewollt war und vor allem die IG Metall sich falsch verhalten habe; hier wirkten auch Konflikte innerhalb der Gewerkschaften nach (vgl. Z16 Horst Mitter). Die Interviewten aus anderen Branchen erlebten einen Strukturwandel nicht über prägnante Arbeitskämpfe, sondern als einen von ihnen mitgestalteten Wandlungsprozess.

Die 1970er und 1980er Jahre gelten als ökonomische und politische Krisenjahrzehnte. Insbesondere in der industriellen Arbeiterschaft spielt eine Krisenwahrnehmung angesichts von Arbeitsplatzabbau und technischer Rationalisierung eine wichtige Rolle. Dies spiegelt sich in den Interviews aber eher als politische Deutung denn als persönliche Erfahrung wider. Insbesondere mit der Weiterqualifizierung von Ungelernten in den Betrieben sei es gelungen, die Beschäftigung zu sichern. Hierbei verschränken sich die Erzählmuster von Repräsentanz und Triumph, da es insbesondere gefährdete Beschäftigtengruppen wie unqualifizierte und ausländische Beschäftigte gewesen seien, denen man durch Qualifizierungen die Arbeitsplätze gesichert habe. Für die Interviewten selbst ist eine Weiterqualifizierung über Seminare – sowohl fachlich wie politisch – und in zwei Fällen durch berufsbegleitende Studienabschlüsse kennzeichnend. Allzu allgemeine Annahmen über die subjektiven Wahrnehmungen des Strukturwandels geraten bei lebensgeschichtlichen Interviews oft schnell ins Wanken. Die eigene Biographie wird nur selten und in den vorliegenden

Interviews gar nicht als gescheiterte erzählt. Dieses Phänomen ist auch bei anderen Projekten zum Wandel der Arbeitswelten beobachtet worden (vgl. Parisius 1983; Schemmer 2010). Nicht die Krise prägt die Erinnerungserzählung, sondern die eigenen Handlungsmöglichkeiten.

4. Resümee

Die Erzählmuster in den Interviews stehen in einem mittelbaren Zusammenhang zu geschichtlichen Deutungen in der gewerkschaftlichen Publizistik. Die Lebensgeschichten sind um das Motiv einer Aufstiegs- und Anerkennungsgeschichte zentriert. In den Triumpherzählungen ist dies als individueller Anteil aufgehoben, in der Repräsentanz als gemeinsame Erfahrung. Dabei stützen sich die Interviewten in ihren lebensgeschichtlichen Darstellungen in einem hohen Maße auf Zufriedenheit und Konstanz. Dieses ist für lebensgeschichtliche Interviews, die im höheren Alter geführt werden, an sich kein überraschender Befund. Aber Diskussionen um eine politische Krise der Gewerkschaften, um einen Strukturwandel mit gewerkschaftlichem Einflussverlust oder die Erosion des Arbeitermilieus lassen erwarten, dass diese Entwicklungen sich in lebensgeschichtlichen Interviews mit gewerkschaftlichen Akteuren als trauriger Grundton wiederfinden. Hierfür gibt es aber keine Anzeichen. Der „Abschied von der Proletarität", der auch zu verstehen ist als ein Abschied von sozial engen Lebenszusammenhängen und materieller Not, ist den Interviewten nicht schwergefallen. Ihr eigener sozialer Aufstieg korrespondiert mit dem sozialen Aufstieg der Facharbeiterschaft.

Dies hängt auch mit den kontinuierlichen Arbeitsverhältnissen zusammen. Da die gewerkschaftlichen Repräsentanten überwiegend Personen mit festem Beschäftigungsverhältnis sind, kann die Frage nach sozialen Brüchen und Verwerfungen, die sich durch Betriebsschließungen, Tertiarisierung und Ausweitung von Niedriglohnsektoren ergeben, nur als Erzählung über andere erfasst werden. Die Interviewten als Angehörige einer sozial gesicherten Personengruppe waren hiervon selbst nicht betroffen. Die eingangs erwähnte, wenig Aufregung versprechende Geschichte der „Reste der Arbeiterbewegung" in der bundesdeutschen Zeitgeschichte ist hier durchaus zu erkennen.

Die Erzählmuster des Triumphes und der Repräsentanz sind insofern spezifisch gewerkschaftlich, da sie mit den Handlungsfeldern der Interviewten eng verbunden sind. An sich stellen sie keine ungewöhnlichen Elemente in lebensgeschichtlichen Erzählungen dar. In der Hervorhebung hallt jedoch nach, dass die Interviewten mit der Facharbeiterschaft und einfachen Angestellten eine soziale Gruppe repräsentieren, deren gesellschaftliche Marginalisierung erst in der Bundesrepublik zurückgegangen ist. Vor diesem historischen Hintergrund erzählen sie ihren sozialen Aufstieg. Eine direkte, auch mit Kraftausdrücken gemischte Sprache wurde von einigen Befragten auch verstanden als ein Nicht-Verbiegen vor bürgerlichen Sprachkonventionen. Der DGB-Kreisvorsitzende von Leer hob hervor, dass er immer so gesprochen habe, wie ihm „der Schnabel gewachsen" sei. Dies sei bei den Mitgliedern gut angekommen (Z12 Gustav Jorgen, 61). Damit zeigt er eine spezifische Absetzung von dem Vorwurf, als Teil der Basiselite nicht mehr der Gruppe der Repräsentierten anzugehören.

Zum erzählten Selbstbild fast aller Interviewten gehört es, dass sie sich durchsetzen konnten und selbstbewusst auftraten. Daher stehen nicht Erinnerungen an inhaltli-

che Konflikte im Vordergrund, sondern vor allem die Interaktion mit den Kollegen oder Vorgesetzten und die Legitimität der eigenen Arbeit. Auch die beiden Interviewten, die eine Distanz zu den Gewerkschaften hergestellt hatten, waren von beiden Erzählmustern geprägt.

Trotz dieser spezifischen Merkmale kann von einer ‚Erinnerungssubkultur' nur mit Vorsicht gesprochen werden. Die Interviewten waren im lokalpolitischen Rahmen Teil einer aktiven Trägerschicht, die mit ehrenamtlichem Engagement als Interessenvertreter der abhängig Beschäftigten auftraten und darüber Anerkennung fanden. Die Erzählmuster verweisen vielmehr auf ein organisationsgeprägtes Milieu und dessen spezifische Anforderungen. Eine besondere Nuance ergibt sich aus ihrer Perspektive auf die Wandlungen der Arbeitswelten seit den 1970er Jahren. Es sind jedoch keine ‚Gegenerzählungen' zur politischen Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik, sie fügen sich vielmehr darin ein.

Literatur

Abelshauser, Werner 2009: Nach dem Wirtschaftswunder. Der Gewerkschafter, Politiker und Unternehmer Hans Matthöfer, Bonn.

Andresen, Knud 2010: ‚Gebremste Radikalisierung' – Zur Entwicklung der Gewerkschaftsjugend von 1968 bis Mitte der 1970er Jahre. In: Mitteilungsblatt des Instituts für Soziale Bewegungen, Forschungen und Forschungsberichte, Heft 43, 141-158.

Andresen, Knud 2011: The West German 'Lehrlingsbewegung' 1969-1972: Why there is no '68er generation' of young workers. In: Anna von der Goltz (Ed.): 'Talkin' 'bout my generation'. Conflicts of generation building and Europe's '1968', Göttingen, 217-230.

Baroth, Hans Dieter und Dieter Schuster 1996: Wir bauten Deiche für die Schwachen. Geschichten aus 50 Jahren DGB Nordmark, Hamburg .

Bergenthum, Hartmut 2006: Geschichtswissenschaft und Erinnerungskulturen. Bemerkungen zur neueren Theoriedebatte. In: Günter Oesterle (Hg.): Erinnerung. Gedächtnis. Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung, Göttingen, 121-162.

Borsdorf, Ulrich 1979: Werkstatt der Erinnerung. „Veteranen"-Treffen der Gewerkschaften im Bildungszentrum Oberjosbach vom 9. bis 11. Februar 1979. In: Gewerkschaftliche Monatshefte Nr. 4, 1979, 250-253.

DGB Landesbezirk Hessen, Abteilung Frauen (Hg.), 1987: Ältere Kolleginnen erzählen. Frauen und Arbeit, Text von Iris Bergmiller, o.O. (Frankfurt am Main).

Eckardt, Andrea 2003: Diskutieren, Streiten, Mitgestalten! 30 Jahre Kampf um Arbeit im weltgrößten Motorenwerk Volkswagen Salzgitter, Hamburg.

Ein kräftiger Schub für die Vergangenheit 1983. Spiegel-Report über die neue Geschichtsbewegung in der Bundesrepublik. In: Der Spiegel Nr. 23, 6.6.1983, 36-42.

Geiling, Heiko, Dennis Eversberg und Stephan Meise 2012: Die IG Metall lokal. Akteure in gewerkschaftlichen Handlungsfeldern, Düsseldorf.

Giermanns, Heinz-J. 2004: Hako Haken. Innenansichten eines Schweißers, Weener (Ems).

Günter, Janne 1975: Arbeitersprache. Ausdruck spezifischer Qualitäten, Oberhausen.

Haus der Gewerkschaftsjugend (Hg.) 1986: Mit Hordentopf und Rucksack. Zur Geschichte der Gewerkschaftsjugend in Nürnberg und Coburg nach 1945, Oberursel.

Hindrichs, Wolfgang u.a. 2000: Der lange Abschied vom Malocher. Sozialer Umbruch in der Stahlindustrie und die Rolle der Betriebsräte von 1960 bis in die neunziger Jahre, Essen.

IG Metall Bremen (Hg.) 1991: IG Metall in Bremen: die ersten 100 Jahre, verfasst von Arne Andersen und Uwe Kiupel, Bremen.

Kempter, Klaus 2003: Eugen Loderer und die IG Metall, Biografie eines Gewerkschafters, Filderstadt.

Kocka, Jürgen 2011: Arbeiterbewegungen in der europäischen Erinnerung des 20. Jahrhunderts: ein Aufriss. In: Jürgen Mittag und Berthold Unfried unter Mitarbeit von Eva Himmelstoss (Hg.): Arbeiter- und soziale Bewegungen in der öffentlichen Erinnerung. Eine globale Perspektive, (ITH-Tagungsberichte 45), Wien, 53-61.

Kotthoff, Hermann 1994: Betriebsräte und Bürgerstatus – Wandel und Kontinuität betrieblicher Mitbestimmung, München und Mering.

Küsel, Gudrun (Hg.) 1978: APO und Gewerkschaften. Von der Kooperation zum Bruch, Berlin.

Lauschke, Karl 2004: Weder noch Bürokrat oder Dienstleister. Zum Wandel der Gewerkschaftsfunktionäre in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Till Kössler und Helke Stadtland (Hg.): Vom Funktionieren der Funktionäre. Politische Interessenvertretung und gesellschaftliche Integration in Deutschland nach 1933, Essen, 221-238.

Mooser, Josef 1983: Abschied von der ‚Proletarität'. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft in historischer Perspektive. In: Werner Conze und Rainer M. Lepsius (Hg.): Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beiträge zum Kontinuitätsproblem, Stuttgart, 143-186.

Niethammer, Lutz 2001: Gedächtnis und Geschichte. Erinnernde Historie und die Macht des kollektiven Gedächtnisses. In: WerkstattGeschichte 30, 32-37.

Parisius, Bernd 1983: Arbeiter zwischen Resignation und Integration. Auf den Spuren der Soziologie der 50er Jahre. In: Lutz Niethammer (Hg.): ‚Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.' Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960, Bonn, 107-147.

Plato, Alexander von 1984: „Der Verlierer geht nicht leer aus". Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn.

Prott, Jürgen 2002: Hauptamtliche – Zerreissproben örtlicher Gewerkschaften, Münster, zweite Auflage.

Prott, Jürgen 2003: Funktionäre in den Gewerkschaften. In: Wolfgang Schroeder und Bernhard Weßels (Hg.): Die Gewerkschaften in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch, Wiesbaden, 223-242.

Raphael, Lutz 2012: Transformations of Industrial Labour in Western Europe: Intergenerational Change of Life Cycles, Occupation and Mobility 1970-2000. In: German History 30 (2012), No. 1, 100-119.

Rehbein, Jochen, 1984: Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Konrad Ehlich (Hg.) Erzählen in der Schule, Tübingen, 67-124.

Sabrow, Martin und Norbert Frei 2012: Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen.

Schemmer, Janine 2010: Arbeitswelten im Wandel – der Hamburger Hafen. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte (Hg.): Zeitgeschichte in Hamburg 2009, Hamburg, 53-65.

Schildt, Axel 2002: Überlegungen zur Historisierung der Bundesrepublik. In: Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt am Main/New York 2002, 253-272.

Schnabel, Claus 2009: Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände: Dinosaurier der Industriegesellschaft? In: Helmut Neuhaus (Hg.): Gesellschaft ohne Zusammenhalt? Erlangen, 67-106.

Schroeder, Wolfgang 1990: Gewerkschaftspolitik zwischen DGB, Katholizismus und CDU 1945 bis 1960. Katholische Arbeiterführer als Zeitzeugen in Interviews, Köln.

Schroeder, Wolfgang und Bernhard Weßels 2003: Das deutsche Gewerkschaftsmodell im Transformationsprozess. Die neue deutsche Gewerkschaftslandschaft. In: Dies. (Hg.): Die Gewerkschaften in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch, Wiesbaden, 11-37.

Statistisches Jahrbuch (1987) für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn.

Wierling, Dorothee 2003: Oral History. In: Michael Maurer (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Band 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart, 81-155.

Biographieforschung in Großbritannien

Brian Roberts

1. Zur Einführung

Die gesamte Reichweite der Biographieforschung in Großbritannien in einem Überblick zusammenzufassen ist ein schwieriges Unterfangen; etliche Probleme können dabei auftreten. Bekannte Vertreter einer Fachrichtung arbeiten beispielsweise mit Vertretern einer ganz anderen Richtung zusammen oder treten als Hauptredner auf Tagungen mit Methoden und Ausgangspunkten auf, die ihren eigenen eigentlich fremd sind. Darüber hinaus stehen Forschungszentren gewöhnlich in verschiedenartigen Beziehungen zueinander. Teilweise deutet diese Komplexität auf eine wechselseitige Befruchtung von Ideen und methodologischen Ansätzen hin – auf den Wunsch nach der gemeinsamen Arbeit an zentralen Fragestellungen im Zusammenhang mit Sammlung und Analyse von ‚Lebensbeschreibungen'. Der folgende Überblick kann demnach als Freilegung eines dichten ‚Gitterwerks' aus Verbindungen verstanden werden; und vielleicht gelingt es, die Kraft der ‚Biographieforschung' in Großbritannien aufzeigen. Ich habe einen eher ‚liberalen' oder ‚eklektischen' Blickwinkel auf das ‚Feld' eingenommen. Das ist erforderlich, da es sich um ein ‚bewegliches Ziel' handelt, das sich schnell entwickelt und Einflüsse von den Sozialwissenschaften und einer Vielzahl künstlerischer, literarischer, visueller und anderer Gebiete aufnimmt.

Wir können sagen, dass Biographieforschung ein spannungsvolles, stimulierendes und sich schnell bewegendes Feld ist. Sie versucht, die sich verändernden Erfahrungen und Sichtweisen von Individuen in ihrem Alltag und das, was sie für wichtig halten, zu verstehen. Darüber hinaus strebt die Biographieforschung danach aufzuzeigen, wie Interpretationen von Darstellungen durchzuführen sind, die Individuen von ihrer Vergangenheit, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft geben" (Roberts 2002: 2)

Biographieforschung kann unterschiedliche Gebiete einschließen: Lebensgeschichte, Oral History, Erzählung, Lebenslauf- und Kohortenstudien, Diskursbiographik, Biographik, Autobiographik, Auto/Biographik, Auto-Ethnographie, Erfahrungsberichte usw. (s. Roberts, 2002). Außerdem „können zu ‚persönlichen Dokumenten' oder ‚Lebensdokumenten' (Plummer 1983; Plummer 2001) Tagebücher, Briefe, Autobiographien, Biographien, Denkschriften und anderes Material gerechnet werden. [...] Dokumente können aus unterschiedlichen Gründen und für ganz unterschiedliche Leser (sich selbst eingeschlossen) geschrieben werden – und das entweder unmittelbar im Anschluss an das beschriebene Ereignis oder sehr viel später" (Roberts2002: 2). Vor kurzem ist visuelles und performatives ‚Material' ins Blickfeld biographischer Arbeit getreten und ergänzt diese durch zusätzliche komplexe Dimensionen des biographischen Ausdrucks.

 © Verlag Barbara Budrich

Die Biographieforschung in Großbritannien (und andernorts) kann unter Umständen einfach durch vier Hauptansätze oder Interessensgebiete beschrieben werden, die sie umfasst: die Erzählung (in verschiedenen Formen), die Lebensbeschreibung (Autobiographik und Biographik), Oral History und die Auto/Biographik.

2. Zur Entstehung der Biographieforschung in Großbritannien

Der weitere Entstehungsprozess der Biographieforschung in Großbritannien kann mit dem Aufkommen von Autobiographik und Biographik (vgl. Boswell und Johnson, s. Sisman 2000) und den Anfängen des modernen Romans auf die Literatur des 18. Jahrhunderts zurückgeführt werden. Im 19. Jahrhundert sammelte Henry Mayhew die Lebensgeschichten von Straßenarbeitern und armen Arbeitern in London. Mayhews Arbeit beeinflusste dann die Chicagoer Soziologen (s. Thompson/Yeo 2009). In Periodika erschienen Arbeiterautobiographien (s. Burnett 1974), und ‚exemplarische' Lebensbeschreibungen (z.B. von Samuel Smiles oder die von Missionaren, Entdeckern und Kolonialisten, vgl. Livingstone) wurden als ‚moralische Lebensmodelle' vor allem für Kinder herausgegeben. Die später entstandene Arbeit Stracheys wurde für die Entwicklung des biographischen Schreibens als besonders prägend angesehen (Strachey 1948). Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind die Anfänge des ‚Sozialdokumentationsberichts' von Bedeutung. Mit diesem ebenfalls sehr weitreichenden Begriff in Film, Fotographie und Sozialforschung (besonders in den 1930er und 1940er Jahren, vgl. „Massenbeobachtung") war das Anliegen verbunden, den Alltag von Arbeitern zu zeigen und ihnen eine ‚Stimme' zu geben.

In den 1950er und frühen 1960er Jahren untersuchten radikale und marxistische Historiker die ‚Geschichte von unten' und die Herausbildung eines ‚Arbeiterklassenbewusstseins'. Ein führendes Beispiel dafür stellt Edward Thompsons *The Making of the English Working Class* (Thompson 1963) [„Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse", dt. 1987] dar. Vorangetrieben wurde diese Arbeit später durch die Gründung einer Reihe von Zeitschriften wie zum Beispiel *Oral History*, *Llafur*, *History Workshop* und dem *Dictionary of Labour Biography* [„Biographisches Wörterbuch der Arbeiterbewegung"].[1]

Unterdessen beschrieb Richard Hoggart in *Uses of Literacy* [„Gebrauchsformen der Schriftlichkeit"] (Hoggart 1958) Kultur und Wandel der Arbeiterklasse und gründete 1964 an der Universität Birmingham das Zentrum für zeitgenössische Kulturwissenschaft (*Centre for Contemporary Cultural Studies*). Mit seiner Arbeit lancierte Hoggart den Gedanken, die zeitgenössische Kultur der Arbeiterklasse als ‚ernsthaften' Forschungsgegenstand zu betrachten. Stuart Hall folgte als zweiter Direktor des Zentrums und erweiterte dessen Tätigkeiten und Gegenstände. Die Publikationen des Zentrums erwiesen sich als zentral in der Gründung des Fachgebiets ‚Kulturwissenschaft' (s. Hall u.a. 1980). Etwa gegen Ende der 1960er und zu Beginn der 1970er Jahre wurde der Einfluss feministischer Autoren in Theoriebildung und Methodik deutlich spürbar; die Verbreitung der Frauengeschichte schritt voran. Seit den späten 1950er Jahren, zu Zeiten des rasanten sozialen Wandels in den Nachkriegsjahren, kamen in Romanen, Filmen, dem Theater und Fernsehen ‚realistische' Beschreibungen von Arbeiterklasse und unterem Mittelstand auf.

1 Vgl. http://www.history.ac.uk/makinghistory/resources/articles/oral_history.html.

Im Hinblick auf die Ausweitung von Sozial-, Arbeiter- und Frauengeschichte steht in Großbritannien die Biographieforschung an erster Stelle, die wiederum die Entwicklung der Oral History und Formen der ‚Gemeinschaftsgeschichte' einleitete. Seit Mitte der 1960er Jahre wirkte der Einfluss des Interaktionismus und der Devianzsoziologie amerikanischen Ursprungs. Diese Arbeitsbereiche umschloss das erneute Interesse an ‚Karrieretheorie', ‚Lebensgeschichte' und an den Methoden der teilnehmenden Beobachtung aus der Chicagoer Soziologie der 1930er Jahre. Besonders einflussreich waren Howard Beckers *Outsiders* [„Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens", dt. 1981] (1963), David Matzas *Delinquency and Drift* [„Delinquenz und Drift"] (1964) und *Becoming Deviant* [„Abweichendes Verhalten. Untersuchungen zur Genese abweichender Identität", dt. 1973] (1969); daneben natürlich die Theoriebildungen im weiteren Sinne von G. H. Mead und Herbert Blumer und Varianten der ‚mikrosozialen Theorie' (Roberts 2006). Parallel dazu bildete sich die qualitative Forschungsmethodik umfassender heraus. Interaktionismus und Devianztheorie im Besonderen wurden vorangebracht. In Verbindung mit der Landeskonferenz für Devianzforschung (NDC – *National Deviancy Conference*) wandten in den 1970er Jahren unter anderem Autoren wie Laurie Taylor, Ian Taylor, Stanley Cohen, Jock Young, Stuart Hall diese Theorie im britischen Raum an.[2]

Diese Strömungen in der Herausbildung der britischen Biographieforschung können exemplarisch an den Laufbahnen zweier bedeutender Forscher an der Universität Essex nachgezeichnet werden: Paul Thompson und Ken Plummer. Beide haben in der Etablierung der ‚Biographieforschung' innerhalb den Sozialwissenschaften führende Rollen gespielt.

Paul Thompson promovierte in Geschichtswissenschaft über ‚Arbeiterklassenpolitik an der Wende zum 20. Jahrhundert'. Mitte der 1960er Jahre schloss er sich der neuen Universität Essex an, um Soziologie und Sozialgeschichte zu unterrichten. Er wurde zu einem „Pionier der Oral History als Forschungsmethode, Gründungsherausgeber der Zeitschrift *Oral History* und zum Gründer der nationalen Sammlung von Lebenserzählungen im Tonarchiv der British Library".[3] Thompson war Direktor von *Qualidata* an der Universität Essex, einem Zentrum für die Bewahrung von Material qualitativer Forschung. Sein Forschungsverzeichnis ist umfangreich. Er schrieb den bekannten und wegweisenden Leitfaden zur Oral History *The Voice of the Past* [„Die Stimme der Vergangenheit"] (zuerst 1978, 3. Aufl. 2000) und erforschte Alter, Fischerei, Familien, Gemeinschafts- und Arbeitsleben und Arbeiter in der Automobilindustrie. Er ist Mitherausgeber von *The Myths We Live By* [„Die Mythen von denen wir leben"] (Samuel/Thompson 1990) und *Pathways to Social Class* [„Wege zur sozialen Klasse"] (Bertaux/Thompson 1997). Thompson gab außerdem zusammen mit anderen die Reihe *International Yearbook of Oral History and Life Stories* [„Internationales Jahrbuch für Oral History und Lebenserzählungen"] (Oxford University Press) heraus und war gemeinsam mit Mary Chamberlain Herausgeber von *Narrative and Genre* [„Erzählung und Gattung"] (1997) für die *Routledge Studies in Memory and Narrative* [„Routledge Forschungen zu Gedächtnis und Erzählung"][4].

2 Ich finde Cohen und Taylor (1972 und 1978) noch immer sehr aufschlussreich für das Verständnis alltäglicher Erfahrungen. Stuart Halls spätere Arbeit über ‚Identität' ist für Biographieforscher einschlägig (s. z.B. Hall/du Gay 1996 und Hall u.a. 1978: 327-397).

3 S. http://www.essex.ac.uk/sociology/staff/profile.aspx?ID=146.

4 S. www.esds.ac.uk/qualidata/online/data/edwardians/biography.asp.

Ken Plummer begann Mitte der 1970er Jahre an der Universität Essex Devianzsoziologie und Sozialpsychologie zu lehren und nahm etwa zu dieser Zeit an NDC-Konferenzen teil.[5] Er interessiert sich methodisch und theoretisch für Lebensgeschichte, den symbolischen Interaktionismus bzw. Interaktionismus und im Besonderen für die Frage, wie wir ‚kleine soziale Welten' bilden. Aus einer ‚kritisch-humanistischen' Perspektive heraus arbeitet er zu Themen wie Leid, Wohlbefinden und Krankheit. Plummer schrieb umfassend über den symbolischen Interaktionismus, die Chicagoer Soziologie und den Sexus und verfasste das einflussreiche *Documents of Life* [„Lebensdokumente"] (1983; s. Plummer 2001; Plummer 1991; Plummer 1995). Es sei hier angemerkt, dass *Documents of Life* in den frühen 1980er Jahren beinahe zeitgleich mit Bertauxs *Biography and Society* [„Biographie und Gesellschaft"] (1981) erschien; beide Werke gaben wichtige Impulse zur Erneuerung von Untersuchung und Methode der ‚Lebensgeschichte'. Plummer war Gründungsherausgeber der Zeitschrift *Sexualities*.

Neben den oben genannten Haupteinflüssen war die Biographieforschung selbstverständlich Teil des ständigen Wachstums von feministischer Forschung, postmodernen Strömungen und verschiedener so genannter ‚Wenden' in den Sozialwissenschaften in Bezug auf Körper, Zeit, Raum usw. und hat auf diese reagiert. Die Herausbildung der Biographieforschung stand natürlich mit der allgemeinen Entwicklung qualitativer Methoden seit den 1960er Jahren im Zusammenhang.

3. Institutionen und Organisationen

Der Arbeitskreis Auto/Biographie (Auto/Biography Study Group) – Britische Gesellschaft für Soziologie (British Sociological Association, BSA)

Der Arbeitskreis Auto/Biographie wurde in den frühen 1990er Jahren als Teil der britischen Gesellschaft für Soziologie (*British Sociological Association*, BSA) gegründet.[6] Bekannte Mitglieder waren Liz Stanley, David Morgan, Michael Erben, Bogusia Temple, Andrew Sparkes und Gill Clarke. Der Arbeitskreis hält jährlich zwei Tagungen ab (im Juli und im Dezember – die letztere findet in London statt), gibt ein Jahrbuch zu Auto/Biographie heraus und verfügte bereits seit vielen Jahren über eine eigene Zeitschrift (s. Sparkes 2008). Der Arbeitskreis Auto/Biographie zieht in seiner Arbeit unterschiedliche Quellen heran: literarische Biographik und Autobiographik, feministische Methodik, Lebensgeschichte, Kunst und Debatten über Intertextualität und Repräsentation. Ein Anliegen des Arbeitskreises bestand darin, das Interesses auf die verschiedenen Formen der ‚Lebensbeschreibung' auszuweiten, etwa auf Briefe, persönliche Artefakte und visuelles Material (s. Erben 1998; Stanley/Morgan 1993; Stanley 1992; Roberts 2002: 73-92). Die Mitglieder des Arbeitskreises haben wesentlich zu vielfältigen zentralen Forschungsgebieten beigetragen, etwa im Zusammenhang mit Gesundheit, Sport, Erziehung und dem Leben bzw. dem Selbst des Forschers im Forschungsprozess. Nach Stanley „verdrängt die Auto/Biographie [...] die referentiellen und grundlegenden Behauptungen von Autoren und Forschern, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf das *Schreiben/Sprechen* von/über Lebenserfahrungen und auf die Komplexität des *Lesens* bzw. *Hörens* von Biographien richtet. Auch erschüt-

5 S. http://www.essex.ac.uk/sociology/staff/profile.aspx?id=137.

6 S. http://www.britsoc.co.uk/specialisms/autobiography.htm.

tert sie damit den Begriff der ‚Wissenschaft', problematisiert die referentiellen Behauptungen der Sozialforschung und hinterfragt die Bedeutung von Problemen, die die meisten Forscher entweder verschweigen oder dementieren" (Stanley, zit. nach Roberts 2002: 74).

David Morgan und Liz Stanley sind bedeutende Persönlichkeiten in der britischen Soziologie und haben wesentlich zur Etablierung der Biographieforschung beigetragen. Beide sind in der britischen Gesellschaft für Soziologie hervorgetreten und haben für die Zeitschrift der BSA die Sonderausgabe *Sociology* zu ‚Autobiographie und Biographie' mitherausgegeben (Stanley/Morgan 1993).[7] In der BSA hat die Biographieforschung durch diese Persönlichkeiten eine starke Stimme erhalten.

David Morgan (an der Universität Manchester und ehemaliger Präsident der BSA) ist Namensgeber eines Forschungszentrums an der Universität Manchester, in dem er viele Jahre lang lehrte und forschte.[8] Bekannt ist er für seinen umfassenden Beitrag zur Familien- und Beziehungssoziologie (besonders im theoretischen Bereich), zur Genderforschung (besonders über Männer und Maskulinität) und zu auto-/biographischen Studien. Sein neuestes Buch handelt von der Idee der ‚Bekanntschaft' (Morgan 2009).

Liz Stanley leitet das Zentrum für narrative und auto/biographische Forschung (*Centre for Narrative and Auto/Biographical Studies*, NABS) an der Universität Edinburgh in Schottland. Das Zentrum wird als ‚forschungsorientiertes virtuelles Zentrum' beschrieben[9] und organisiert eine Reihe von Seminaren, Workshops und Tagungen. Für Seminare zur Erzählforschung erhält NABS finanzielle Förderung von der Landesforschungsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialforschung (*Economic and Social Research Council*, ESRC). Die Ergebnisse dieser Seminare erscheinen als Beiträge in den Zeitschriften *Qualitative Research* (2009), *Sociological Research Online* (2009) und *Life Writing* (2010). Die Transkription der Briefe von Olive Schreiner, einer feministischen Autorin und Sozialtheoretikerin, bildet einen Großteil von Stanleys aktueller Arbeit. Durch ihre zentrale Rolle in der Entwicklung des Arbeitskreises Auto/Biographie und ihre bedeutenden Beiträge zur feministischen und soziologischen Theorie und zu methodischen und epistemologischen Problemen hat Liz Stanley die Biographieforschung – und die Soziologie im Allgemeinen – in Großbritannien stark geprägt.

Bogusia Temples (Universität Central Lancashire) oft evaluative Forschungen umfassen zahlreiche Gebiete. Zu diesen zählen Sozialarbeit, Gesundheit, Sozialfürsorge und Wohnen. Außerdem war sie an der Entwicklung des Arbeitskreises Auto/Biographie beteiligt.[10] Temple hat über Polen in Manchester und über deren alltäglichen Sprachgebrauch des Polnischen und des Englischen geforscht. Umfassend hat sie auch zu Fragestellungen aus dem Gebiet der ‚Übersetzung' publiziert (vgl. Interviews) und gilt als eine der führenden Experten auf diesem Feld (s. z.B. Temple 2006). Bogusia Temples Studien über von Migranten verwendete wirtschaftliche und soziale Netzwerke nehmen eine zentrale Stelle in ihrem Gesamtwerk ein.

---

7 S. auch http://www.britsoc.co.uk/WhatIsSociology/BiographicalJourneys.htm.

8 S. http://www.socialsciences.manchester.ac.uk/morgancentre/people/staff/morgan/index.html.

9 S. http://www.sps.ed.ac.uk/NABS/.

10 S. http://www.uclan.ac.uk/schools/school_of_social_work/research/bogusia_temple_tab_profile.php.

Michael Erben war Leiter des Zentrums Biographie und Erziehung (*The Centre for Biography and Education*, 1995 gegründet) an der Universität Southampton. Er ist ebenfalls Gründungsmitglied des Arbeitskreises Auto/Biographie. Indem er diesen seit vielen Jahren einberuft, gewährleistet er mit Tagungen und Kontaktpflege die Fortführung und den Erfolg des Arbeitskreises. Er war Herausgeber des einflussreichen Buchs *Biography and Education* [„Biographie und Erziehung"] (Erben 1998). Es enthält eine Reihe von Artikeln zu Theorie und Forschung, die sich mit der Beziehung zwischen Biographie und der Strukturierung von Erziehungsprozessen beschäftigten. In jüngerer Zeit interessierte sich Erben für die Zusammenhänge von ‚Nostalgie' und Auto/Biographie.

Gill Clarke war bis vor kurzem Vorsitzende des Arbeitskreises Auto/Biographie und Leiterin der Arbeitsgruppe Biographie und Erziehung (zuvor ‚Zentrum Biographie und Erziehung') an der Universität Southampton.[11] Sie publiziert und forscht über Lebenserzählungen von Künstlerinnen während des Kriegs, die *Woman's Land Army*, Forschungsmethoden auf der Grundlage von Visualität und Kunst und damit verbundene Fragestellungen, strukturelle und interaktive Ungerechtigkeit und über Inklusion im Bereich von Sexualität und Gender. Die Gruppe in Southampton beschäftigt sich mit dem ‚Erzieherischen' im weiteren Sinne, nicht allein mit institutioneller Praxis und den offiziellen Institutionen. Ein Anliegen der Arbeitsgruppe besteht darin, die Beziehung zwischen Biographie und Erziehung als Auseinandersetzung mit der Entwicklung von reflexiven Dispositionen und moralischem Denken zu erforschen. Die Arbeitsgruppe Biographie und Erziehung steht mit anderen Gruppen und Zentren mit dem Forschungsschwerpunkt Biographieforschung an britischen Universitäten in Verbindung, insbesondere mit dem Zentrum für Lebensgeschichte (*Centre for Life History*, Universität Sussex) und dem Zentrum für Erzählforschung (*Centre for Narrative Research*, Universität East London).

Andrew C. Sparkes (John Moores Universität Liverpool) ist prominentes Mitglied der Gruppe Auto/Biographie und Herausgeber ihres Jahrbuchs.[12] In seiner Forschung interessiert sich Sparkes für ‚leistungsstarke Körper und Identitätsbildung' in verschiedenen Formen und Kontexten, besonders im Zusammenhang mit ‚verhinderten Körperprojekten' wie z.B. nach Sportverletzungen. Daneben beschäftigt sich Sparkes Forschung mit marginalisierten Gruppen. Zu den oben genannten Bereichen hat er umfangreich publiziert (in *Qualitative Research* und in Gesundheits- und Sportzeitschriften). Darüber hinaus schrieb Sparkes zu methodologischen Fragestellungen und über Neuerungen innerhalb der qualitativen Forschung, etwa über das Ich des Forschers in Forschungsprozessen und über verschiedene Formen der Repräsentation von Forschungsergebnissen; letzteres besonders bezogen auf die Anwendung von Kunst (s. Sparkes 2002 und 2009). Häufig arbeitete er zusammen mit Brett Smith (Universität Loughborough).[13] Ebenfalls an der John Moores Universität Liverpool arbeitet Timonthy Ashplant.[14] Seine Interessen umfassen Arbeiterautobiographien und Le-

11 S. http://www.southampton.ac.uk/postgraduate/pgstudy/researchareas/education/education_research_centre_social_justice_inclusive_education.html#.UEeS5SJl6B8

12 S. http://www.ljmu.ac.uk/ECL/122539.htm.

13 S. http://www.lboro.ac.uk/departments/ssehs/staff/academic/brett-smith.html.

14 S. http://www.ljmu.ac.uk/MCA/93898.htm.

bensbeschreibungen, politische Identitäten, Maskulinität und die Theorie der Autobiographik.

Ich selbst arbeite in Verbindung mit der Psychosozialen Forschungseinheit an der Universität Central Lancashire (UCLan). Diese Abteilung forscht zu Kunst im Zusammenhang mit Gesundheit, Wohlbefinden und der Wiederherstellung von Lokalbereichen.[15] Die neuesten der oft evaluativen Projekte der Forschungseinheit beschäftigen sich u.a. mit der Wirkung von Kunst in Krankenhäusern, mit gemeinschaftlichem Geschichtenerzählen, mit Lyrik, Tanz und geistiger Gesundheit und den Lebenserzählungen junger Straftäter. Ich bin Komitee-Mitglied der Europäischen Gesellschaft für Soziologie (*European Sociological Association*, ESA), des Forschungsnetzwerks 3 ‚Biographische Perspektiven europäischer Gesellschaften' (*Research Network 3 ‚Biographical Perspectives on European Societies'*) und ehemaliges Vorstandsmitglied und ehemaliger Vizepräsident der Internationalen Gesellschaft für Soziologie (*International Sociological Association*, ISA), des Forschungskomitees 38 (*Research Committee 38*) und der Gruppe ‚Biographie und Gesellschaft' (*Biography and Society*). Einige Jahre lang war ich Direktor der Forschungsgruppe ‚Erzählung und Erinnerung' (*Narrative and Memory Research Group*, Universität Huddersfield). Referenten auf der Jahreskonferenz dieser Gruppe waren unter anderem Michael Bamberg, Gabriele Rosenthal, Kip Jones, Maggie O'Neill, Catherine Riessman, Liz Stanley und Andrew Sparkes. 2005 wurde die Jahreskonferenz der Gruppe ‚Erzählung und Erinnerung' im Zusammenhang mit der Internationalen Gesellschaft für Soziologie (ISA) und dem Forschungskomitee 38 (RC 38) abgehalten. Im Jahre 2002 schrieb ich *Biographical Research* („Biographieforschung", Roberts 2002) – ein Überblick über das Forschungsgebiet. Ich war Mitherausgeber einiger Sonderausgaben über ‚biographische Soziologie' in der Zeitschrift *Qualitative Sociology Review* (Roberts/Kyllonen 2006) und in „Forum: Qualitative Sozialforschung" über ‚performative Sozialwissenschaften' (Jones u.a. 2008). In meiner früheren Laufbahn arbeitete ich eng mit Stuart Hall und dem Zentrum für zeitgenössische Kulturwissenschaft zusammen. Die Arbeit des Zentrums über Jugendliche ist für die Biographieforschung noch immer richtungsgebend und relevant (s. Clarke u.a. 1976; Clarke u.a. 1979; Hall u.a. 1978). Im Rahmen meiner Dissertation beschäftigte ich mich mit David Matzas Arbeit und der soziologischen Chicagoer Schule. Meine Interessensgebiete umfassen Erzählung, Erinnerung und Zeit; Biographie und Kunst; ethnische und nationale Identität; mikrosoziale Theorie und die Rolle des Forschers in der Forschung[16] (s. Roberts 2006; 2007; 2008; 2009). Lynn Froggett ist Direktorin der psychosozialen Forschungseinheit an der Universität Central Lancashire. Ihre Arbeit speist sich aus klinischer Praxis, psychoanalytischen Konzepten und transdisziplinären Perspektiven. Froggetts Forschungen, darunter auch ihre Gemeinschaftsarbeiten mit Prue Chamberlayne und Tom Wengraf, umfassen Themen wie Biographie und Kunst in der Sozialarbeit, Evaluation auf der Grundlage von Biographie und Kunst; narrative Methoden und die Wechselbeziehungen zwischen Grundsätzen und ihren praktischen Umsetzungen (s. Froggett 2002).[17] Die psychosoziale Forschungseinheit hat umfassende

15 S. http://www.uclan.ac.uk/schools/school_of_social_work/research/pru/brian_roberts_pruprofile.php.

16 S. http://www.qualitativesociologyreview.org/ENG/volume3.php; http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10.

17 S. auch www.uclan.ac.uk/schools/school_of_social_work/research/pru/lynn_froggett_pruprofile.php.

nationale (z.B. mit CNR, UEL und dem Tavistock Zentrum für die Erforschung sozialer Arbeit (*Tavistock Centre for Social Work Research*)) und internationale Beziehungen. Dazu zählt die Verbindung mit dem Netzwerk ‚Lebensgeschichte und Biographie' der Europäischen Gesellschaft zur Forschung in der Erwachsenenbildung (*European Society for the Education of Adults*, ESREA). Darüber hinaus bestehen Beziehungen zu einigen deutschen Biographieforschern.

*Forschungsnetzwerk 3 (RN 3): ‚Biographische Perspektiven europäischer Gesellschaften' – Europäische Gesellschaft für Soziologie (*European Sociological Association*, ESA)*

Forscher aus Großbritannien haben im Forschungsnetzwerk 3 (RN 3) der Europäischen Gesellschaft für Soziologie (ESA) eine bedeutende Rolle gespielt. Zurzeit ist Maggie O'Neill (Universität Durham) Vizevorsitzende. Das Komitee des Netzwerks setzt sich aus Robert Miller (ehemaliger Vorsitzender, Queen's Universität Belfast), Robin Humphrey (ehemaliger Vorsitzender, Universität Newcastle), Brian Roberts (Universität Central Lancashire) und John Given (vormalig an der Universität Northumbria) zusammen.

Robin Humphrey (Universität Newcastle) hat für das Forschungsnetzwerk einen wichtigen Beitrag geleistet.[18] Er ist Mitherausgeber des Sammelbands *Biographical Research in Eastern Europe: Altered Lives and Broken Biographies* [„Biographieforschung in Osteuropa: Veränderte Leben und gebrochene Biographien"] (Humphrey/Miller/Zdravomyslova 2003). Der Band versammelt die Arbeit internationaler Forscher, die die Veränderungen in Osteuropa zu einer Zeit des tiefgreifenden Wandels untersuchten. Enthalten sind unter anderem Beiträge von J. P. Roos, Daniel Bertaux, Valery Golofast, Aili Aarelaid-Tart, Roswitha Breckner, Viktor Voronkov und Elena Chikadze.

Maggie O'Neill (Universität Durham) arbeitet an der Erneuerung von Methodenlehren in Themenfeldern wie Biographie, Kunst, Visualität und Performanz. Sie beschäftigt sich außerdem mit innovativen teilnehmenden Methodologien und neuen Erkenntnissen, die Bezüge zur öffentlichen Politik herstellen.[19] Ihre bisherigen Forschungsbereiche umfassen Prostitution und die kommerzielle Sex-Industrie, Zwangsmigration und Asyl. Zwischen 1999 und 2002 war sie Mitherausgeberin der Zeitschrift *Sociology* der Britischen Gesellschaft für Soziologie (*British Sociological Association*, BSA). Ihre letzte Publikation entstand im Zusammenhang mit ihrer Arbeit zu Migration und Asyl (O'Neill 2010).

Robert L. Miller (Queens Universität, Belfast, Nordirland) hat über Gender, politische Beteiligung, Mobilität und soziale Schichtung geforscht. Besonders interessierte er sich für qualitative Methoden in Familiengeschichte und Autobiographieforschung. Miller publizierte *Researching Life Stories and Family Histories* [„Die Erforschung von Lebenserzählungen und Familiengeschichten"] (2000), ist Mitherausgeber des Sammelbands *Biographical Research in Eastern Europe* [„Biographieforschung in Osteuropa", s. oben] (Humphrey/Miller/Zdravomyslova 2003) und Herausgeber der Sammlung *Biographical Research Methods* [„Biographische Forschungsmethoden"] (4 Bde., 2005). Zurzeit ist Miller Koordinator des Projekts *Euro Identities* [„Euro-

18 S. http://www.ncl.ac.uk/gps/staff/profile/robin.humphrey.

19 http://www.dur.ac.uk/sass/staff/profile/?id=8314.

Identitäten"], in dem die Entwicklung europäischer Identität in sieben Ländern unter Anwendung biographischer Methoden untersucht wird.[20]

Im September 2010 nahmen alle oben genannten Personen einschließlich des Autors an der erfolgreichen gemeinsamen Interimstagung des Forschungsnetzwerkes und zugleich Jahrestagung der Sektion „Biographieforschung" (DGS) in Nürnberg teil, die dem Thema „Anwendungsbezüge der Biographieforschung" gewidmet war.

*Die Gesellschaft für Oral History (*Oral History Society*)*[21]

Die Gesellschaft für Oral History hat für die Erforschung (d.h. Sammlung, Methodologie, Präsentation, Archivierung und Theoretisierung) von ‚Lebensbeschreibungen' in Großbritannien auf wissenschaftlicher wie auf öffentlicher Ebene einen wichtigen Beitrag geleistet. Ihre Untersuchungen beinhalten unter anderem Forschungsfelder wie Migration, Gesundheit, Sozialfürsorge, Familie und Industrie. Schriftführer ist Rob Perks; Joanna Bornat gibt die seit langem etablierte Zeitschrift der Gesellschaft heraus.[22] Steve Humphries (*Testimony Films*) ist einer der Ehrenvizepräsidenten der Gesellschaft. Er hat zahlreiche Oral History Dokumentationen für das Fernsehen produziert und gemeinsam mit anderen Bücher herausgegeben (z.B. Humphries/Gordon 1993; Humphries/Hopwood 2000). Die Konferenz der Gesellschaft in 2011 war dem Thema *Creation, Destruction, Memory: Oral History and Regeneration* [„Schöpfung, Zerstörung, Erinnerung: Oral History und der Wiederaufbau"] gewidmet. Rob Perks und Alistair Thomson haben 1997 gemeinsam einen einflussreichen Sammelband über Oral History herausgegeben (2006, 2. Aufl.). Thomson, der inzwischen nach Australien zurückgekehrt ist, war Direktor des ‚Forschungszentrums für Lebensgeschichte' (*Centre for Life History Research*) an der Universität Sussex und ist Mitherausgeber der Zeitschrift *Oral History*. Er ist außerdem Mitherausgeber eines Buches über Oral History und Fotographie (Thomson/Freund 2011). International haben Vertreter der Oral History in Großbritannien (u.a. Paul Thompson, Alistair Thomson, Joanna Bornat und Rob Perks) eine führende Rolle in ihrem Forschungsgebiet gespielt. So war zum Beispiel Alistair Thomson Präsident der Internationalen Gesellschaft für Oral History (*International Oral History Association*, IOHA).

*Das Forschungszentrum für Lebensgeschichte und Lebensbeschreibung (*Centre for Life History and Life Writing Research*) – Universität Sussex*

Das 1999 gegründete Forschungszentrum ist für seinen Beitrag zu Oral History und der Erforschung von Lebensgeschichte und Lebensbeschreibung weithin bekannt.[23] Margaretta Jolly ist Teil des Vorstandes dieses Zentrums.[24] Sie hat vor allem über Kunst und Geschichte des Briefeschreibens (und E-Mail-Schreibens) publiziert und sich mit feministischer Theorie auseinander gesetzt. Außerdem ist sie Herausgeberin der *Encyclopedia of Life Writing* [„Die Enzyklopädie der Lebensbeschreibung"] (Jolly 2001). Jolly ist eines der zentralen Mitglieder der 1999 gegründeten Internationalen

20 S. http://www.euroidentities.org/Partners/QueensUniversityBelfast/.

21 S. http://www.oralhistory.org.uk/.

22 S. http://www.oralhistory.org.uk/journals/index.php.

23 S. http://www.sussex.ac.uk/clhlwr/.

24 S. http://www.sussex.ac.uk/profiles/16251.

Gesellschaft für Auto/Biographie (*International Auto/Biography Association*, IABA). Das Forschungszentrum pflegt Verbindungen zu weiteren Vereinigungen, wie z.B. ‚Biographie und Erziehung' (*Biography and Education*, Universität Southampton), dem Zentrum für internationale Diversitäts- und Partizipationsforschung (*Centre for International Studies in Diversity and Participation*, Canterbury Christ Church Universität) und dem Zentrum für Erzählforschung (*Centre for Narrative Research*, Universität East London). Jolly war 2006 an der Organisation der gemeinsamen Tagung dieser Gruppen *Researching Lives* („Die Erforschung von Lebensbeschreibungen") beteiligt. Das Forschungszentrum in Sussex war 2010 Gastgeber der 7. zweijährig stattfindenden internationalen Tagung *Life Writing and Intimate Publics* [„Lebensbeschreibung und intime Öffentlichkeiten"] der IABA. Mit dem international bekannten Archiv für Massenbeobachtung (*Mass-Observation Archive*), ebenfalls an der Universität Sussex, ist das Zentrum eng verbunden. Massenbeobachtung sollte in den späten 1930er und 1940er Jahren durch tägliche Tagebucheinträge, regelmäßige Antworten auf Schreibaufforderungen, durch ein Gremium von Befragten und eine Reihe anderer Methoden einfachen Menschen die Möglichkeit geben, ‚für sich selbst zu sprechen'. Seit den 1980er Jahren werden auch heute noch Projekte dieser Art durchgeführt. Das Archiv für Massenbeobachtung führt aktuell relevante Untersuchungen durch. So enthalten derzeitige Schreibaufforderungen unter anderem Themen wie ‚Zu einer Beerdigung gehen' oder ‚Kindheit und Krankheit' (s. Calder/Sheridan 1984; Sheridan 2000; Sheridan/Street/Bloome 2000). [25] Die Liste der mit dem Archiv verbundenen Publikationen in den Zeiträumen 1937 bis 1950 und ab 1981 ist umfangreich und umfasst eine große Themenvielfalt.[26]

*Die Europäische Gesellschaft zur Forschung in der Erwachsenenbildung (*European Society for Research on the Education of Adults*, ESREA) – Netzwerk für Lebensgeschichte und Biographieforschung (*Life History and Biographical Research Network*)*

Das Netzwerk für Lebensgeschichte und Biographieforschung wird von Linden West einberufen.[27] West ist außerdem Kodirektor des Zentrums für internationale Diversitäts- und Partizipationsforschung (*The Centre for International Studies of Diversity and Participation*, CISDP) an der Canterbury Christ Church Universität.[28] Das ESREA Netzwerk für Lebensgeschichte und Biographieforschung hielt 2008 eine Tagung zu den ‚emotionalen Dimensionen des Erfahrens und Erforschens von Lebensläufen' in Canterbury ab. West ist Koautor der vor kurzem erschienenen Monographie *Using Biographical Methods in Social Research* [„Die Anwendung biographischer Methoden in der Sozialforschung"] (Merrill/West 2009). Diese praxisnahe Anleitung zur Anwendung biographischer Methoden enthält außerdem einen Theorieteil und

25 S. http://www.massobs.org.uk/accessing_material_online.htm.

26 S. http://www.massobs.org.uk/publications_1974_onwards.htm. Ich habe einige Aufsätze publiziert, die sich auf eine im Archiv aufbewahrte Studie über eine walisische Bergbaugemeinde in den Jahren 1942-43 beziehen. Die Arbeit mit dieser Studie veranlasste mich dazu, in den Jahren 1990 und 1991 eine eigene Untersuchung über ‚lokale Lebensläufe' in derselben Stadt durchzuführen (s. Roberts 2000; 2009)].

27 S. http://www.esrea.org/life_history_network?l=en.

28 S. http://www.canterbury.ac.uk/education/research/Staff/LindenWest.aspx.

Überlegungen zur persönlichen Erfahrung des Forschens. Das Forschungsnetzwerk wurde in den frühen 1990er Jahren gegründet. Forscher unterschiedlicher Disziplinen und theoretischer Standpunkte in ganz Europa, die sich für Lebensgeschichte und biographische Methoden in der Erforschung des lebenslangen Lernens interessieren, sollen hier miteinander in Verbindung gebracht werden.[29] Das Zentrum für internationale Diversitäts- und Partizipationsforschung in Canterbury legt einen seiner Schwerpunkte auf Inklusion bzw. Exklusion und lebenslanges Lernen. Es pflegt enge Beziehungen zu dem Zentrum für Biographie und Erziehung (*Centre for Biography and Education*, Universität Southampton), dem Zentrum für Deutsch-Jüdische Forschungen (*Centre for German-Jewish Studies*, Universität Sussex), dem Zentrum für die Erforschung von Lebensgeschichte (*Centre for Life History Research*, Universität Sussex) und dem Zentrum für Erzählforschung (*Centre for Narrative Research*, Universität East London).

*Das Zentrum für Altern und biographische Studien (*Centre for Ageing and Biographical Studies*, CABS) – Offene Universität (Open University)*[30]

Dieses Zentrum besteht seit 1995. Zu seinen Mitgliedern zählen u.a. Joanna Bornat, Bill Bytheway und Julia Johnson. Sie wenden Biographieforschung in der Gerontologie an und verbinden in ihrer Arbeit Theorie, Forschung, Methoden und Praxis. Joanna Bornat ist Direktorin des Zentrums und schrieb umfangreich über das Altern, die Methodik von Biographie und Oral History. Seit langem beschäftigt sie sich mit Oral-History-Projekten in Gemeinden. Besonders bekannt ist sie für ihre Arbeit, in der sie Reminiszenz mit Oral History verbindet. Bornat ist Mitherausgeberin des einflussreichen *The Turn to Biographical Methods in Social Science* [„Die Wende zu biographischen Methoden in der Sozialwissenschaft"] (Chamberlayne/Bornat/Wengraf 2000) und *Biographical Methods in Professional Practice* [„Biographische Methoden in der Arbeitspraxis"] (Chamberlayne/Bornat/Apitzsch 2004).

Im Zusammenhang mit Biographieforschung sollte eine Reihe weiterer Psychologen und Soziologen an der offenen Universität genannt werden, die keine Mitglieder des Zentrums sind. Dazu zählen Wendy Hollway, Margaret Wetherell, und Stephanie Taylor aus dem Bereich der Psychologie und Ruth Finnegan aus der Soziologie.

Wendy Hollway hat neben qualitativer Methodenlehre über Fragestellungen zu Themen wie Identität, Gender-Beziehungen, Elternschaft und Pflege geforscht. Um Beziehungen und Identität zu untersuchen, hat sie eine ‚psycho-soziale' Methode auf der Grundlage einer ‚psychoanalytische Ontologie und Epistemologie' entwickelt. Hollway untersuchte als Teil des Programms ‚Identitäten und soziales Handeln' (*Identities und Social Action*, gefördert von der ESRC) die Identitätstransition in der ersten Mutterschaft. Gemeinsam mit Tony Jefferson veröffentlichte sie die bekannte Arbeit *Doing Qualitative Research Differently: Free Association, Narrative and the Interview Method* [„Qualitative Forschung anders: Freie Assoziation, Erzählung und die Interview-Methode"] (Hollway/Jefferson 2000).

Margaret Wetherell arbeitet mit einer Methode der ‚diskursiven Psychologie' und untersucht ‚affektive Verhaltensweisen', darunter Erzählmuster von Individuen.[31] Ihre

29 http://www.canterbury.ac.uk/education/.

30 S. http://www.open.ac.uk/hsc/research/ageing-and-later-life/centre-for-ageing-and-biographical-studies.php.

Forschungen umfassen u.a. Forschungsgegenstände wie Selbstbegriff und Identität, Emotion und Erinnerung und die Untersuchung von ‚kollektiver Sinnstiftung' und Ideologie. Letzteres fächert sich weiter auf in Themen wie Rassismus, Ethnizität, Maskulinität und Identitäten von Männern. Wetherell war Direktorin des ESRC-Programms ‚Soziale Identitäten und soziales Handeln' (*Social Identities und Social Action*, 2003-2009).[32] Dabei oblag ihr die Verwaltung von Fördergeldern in Höhe von £4 Mio. für über 25 Forschungsprojekte in zahlreichen Disziplinen an Universitäten in ganz Großbritannien. Hinsichtlich Methodenlehre und Theorie enthalten die von der ESRC geförderten Projekte viele für die Biographieforschung relevante Elemente. Auch werden in diesen Projekten Themen behandelt wie Identität bzw. Identifikation, Emotion, Freundschaft, Familie und Arbeitsleben, Ethnizität und Kohäsion, die für die Biographieforschung von zentraler Bedeutung sind.

Stephanie Taylor hat mittels einer ‚narrativ-diskursiven' Methode über Identität und Raum und ‚Biographien im Gespräch' geschrieben (s. Taylor 2010; Taylor/Littlejohn 2006.[33]

Ruth Finnegan soll an dieser Stelle gesondert genannt werden.[34] Ihre Forschungsinteressen reichen von vergleichender Soziologie bzw. vergleichender Anthropologie künstlerischer Tätigkeit (besonders ‚mündliche Literatur' und Musik) und Kommunikation und Performanz; über Debatten bezüglich Literarität, ‚Mündlichkeit' und Multimodalität; Amateurs- und andere ‚verborgene' Tätigkeiten; bis hin zu ‚Wissensproduktion'. Ihr Buch *Communicating: The Multiple Modes of Human Interconnection* [„Kommunizieren: Die Vielfalt zwischenmenschlicher Verbindung"] (2002) betrachte ich als ‚klassisches' Werk – ein interdisziplinärer und kulturübergreifender Bericht über die Multimodalität menschlicher Kommunikation. Ruth Finnegan führt hier die aktuellen Entwicklungen der sensorischen und linguistischen Anthropologie, der materiellen Kultur, der Untersuchungen des Körpers und der Emotionen und vergleichende Arbeiten über Tierkommunikation zusammen. Zuvor hatte sie auf der Grundlage von Milton Keynes in ihrem Buch *Tales of the City: A Study of Narrative and Urban Life* [„Stadtgeschichten: Eine Studie zu Narration und urbanem Leben"] (Finnegan 1998) über Erzählung und Raum geforscht. Sie schrieb darüber hinaus eine Einführung über Forschungsverfahren im Zusammenhang mit ‚mündlichen Traditionen' und ‚verbaler Kunst' (Finnegan 1992).

*Das Zentrum für Erzählforschung (*Centre for Narrative Research*, CNR) – Universität East London (UEL)*

Das Zentrum für Erzählforschung (CNR) ist renommiert für seine Forschungen und Publikationen. Es wird gemeinsam von Molly Andrews, Corinne Squire und Maria Tamboukou geleitet.[35] Das Zentrums arbeitet aus einer interdisziplinäre Perspektive heraus und bezieht schriftliche, gesprochene und visuelle Erzählungen in seine Betrachtungen mit ein. Seine Arbeit beschreibt das Zentrum für Erzählforschung als

31 S. http://www.open.ac.uk/socialsciences/staff/people-profile.php?name=Margaret_Wetherell.

32 S. http://www.identities.org.uk/.

33 S. http://www.open.ac.uk/socialsciences/staff/people-profile.php?name=Stephanie_Taylor.

34 S. http://www.open.ac.uk/socialsciences/staff/people-profile.php?name=Ruth_Finnegan.

35 S. http://www.uel.ac.uk/cnr/.

offen für ‚narrative Komplexität'. ‚Lücken', ‚Widersprüche' und ‚Inkohärenzen' in Erzählungen werden in der Forschung berücksichtigt. Auch behandelt es narrative ‚Sinngebung' und die Frage, wie persönliche Narrationen mit der sozialen Welt verbunden sind. Die Mitglieder des Zentrums haben eine Reihe einflussreicher Bücher veröffentlicht (s. Andrews/Sclater/Squire/Treacher 2000; Andrews/Squire/Tamboukou 2008). Das Zentrum pflegt Beziehungen zu anderen Zentren im Bereich der Biographieforschung in Großbritannien. Darüber hinaus hat es starke internationale Verbindungen mit prominenten internationalen Forschern, die als Besucher eingeladen werden; darunter Jens Brockmeier (Kanada), Matti Hyvarinen (Finnland) und Catherine Riessman (USA).

Prue Chamberlayne, die einigen deutschen Kollegen gut bekannt ist, war viele Jahre lang an der Universität East London beschäftigt. Später arbeitete sie an der Offenen Universität. Sie war eine zentrale Persönlichkeit für das SOSRIS-Projekt (1996-1999), an dem sich sieben Länder beteiligten. Mittels biographisch-interpretativer Methoden legte die erste Phase dieses Projekts seinen Schwerpunkt auf sechs soziale Gruppen: arbeitslose Akademiker, Menschen im Frühruhestand, unqualifizierte Jugendliche, alleinerziehende Eltern, ehemalige Arbeiter aus traditionellen Berufsgruppen und ethnische Minderheiten. Instanzen wurden untersucht, die soziale Exklusion und die Sozialpolitik bekämpften. Chamberlayne ist Mitherausgeberin mehrerer Bücher und Berichte auf der Grundlage ihrer biographischen Forschung im Bereich der Sozialhilfe (Chamberlayne/Cooper/Freeman 1999; Chamberlayne/King 2001; Chamberlayne/Rustin/Wengraf 2002; und Chamberlayne/Bornat/Apitzsch 2004). Viele dieser Arbeiten beinhalteten Beiträge von Wissenschaftlern aus Deutschland oder anderen Ländern. Chamberlaynes Schlüsselwerk über Biographieforschung *The Turn to Biographical in Social Sciences* [„Die Wende zu biographischen Methoden in der Sozialwissenschaft"] (2000), das sie gemeinsam mit Joanna Bornat und Tom Wengraf herausgab, stellt ein wichtiges Moment in der Etablierung des Forschungsfelds dar. Es beinhaltet Beiträge von Apitzsch, Inowlocki, Bertaux, Delcroix, Fischer, Hollway, Jefferson, Andrews, Squire, Schiebel und anderen. Tom Wengraf seinerseits hat einen einflussreichen Text über die ‚biographisch-narrative Interview-Methode' geschrieben (Wengraf 2001).

Susannah Radstone unterrichtet – ebenfalls an der Universität East London – Film- und Kulturwissenschaften. Ihre Forschungsinteressen umfassen das ‚kulturelle Gedächtnis' besonders im Verhältnis zu Literatur und Film; die historische Imagination und Psychoanalyse und Kultur. Über diese Themengebiete hat sie umfassend publiziert (s. Radstone 2000; Radstone/Hodgkin 2003; Radstone 2007).[36]

*Das Forschungszentrum für Lebensbeschreibung (*Centre for Life-Writing Research*) - King's College, London*

Kodirektor dieses interdisziplinären Forschungszentrums ist Max Saunders. Es wurde 2006 gegründet und hat das Ziel, Kontakt zwischen Wissenschaftlern und Autoren von Lebensbeschreibungen herzustellen.[37] Saunders ist in erster Linie Literaturwissenschaftler. Vor kurzem veröffentlichte er ein Buch über den wachsenden Einfluss der Lebensbeschreibung auf die Literatur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts

36 S. auch http://www.uel.ac.uk/adi/staff/susannahradstone/.

37 S. http://www.kcl.ac.uk/ip/maxsaunders/.

(Saunders 2010). Er ist außerdem Lenkungsausschussmitglied des 2009 gegründeten europäischen Verbands innerhalb der Internationalen Gesellschaft für Auto/Biographie (*International Auto/Biography Association*, IABA Europe).[38] Das Zentrum veranstaltete 2009 eine bedeutende internationale Tagung zu dem Thema „Die Arbeit der Lebensbeschreibung" (*The Work of Life-Writing*), nicht zuletzt um die Beziehungen zu anderen Mitgliedern in der IABA zu stärken. Zu den mitwirkenden internationalen Forschern zählten u.a. Sidonie Smith (USA), Craig Howes (USA), G. Thomas Couser (USA), Julia Watson (USA) und Philippe Lejeune (Frankreich). Daneben referierten führende britische Persönlichkeiten aus dem Bereich der Lebensbeschreibung, darunter Hermione Lee (Oxford), Margaretta Jolly (Sussex) und Kathryn Hughes (East Anglia).

Ebenfalls am King's College, allerdings an anderer Stelle, arbeitet Alexandra Georgakopoulou**.** Sie ist eine ‚Analytikerin des narrativen Diskurses' und erforscht ‚Gesprächsgeschichten' oder ‚kleine Geschichten' in Interaktion und Identitätsbildung (Georgakopoulou 2007).[39]

*Das Brunel-Zentrum für zeitgenössisches Schreiben (*The Brunel Centre for Contemporary Writing*, BCCW) – Brunel Universität*

Das Brunel-Zentrum versucht, Techniken der literarischen Analyse mit qualitativen Forschungsmethoden zusammenzuführen, um ‚sozio-kulturelle Erzählungen', die Lebensbeschreibung in ihren Variationen und Autobiographik bzw. Biographik zu untersuchen.[40] Auf diese Weise bemüht sich das Zentrum darum, die Reichweite der konventionellen Literaturwissenschaft zu erweitern und dabei die intellektuelle Untersuchung wieder mit dem alltäglichen Leben zu vereinen. Das Projekt „Fiktion und die kulturellen Vermittlungen des Alterns" (*The Fiction and the Cultural Mediations of Ageing*, FCMAP) wird vom Brunel-Zentrum durchgeführt. FCMAP ist Teil der siebenjährigen multidisziplinären Forschungsinitiative „Neue Dynamik des Alterns" (*New Dynamics of Ageing*), einem Programm, das von der Landesforschungsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialforschung (ESRC) finanziert wird. Es ist das bisher größte Forschungsprogramm des Landes mit dem Ziel, die Lebensqualität älterer Menschen zu verbessern.[41] Im April 2011 fand die Tagung „Neue Kulturen des Alterns: Erzählungen, Fiktionen, Methoden & die Erforschung der Zukunft" (*New Cultures of Ageing: Narratives, Fictions, Methods & Researching the Future*) statt.[42]

*Das Zentrum für Erzählungen und transformatives Lernen (*Centre for Narratives and Transformative Learning*, CeNTraL) - Universität Bristol*[43]

Koordinatorin des Zentrums ist Jane Speedy. Ihre Forschungsinteressen reichen von den ‚verschwommenen Grenzen' zwischen narrativer Therapie und Forschungsver-

38 S. http://www.iaba-europe.eu/home/.

39 S. http://www.kcl.ac.uk/artshums/depts/chs/people/academic/georgakopoulou/index.aspx.

40 S. http://www.brunel.ac.uk/arts/research/centre-for-contemporary-writing.

41 S. http://newdynamics.group.shef.ac.uk/.

42 S http://www.newdynamics.group.shef.ac.uk/new-cultures-of-ageing-narratives-fictions-methods-researching -the-future.html.

43 S. http://www.bristol.ac.uk/education/research/centres/central.

fahren über die Beziehung zwischen Kunst und den Sozialwissenschaften bis hin zu der Bildung kreativer und kritischer Forschungsmethodologien besonders innerhalb der ‚neuen Ethnographien'. Darüber hinaus beschäftigt sich Speedy mit der Bildung narrativer Identitäten und der Repräsentation von Lebensbeschreibungen an den Rändern der Gesellschaft. Untersuchungen zum Einsatz poetischen Schreibens und digitaler bzw. visueller Bilder in der therapeutischen Arbeit sind ebenso Teil ihrer Forschungsarbeit.[44] Vor kurzem war Catherine Riessman (USA) Gastwissenschaftlerin am Brunel-Zentrum. Kim Etherington ist mit dem Zentrum verbunden und beschäftigt sich in Forschung und Publikationen mit Trauma, Misshandlung, Gesundheit und narrativen und reflexiven Forschungsmethodologien. Darüber hinaus interessiert sie sich für den Einsatz des Forscher-Ichs in der Forschung[45] (s. Etherington 2000; 2003; 2004).

*Das Zentrum für Erziehungswissenschaft (*Education Research Centre*) – Universität Brighton*

Mit dem Ziel, „das kritische Verständnis des Lernens in unterschiedlichen Kulturen und komplexen Welten zu fördern", erforscht das Zentrum für Erziehungswissenschaft Fachgebiete der Erzählung, des Lernens und der Pädagogik.[46] Die Forschung des Zentrums arbeitet hauptsächlich qualitativ mit Methoden zur Lebensgeschichte und narrativen Verfahren. Neben Themen wie Berufsleben, Pädagogik, Lehrplan und der Bildungsentwicklung legt das Zentrum Schwerpunkte auf „narratives Lernen, Lebenswelten, Stimme, Identität, Kreativität und Lebensgeschichte". Mitglied des Zentrums ist auch Ivor Goodson. Gemeinsam mit Kollegen anderer Universitäten ist er Teil des Lehr- und Lernprogramms der ESRC „Lernende Lebensformen – Lernen, Identität und Handlungsfähigkeit im Lebenslauf" (*Learning Lives – Learning, Identity and Agency in the Life Course*, 2003-2008). Er hat Methoden der Lebensgeschichte und Lebenserzählung umfangreich in der Erziehungswissenschaft angewandt (s. Goodson u.a. 2009; Goodson/Sikes 2001).[47]

*Das George Ewart Evans-Zentrum für Erzählkunst (*George Ewart Evans Centre for Storytelling*) – Universität Glamorgan, Wales.*

Dieses Zentrum wurde nach dem Pionier der Oral History und Folklore im ländlichen East Anglia benannt: George Ewart Evans. Er schrieb vor allem zwischen den 1950er und 1970er Jahren Bücher auf der Grundlage von Interviews und Beobachtungen. Seine Arbeit kann den Büchern Tony Parkers gegenübergestellt werden, die von den frühen 1960er bis zur Mitte der 1990er Jahren entstanden. In diesen wurden Interviews mit den ‚marginalisierten' der Gesellschaft wie Gefangenen, Mitgliedern von unterprivilegierten Gemeinschaften usw. verwandt; z.B. s. Parker 1971; 1985). Das Zentrum arbeitet zusammen mit Künstlern, Geschichtenerzählern und Menschen in Kreativ- und Kulturindustrien. Es unterstützt Menschen, die Erzählkunst in Gemein-

44 S. http://www.bris.ac.uk/education/people/jane-speedy/index.html.

45 S. http://www.bristol.ac.uk/education/people/kim-k-etherington/index.html.

46 S. http://www.brighton.ac.uk/education/research/.

47 S. auch http://www.brighton.ac.uk/education/contact/details.php?uid=ig5.

de- und Bildungseinrichtungen praktisch zur Anwendung bringen.[48] Hamish Fyfe, Direktor (und einer der Geldmittelgeber) des Zentrums, beschäftigt sich mit der Bildung kreativer Gemeinschaften durch die Zusammenarbeit verschiedener Künste. Seine weiteren Interessen umfassen Themen wie Ritual, Theater und Identität. Darüber hinaus untersucht er wie Kreativität ‚funktioniert' und angeregt werden kann. Michael Wilson (ebenfalls einer der Geldmittelgeber des Zentrums) interessiert sich für populäre bzw. ‚mundartliche' Aufführungen und für das Geschichtenerzählen. Er erforscht die Beziehung zwischen Erzählkunst und digitaler Technologie. Das Zentrum ist Partner des Projekts *Storyworks*[49] der Universität. Karen Lewis ist Projektleiterin von *Storyworks* ist. Sie war Gründerin und Produzentin des digitalen Geschichtenerzählprojekts *Capture Wales* der BBC.[50] Das BBC-Projekt *Video Nation* soll ebenfalls an dieser Stelle genannt werden. Es sammelt kurze Videos, die jeder für den freien Online-Zugang einreichen kann.[51] Etwas anders ist die ebenfalls fortgeführte faszinierende Fernsehserie *Up* (Michael APTED, Granada/BBC) in Großbritannien. Hier werden Interviews mit einer gemischten Gruppe Siebenjähriger gezeigt, die 1964 aufgenommen wurden. Die gleichen Befragten wurden danach alle sieben Jahre erneut interviewt und über ihr Leben befragt.

*Das Forschungsinstitut für Berufsleben (*Working Lives Research Institute*) – London Metropolitan Universität*

Das Institut (Steve Jefferys, Direktor) führt „sozial engagierte wissenschaftliche und angewandte Forschung in allen Bereichen des Berufslebens" durch. Schwerpunkte der Forschung sind unter anderem soziale Gerechtigkeit und soziale Gleichheit. Das Institut pflegt Partnerschaften mit Gewerkschaften und ehrenamtlichen und gemeindebasierten Organisationen, die für die Forschungstätigkeiten relevant sind.[52] Untersucht wird, wie berufliche Veränderungen von Arbeitern und ihren Organisationen erfahren werden. Ein besonderer Schwerpunkt liegt dabei auf Fragen zu Gender, Sexualität, ethnischer Zugehörigkeit und Behinderung. Besonders berücksichtig wird außerdem die ‚Dynamik' zwischen Arbeit, Haushalt, Familie, Gemeinschaft und der Gesellschaft im weiteren Sinne.

Literarische Biographik und Autobiographik

Die Biographische und autobiographische Praxis hat im Zusammenhang mit einer eingehenden Untersuchung durch Kulturwissenschaftler, Biographen und Romanautoren in den vergangenen zwanzig Jahren in Großbritannien einige wichtige Veränderungen erfahren. Diskutiert wurden die Besonderheiten von Erzählung oder Geschichtenerzählen, das Zusammenspiel von Fakten und Fiktion und andere Fragestellungen (s. Roberts 2002: 52-72). Diese Entwicklungen wurden von prominenten Biographen berücksichtigt, die ihre eigenen Leben und ihre Herkunft untersuchten. Sie gaben eine Einschätzung über ihre eigenen Arbeitsweisen. Zu kürzlich erschienener Biographik

48 S. http://storytelling.research.glam.ac.uk/.

49 S. http://www.storyworksglam.co.uk/.

50 S. http://www.bbc.co.uk/wales/arts/yourvideo/queries/capturewales.shtml.

51 S. http://www.bbc.co.uk/videonation/network/.

52 S. http://www.workinglives.org/.

und Autobiographik und ihrer Beurteilung s. z.B. Ackroyd/Dickens (1991); Anderson (Universität Newcastle) (2001); Byatt (2000); Bostridge (2005); Evans (London School of Economics) (1999); France und St Clair ((eds.), 2004); Hamilton (2007); Holmes (2000); Holroyd (2000); Lee (Universität Oxford) (2005) und Lee (2009); Marcus (Universität Oxford) (1994); Sisman über Boswell (2000); und Swindells (Anglia Ruskin Universität) (1995).

*Britische Portraits verstehen (*Understanding British Portraits*)*

Dieses ‚Expertennetzwerk' hat das Anliegen, Wissen und Verständnis über Portraits in sämtlichen medialen Bereichen in britischen Galerien und Museen zu erweitern. Auch sollen Debatten über alle Portraitformen angeregt werden. Das Netzwerk bemüht sich darum, in Großbritannien Expertise, d.h. Forschung, Interpretation und Präsentation, zu verzeichnen. Außerdem sollen private und öffentliche Portraitsammlungen erfasst werden[53] Es besteht ein wachsendes Interesse an Portraits bzw. Selbstportraits in Kunst, Fotographie und Video in Großbritannien (und anderswo). Dieses Interesse spiegeln aktuelle Ausstellungen und zahlreiche Publikationen wider (s. z.B. West (Universität Birmingham) 2004; Jones (Universität Manchester) 2006; Rideal (Slade School of Fine Art) 2005).[54]

*Die Forschungsgruppe für Ethnographie, Kultur und interpretative Analyse (*Ethnography, Culture and Interpretive Analysis Research Group*) – Universität Cardiff, Wales.[55]*

Diese Forschungsgruppe ist besonders für ihre Arbeit zur Ethnographie bekannt (s. Lofland u.a. 2001); sie beschäftigt sich jedoch auch mit verwandten Forschungsgebieten wie mobilen Methoden, Hypermedien, teilnehmenden Methoden, Erzählung und Diskurs und mit visuellen Methoden. Zu ihren wichtigsten Mitgliedern zählen Paul Atkinson, Sara Delamont und Amanda Coffey (s. Coffey 1999). In dem Programm „Qualitative Forschung in den Sozialwissenschaften in Europa" (*Qualitative Research in the Social Sciences in Europe*, EUROQUAL) und in der Zeitschrift *Qualitative Research* spielt die Gruppe eine führende Rolle.

*Das Zentrum für qualitative Forschung (*Centre for Qualitative Research*) – Universität Bournemouth*

Einen seiner Forschungsschwerpunkte legt das Zentrum auf die Verbesserung des ‚alltäglichen Lebens' von Sozial- und Gesundheitsfürsorgeempfängern.[56] Seine Arbeit beschäftigt sich mit der ‚Humanisierung des Gesundheitswesens und der sozialen Fürsorge', ‚neuartigen und innovativen Forschungsmethodologien' und ‚performativen Sozialwissenschaften'. Letzteres umfasst Erkenntnisse über ‚einzigartige Lebensgeschichten und soziale Kontexte'. Das Zentrum organisiert jähr-

53 S. http://www.portraits.specialistnetwork.org.uk/ixbin/indexplus?record=ART74194.

54 Portraitkunst ist auch eines meiner Forschungsinteresse und ich habe vor kurzem zwei unveröffentlichte Artikel in diesem Gebiet geschrieben. Ich gebe dort eine Übersicht über das Feld der Portraitfotographie und interpretiere zwei Fotographien aus meiner Kindheit (Roberts, unveröffentlicht, a. und b.).

55 S. http://www.cardiff.ac.uk/socsi/research/researchgroups/ethnographyculture/index.html.

56 http://www.bournemouth.ac.uk/cqr/.

lich eine Tagung zur qualitativen Forschung – 2010 war diese dem Thema „Verbundene Welten: Wirken, Involvieren und Partizipieren" (*Worlds Connected: Perform, Involve and Participate*) gewidmet. Mit ihren ‚innovativen Methoden', Forschung mit Hilfe von ‚Kunst' durchzuführen und zu präsentieren, zog diese Tagung die Aufmerksamkeit der Medien auf sich. Kip Jones ist einer der zentralen Figuren des Zentrums.[57] Gemeinsam mit anderen leitet er die Gruppe für performative Sozialwissenschaften (*Performative Social Science*, PSS) an der Universität Bournemouth. Jones koordiniert außerdem eine Internetdiskussion im Bereich *PerformSocSci*. In Forschungspraxis und Ergebnisvermittlung bedient sich die performative Sozialwissenschaft Methoden aus dem gesamten Bereich der Geisteswissenschaften und der Künste. Kip Jones steht in der Fachdiskussion der performativen Sozialwissenschaft an zentraler Position. Er war leitender Herausgeber der vor kurzem (2008) erschienenen Themenausgabe zu „Performativer Sozialwissenschaft" (*Performative Social Science*) in der Zeitschrift „Forum Qualitative Sozialforschung" (*Forum: Qualitative Social Research*, FQS).[58]

Timescapes – *Universität Leeds*

Timescapes ist eine umfassende Längsstudiengruppe, die von der Landesforschungsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialforschung (*Economic and Social Science Research Council*, ESRC) finanziert wird. Direktorin der Gruppe ist Bren Neale an der Universität Leeds.[59] Neale ist spezialisiert auf die Erforschung von Kindheit, Familienleben, persönlichen Beziehungen, Übergängen im Lebenslauf und der Dynamik zwischen unterschiedlichen Generationen.[60] Die Studie *Timescapes* (2007-2012) ist die erste qualitative Längsstudie von Bedeutung in Großbritannien. Sie erforscht, wie persönliche und familiäre Beziehungen und assoziierte Identitäten in der Zeit des Lebenslaufs entstehen. Einen Hauptschwerpunkt legt *Timescapes* auf die Archivierung von Material, damit es weiteregegeben, wiederverwendet und analysiert werden kann. Sieben Forschungsprojekte an verschiedenen Universitäten untersuchen zur Zeit Jugend, Menschen mittleren Alters und ältere Leute. Die in den verschiedenen Projekten angewandten Forschungsmethoden sind vielseitig und innovativ: Sie beinhalten die Sammlung von ausführlichen Interviews, Erinnerungsbüchern, narrativen Untersuchungen und Fallstudien, teilnehmende Beobachtung und visuelles Material.

*Das Landestonarchiv (*The National Sound Archive*) – British Library, London*

Das Tonarchiv der British Library verwahrt wichtige Aufnahmen über Themengebiete wie Medizin, Industrie, Politik, Kolonialismus und Kunst. Hier werden außerdem Aufnahmen durchgeführt und Beratung zu Oral History-Projekten angeboten.[61] Rob Perks ist Kurator der Oral History-Abteilung und Direktor der Sammlung „nationale

57 S ttp://staffprofiles.bournemouth.ac.uk/individual?uri=http%3A%2F%2Fstaffprofiles.bournemouth.ac.uk%2Findividual%2Fjonesk.

58 S. http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10.

59 S. http://www.timescapes.leeds.ac.uk/.

60 S. http://www.sociology.leeds.ac.uk/about/staff/neale.php.

61 S. http://www.bl.uk/reshelp/findhelprestype/sound/ohist/oralhistory.html.

Lebensgeschichten“ (*National Life Stories*). Für „Das Jahrhundert spricht: das Jahrtausendprojekt der Oral History“ (*The Century Speaks: Millennium Oral History Project*) zeichnete das Tonarchiv im Jahre 1999 gemeinsam mit den lokalen Radiostationen der BBC 6.000 Interviews für die „Erinnerungsbank des Jahrtausends“ (*Millennium Memory Bank*) auf. Geordnet wurden die Erinnerungen in sechzehn Themengruppen, u.a. ‚Wo wir leben‘, ‚Erwachsen werden‘, ‚Älter werden‘, ‚Essen und Trinken‘ und ‚Glauben und Ängste‘. Darüber hinaus wurden mehrere Radioprogramme produziert. Es war das größte historische Projekt, das je im britischen Radio gesendet wurde. Die aus Tonaufnahmen bestehende George Ewart Evans-Sammlung befindet sich ebenfalls im Landestonarchiv.

*Das Landeszentrum für Forschungsmethoden der ESRC (*The ESRC National Centre for Research Methods*, NCRM)*

Das NCRM ist eine Initiative der Landesforschungsgemeinschaft für Wirtschafts- und Sozialforschung (*National Economic and Social Research Council*, ESRC). Ziel ist es, den britischen Standard von Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften zu steigern. Dazu dienen Ausbildung, Kapazitätsausbau und die Verbreitung von Innovationen und Exzellenz in der Methodik. Die ‚Koordinierende Schaltstelle‘ des Programms befindet sich an der Universität Southampton.[62] Es entstanden darüber hinaus sieben ‚Knotenpunkte‘ oder Zentren an kollaborierenden Universitäten. Diese wurden für die Jahre 2008 bis 2011 mit Fördergeldern ausgestattet.

Der Knotenpunkt „Realitäten – Methoden des wirklichen Lebens für die Erforschung von Relationalitäten“ (*Realities – Real life methods for researching relationalities*) ging aus dem „Morgan-Zentrum für die Erforschung von Beziehungen und dem Privatleben“ (*Morgan Centre for the Study of Relationships and Personal Life*) hervor. Die hier entstehende Arbeit steht in engem Bezug zur Biographieforschung.[63] Direktorin des Knotenpunkts ist Jennifer Mason, die auf die ‚Verbundenheit‘ oder die ‚Verbundenheit gelebter Realitäten‘ spezialisiert ist. Des Weiteren erforscht sie Beziehungen, die Menschen in ihren alltäglichen Privatleben mit anderen Menschen eingehen.[64] Der Knotenpunkt „Realitäten“ möchte Forschungsmethoden entwickeln, die ‚lebensbezogene‘, ‚materielle und immaterielle Dynamik‘ zusammenführen – so, wie persönliche Verhältnisse erfahren werden. Auf diese Weise wird versucht, neben der Entwicklung neuer qualitativer Verfahren verschiedene quantitative und qualitative Methoden zur Anwendung zu bringen. So untersucht der Knotenpunkt visuelle, sensuelle und perzeptuelle Aspekte der Interaktion. Betrachtet werden ferner ‚neuartige‘ Interviewformen und kunstbasierte Verfahren. Jennifer Mason ist neben ihrer Arbeit am Knotenpunkt „Realitäten“ gemeinsam mit Carol Smart Kodirektorin des Morgan-Zentrums (vgl. David Morgan, s. oben). Carol Smart interessiert sich zurzeit hauptsächlich für Familienleben und Intimität und die verschiedenen Formen des Privatlebens. Sie hat zu Scheidung und Trennung geforscht und dazu, wie dieses auf Paare, Kinder und die weitere Verwandtschaft einwirkt. Außerdem untersucht sie transnationale Familien und intergenerationales Familienleben.[65] Ihr zuletzt erschie-

62 S. www.ncrm.ac.uk/about/hub.php.

63 S. http://www.socialsciences.manchester.ac.uk/realities/.

64 S. http://www.socialsciences.manchester.ac.uk/morgancentre/people/staff/mason/index.html.

65 S. http://www.socialsciences.manchester.ac.uk/morgancentre/people/staff/smart/index.html.

nenes Buch ist *Personal Life: New Directions in Sociological Thinking* [„Privatleben: Neue Richtungen im soziologischen Denken"] (Smart 2007).

Zwei weitere Forscher an der Universität Manchester, die keine Mitglieder des Knotenpunkts „Realitäten" sind, sollen hier genannt werden. Sheila Rowbotham arbeitet ebenfalls im Bereich der Sozialwissenschaften. Sie hat einen außerordentlichen Beitrag zur Frauengeschichte, zum Feminismus und zum politischen Handeln geleistet. Sie beteiligt sich darüber hinaus aktiv an der Debatte über das Arbeitsleben von Frauen in Großbritannien und international. Daneben hat sie eine Autobiographie über ihr Leben in den 1960er Jahren geschrieben. Diese traf in der britischen Presse auf ein starkes Echo[66] (s. auch Rowbotham,1973; Rowbotham/McCrindle 1977; Rowbotham 2000). Ebenfalls von Interesse ist hier die Arbeit von Jill Liddington zur Frauengeschichte am Zentrum für interdisziplinäre Studien (*Centre for Interdisciplinary Studies*), Universität Leeds, s. Liddington 2006).[67] Penny Summerfield ist Mitglied des Zentrums für Kulturgeschichte (*Centre for the Cultural History*) an der Universität Manchester. Mit Hilfe von Material aus dem Archiv für Massenbeobachtung hat Summerfield umfassend über Frauenleben zu Kriegszeiten in Großbritannien geschrieben. Sie forscht darüber hinaus über Autobiographik, Feminismus und Erzählung, zu Zeitzeugen und Fragestellungen aus der Oral History-Praxis und über Subjektivität, Identität und Erinnerung (s. Cosslett/Lury/Summerfield 2000; Summerfield 1998).

*Das Zentrum für transkulturelle Literatur und Forschung (*Centre for Transcultural Writing and Research*) – Universität Lancaster*

Dieses Zentrum legt seinen Schwerpunkt auf „kreatives Schreiben und dessen Einfluss auf die Gesellschaft". Es führt eine Vielzahl von ‚transkulturellen' und ‚interkulturellen' Forschungsprojekten durch. Dabei wird eine interdisziplinäre Methode angewandt, welche Produktion und vergleichende Erforschung von ‚kulturübergreifendem kreativem Schreiben' fördert und den kreativen Prozess von der Textproduktion zur Verbreitung eines Textes, *Rewriting*-Versionen und Übersetzung mit eingeschlossen, untersucht.[68] Ein für Biographieforscher interessantes Projekt ist z.B. *Moving Manchester: Mediating Marginalities* („Manchester bewegen: Marginalität vermitteln"). Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage, wie Migrationserfahrung die Arbeit von Schriftstellern im Großraum Manchester von den 1960er Jahren bis heute beeinflusst hat.[69] Lynne Pearce ist Direktorin des Projekts. Sie forscht über feministische Literaturtheorie, die ‚Politik des Lesens' und über regionale Literatur(en) und Identitäten.

*Die Gruppe für Kunstsoziologie (*Sociology of the Arts Group*) – Universität Exeter*

Biographieforscher, die sich mit dem Stellenwert von Musik in der Alltagserfahrung beschäftigen, werden sich für die Arbeit dieser Gruppe interessieren.[70] Ihre For-

66 S. http://www.manchester.ac.uk/research/sheila.rowbotham/.

67 S. http://www.gender-studies.leeds.ac.uk/about/staff/liddington.php.

68 S. http://www.transculturalwriting.com/.

69 http://www.lancs.ac.uk/fass/projects/movingmanchester/.

70 S. http://projects.exeter.ac.uk/socarts/.

schung entsteht auf der Grundlage einer ‚Verpflichtung gegenüber der dynamischen Rolle, die Kunst im sozialen Leben oder der sozialen Erfahrung' spielt. Die Gruppe für Kunstsoziologie untersucht ‚Medien der Kunst', da ‚solche in soziale Beziehungen, Situationen, Umwelten und Handlungen eindringen und diese strukturieren'. Tia Denora leitet die Gruppe und ist Autorin von *Music in everyday life* [„Musik im Alltag"] (Denora 2000). Darin wird Musik als einflussreicher und aktiver Teil von sozialen Handlungen situiert.[71]

*Das Zentrum für die Erforschung des Surrealismus und dessen Erbe (*Centre for Studies of Surrealism and its Legacies*) – Universität Manchester*

Biographieforscher, die die visuelle Repräsentation im biographischen Ausdruck erforschen wollen, sollten in der Arbeit dieses Zentrums Anregung finden. Die Vertreter des Surrealismus ließen sich von verschiedenen Künsten inspirieren und ‚mischten' für den biographischen Ausdruck in ihren Arbeiten künstlerische Formen, so etwa Text und das ‚Visuelle'.[72] Der Surrealismus erfuhr vor kurzem eine wieder auflebende und eingehende öffentliche Zuwendung. Mit dieser einher ging eine neue Einschätzung des surrealistischen Beitrags zur Kulturanthropologie, zum experimentellen Film, zur experimentellen Dokumentation, zur Fotographie, Malerei und Bildhauerei und zu dem Wesen von künstlerischer Tätigkeit im Allgemeinen. Das neue Projekt des Zentrums für die Erforschung des Surrealismus und dessen Erbe beschäftigt sich mit ‚Surrealismus und nicht-normativen Sexualtiäten'.[73]

*Der Arbeitskreis zur visuellen Soziologie (*Study Group on Visual Sociology*) – Britische Gesellschaft für Soziologie (*British Sociological Association*)*

In Ergänzung zum Arbeitskreis Auto/Biographie hat die Britische Gesellschaft für Soziologie auch einen Arbeitskreis zur visuellen Soziologie eingerichtet.[74] Im Fachgebiet der sozialen und visuellen Anthropologie ist Sarah Pink (Universität Loughborough) eine der interessantesten (und erfolgreichsten) Biographieforscher in Großbritannien. Sie hat ‚Sinne', ‚Erfahrung' und ‚sensorische Feldforschung' untersucht um die ‚alltäglichen Sinnesleben' zu verstehen (z.B. indem sie ‚Video-Rundgänge' von Haushalten mit den dort lebenden ‚Informanten' verwendete) (Pink 2006).[75] Ebenfalls an der Universität Loughborough arbeitet Alan Radley, der intensiv im Gebiet der Gesundheit geforscht hat. In seiner aktuellen Arbeit legt er den Schwerpunkt auf ‚die sowohl visuelle als auch narrative Ästhetik der Krankheitsdarstellung', die ‚dramatische Aufführung' als Mittel für die ‚Gestaltung' von Krankheit und das

71 Vgl auch meinen Beitrag über Rock- und Popmusik im Zusammenhang mit Identitätsbildung (Roberts 2010a).

72 S. http://www.surrealismcentre.ac.uk/about/.

73 Ich finde die Arbeiten der Fotographen Claude Cahun (Frankreich), Lee Miller (USA) und Francesca Woodman (USA), die häufig mit dem Surrealismus in Verbindung gebracht werden, im Sinne der Beziehungen zwischen Körper/Portraitkunst-Identität/Kontext-Verhalten besonders faszinierend für die Biographieforschung. Eine Ausstellung mit Werken der oben genannten Künstler fand vor kurzem in der Art Gallery in Manchester statt (Allmer 2010).

74 S. http://www.visualsociology.org.uk/.

75 S. http://www.lboro.ac.uk/departments/ss/staff/staff_biog/pink.html.

Kommunizieren von Krankheit an andere um diese auf eine mögliche Leidensminderung aufmerksam zu machen (s. Radley 2009; 1993).[76]

*Die 1. internationale Tagung für visuelle Methoden (*1st International Visual Methods Conference*) – Universität Leeds, 2009*

Diese Tagung fand 2009 statt und spiegelt das Wachstum visueller Methoden in Großbritannien wider.[77] Eines der Themenfelder umfasste u.a. ‚teilnehmende visuelle Methoden' oder kollaborative Forschungsverfahren, u.a. ‚Photovoice', ‚fotographische Materialerhebung', ‚graphische Materialerhebung', ‚Mindmapping', ‚Konzeptdarstellung' und sämtliche Formen ‚kunstbasierter Forschungsmethoden'. Ein weiteres Themenfeld der Tagung beinhaltete ‚von Forschern erstellte Daten' – das ‚Bewusstsein für die Arbeit von ‚Dokumentationsfotographen': die ‚persönliche Reflexion' von ‚Forschern, die mit Videotechnik arbeiten' und anderen ‚visuellen Forschern' über ihre Arbeitsverfahren, d.h. wie sie Daten aufzeichnen, prüfen und das von ihnen erstellte Material analysieren. Visuelle Methoden und Design bildeten ein drittes Themenfeld, dazu wurde z.B. die Anwendung visueller Methoden in qualitativen Längsstudien behandelt.

*Portraitfotographie und ‚soziale Dokumentarfotographie' (*Portrait and ‚Social Documentary' Photography*)*

Meine eigenen Interessen am ‚visuellen Bereich' der Biographieforschung konzentrieren sich auf Portraitfotographie und ‚soziale Dokumentarfotographie'. In beiden Gebieten (s. 16. Britische Portraits verstehen) hat sich in den letzten Jahren die Arbeit, einschließlich (Wieder-)Auflagen vorheriger Studien, in Großbritannien rapide ausgeweitet (Roberts, unveröffentlicht a. und b.). Mir erscheint die Arbeit des seit 1968 etablierten Film- und Fotographie-Kollektivs Amber (in Newcastle) besonders bereichernd.[78] Die Arbeit des Kollektivs basiert auf sozialer Dokumentation: Amber ist bekannt für ‚Langzeitarrangements' mit ‚Arbeitergemeinden und marginalisierten Gruppen' in Nordengland, deren ‚Alltag' das Kollektiv im Kontext zeigt (s. z.B. die Arbeit des Amber-Fotographen und -Filmemachers Sirkka-Liisa Konttinen). In Großbritannien gibt es eine Reihe von einschlägigen Zeitschriften zu Portraits und sozialer Dokumentationsarbeit. Dazu zählen das *British Journal of Photography*, *Source: The Photographic Review* und *Portfolio: Contemporary Photography in Britain*. Routledge publiziert zurzeit eine Reihe von Zeitschriften zur Bildwissenschaft, darunter *Photographies* und *History of Photography*.

*Das Zentrum für Stadt- und Gemeindeforschung (*The Centre for Urban and Community Research*, CUCR) – Institut für Soziologie, Goldsmiths Universität London*

Das Zentrum ist interessant, da sich hier Fotographen an der Forschungsarbeit beteiligen. Es bietet außerdem einen M.A.-Studiengang in Fotographie und Stadtkultur an.[79]

76 S. http://www.lboro.ac.uk/departments/ss/staff/radley.html.

77 S. http://vcj.sagepub.com/content/9/2/237.full.pdf+html?rss=1.

78 S. http://www.amber-online.com/sections/about-us/pages/introduction.

79 S. http://www.gold.ac.uk/cucr/.

Das Zentrum bemüht sich um ein Verständnis von urbanen und wirtschaftlichen Landschaften und Formen der Stadtkultur. Leiterin des Zentrums ist Caroline Knowles**.** Sie forscht und publiziert über ethnische Zugehörigkeit, Ethnizität, urbanen Raum, Globalisierung, Migration und über visuelle, räumliche und biographische Methoden. Auf den BSA-Tagungen des Arbeitskreises Auto/Biographie war sie als Referentin vertreten.[80] Ein Mitglied des CUCRs ist Les Back, der am Projekt EUMARGINS (2008-2011) über Inklusion und Exklusion junger erwachsener Migranten in sieben Ländern teilnimmt. EUMARGINS arbeitet u.a. mit ‚illustrierenden Fällen', d.h. Geschichten von Migranten mit dazugehörigen Fotographien oder Illustrationen. Vor kurzem veröffentlichte Les Back *The Art of Listening* [„Die Kunst des Zuhörens"] (Back 2007).[81]

4. Kommentar

In diesem Überblick präsentiert sich die Biographieforschung in Großbritannien als fest etabliert; sie ist Teil des ‚Mainstreams' in der Forschungspraxis geworden und verfügt über zahlreiche Fachzentren und viele unterschiedliche Forschungsprogramme. Außerdem werden durch den Überblick die Verbindungen zwischen Individuen und Forschungszentren ersichtlich, auch wenn sie ihren Schwerpunkt auf unterschiedliche Formen der Biographieforschung legen. Klar tritt auch die Ausweitung der Forschungsinteressen auf ‚persönliche Dokumente', also zum Beispiel Tagebücher und persönliche Artefakte, zu Tage. Deutlich werden die Einsatzmöglichkeiten verschiedenartiger ‚Interview'-Formen und der Interviewanalyse (so verwenden z.B. einige Projekte ‚Wanderungen' mit Teilnehmern) und der breite Einsatz der Biographieforschung und biographischer Evaluation in Gesundheit und Sozialfürsorge. Zuletzt zeigt der Überblick, dass britische Biographieforscher in internationalen Forschungsorganisationen (ESA, ISA, ESREA, IABA, IABA Europa und IOHA) führende Funktionen übernommen haben. Sie besuchen und organisieren internationale Workshops und bilden zentrale Kooperationen, während Forschungszentren internationale Tagungen ausrichten und international führende Forscher des Felds einladen.

Meines Erachtens wird die ‚Biographieforschung' in Großbritannien zunehmend eine weite Bandbreite von Fragestellungen bearbeiten. Dazu zählen zentrale Forschungsgebiete wie Sozialfürsorge, Migration, Erziehung, Sport und Bewegung, Krankheit, Familienbeziehungen und Längsstudien. ‚Biographische Dimensionen' und Erfahrungen, also zum Beispiel sensuell-emotionale und visuelle Aspekte des Lebens, werden für das Fach mehr und mehr an Bedeutung gewinnen. Darüber hinaus rücken innovative Verfahrensformen wie zum Beispiel das Internet als Medium der Durchführung und der Verbreitung von Untersuchungen und als Forschungsobjekt selbst immer stärker ins Bewusstsein der Forschung. Die Biographieforschung wird weiterhin mit Feldern wie Fotographie, Video, und den ‚digitalen, traditionellen' und ‚darstellenden' Künsten Beziehungen herausbilden und diese Bereiche als ‚Forschungsobjekte', ‚Mittel' und Vermittlungsträger von Forschungsergebnissen bearbeiten. Diese verschiedenen Entdeckungen haben bereits zahlreiche Folgen. So ist z.B. ein neuer Schwerpunkt in der Forschungsmethodik entstanden, der ‚Teilnehmer'

80 S. http://www.gold.ac.uk/sociology/staff/knowles/.

81 S. auch: http://www.gold.ac.uk/sociology/staff/back/.

und ‚Publikum' beteiligt (wie in ‚teilnehmender Forschung'). Auch gewinnen Fragen nach dem Wesen des ‚Forschers', des ‚Teilnehmers' und des ‚Publikums' und ihrer wechselseitigen Beziehung an Bedeutung. Die Infragestellung von Vermutungen über Forschungsverfahren wird zunehmen. Angesichts der besonderen Beschaffenheit des Internets werden in Zukunft die verschiedenen ‚Forschungsphasen' – also Formulierung der Fragestellung, Durchführung, Veröffentlichung und die Reaktion auf die Untersuchungen – nun in höherem Maße als ‚gleichbedeutend' betrachtet werden. Durch das Internet können diese Arbeitsschritte zur selben Zeit entwickelt und miteinander verbunden werden. Diese Tatsache führt bis zu einem gewissen Grad zu einer größtmöglichen Beteiligung der ‚Teilnehmer', aber auch zu der des ‚Publikums'.

Sicherlich werden die sehr weitreichenden Beziehungen zwischen den Biographieforschern aus allen Gebieten der Sozialwissenschaft in dieser Überblicksdarstellung deutlich. Möglicherweise wird eine ähnliche Zusammenarbeit und Interdisziplinarität zunehmen und sich innerhalb der Sozialwissenschaften ausweiten. Kooperationen könnten sich mit Feldern wie Psychologie, Philosophie oder Literatur entwickeln, die der Biographieforschung zuarbeiten. Die Soziologie hat diesen Feldern jedoch bis jetzt keine oder nur begrenzte Relevanz für die Biographieforschung zugesprochen. Einige Gebiete der Sozialwissenschaften, zum Beispiel die ‚härteren', ‚wissenschaftlichen' Gebieten der Psychologie, wurden bisher der Biographieforschung gegenüber als ‚außenstehend' oder ‚peripher' angesehen. Diese könnten in Zukunft berücksichtigt werden. Abgesehen davon ist klar, dass Sozialwissenschaftler zunehmend mit Künstlern zusammenarbeiten werden – von Vertretern der ‚traditionellen' Künste bis hin zu denen neuester Medien. Sozialwissenschaftler mit Kooperationen solcher Art könnten in gewissem Maße zu ihren eigenen Qualifikationen und/oder Kenntnissen das Verständnis künstlerischer Verfahren beitragen. Einerseits besagt mein persönlicher Eindruck, dass sich das ‚Wechselspiel' mit der Kunst fortsetzen und stärken wird. Auf der anderen Seite aber werden auch Verbindungen mit quantitativen Methoden wachsen (man beachte die jüngsten Diskussionen über *mixed methods*). Abgesehen von einer engeren Verbindung mit den ‚Künsten' und den Inspirationen durch sie könnte den ‚traditionellen (Natur-)Wissenschaften' mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. In diesen Bereichen werden Erkenntnisse über die Grundlagen und Funktionen von Erinnerung und Bewusstseins, der Wahrnehmung und der Zeit gewonnen. Größtenteils sind diese Fachgebiete nicht neu für die Überlegungen von Biographieforschern; Sie werden allerdings zunehmend zentral für das Verständnis von ‚Lebensläufen' oder ‚gelebten Erfahrungen'. Immer genauer kann in neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen beschrieben werden, wie wir den Alltag erleben. Es besteht also die interessante Aussicht darauf, ‚ganzheitlicher' und in vielen verschiedenen Disziplinen (von der Wissenschaft zum Sozialen und von der Wissenschaft zur Kunst) zu verstehen, wie – sagen wir – Gedächtnisformen funktionieren. Ungeachtet dieser faszinierenden Entwicklungen komme ich als Soziologe dennoch auf C. W. Mills Aufforderung zurück, Biographie, Struktur und Geschichte in unserer Forschung zu verbinden. Immer noch scheint es mir, dass wir hin und wieder innerhalb einer gegebenen Situation oder eines ‚sozialen Prozesses' nicht ‚kontextualisieren' oder die Beziehung des Individuums oder der Gruppe mit der weiteren Kultur und den sozialen Kräften nicht ausreichend einberechnen. Wie viele andere Biographieforscher sehe ich immer noch William I. Thomas und Florian Znanieckis *The Polish Peasant in Europe and America* [„Der polnische Bauer in Europa und Amerika"]

(1918-20) als zentrales Referenzwerk an. Hier wird ‚das Leben' mit seinem direkten und entfernteren sozio-kulturellen und historischen Kontext verbunden. Aus diesem Grund befindet sich diese Studie stets in Reichweite meines Schreibtischs.

Verschiedene Gemeindeorganisationen, die ‚Lebensbeschreibungen' bzw. ‚Oral Histories' veröffentlichen (wie z.B. *QueenSpark* in Brighton) habe ich in diesem Überblick nicht aufgeführt. (Für Informationen zu diesen Gruppen siehe die regelmäßig erscheinende Rubrik *News* der Zeitschrift *Oral History*.) Ebenso habe ich kommerzielle Organisationen, die biographisches und biographisch-digitales Material nutzen und Schulungen z.B. für öffentliche und private Vereinigungen durchführen, nicht mit aufgenommen. Auch habe ich einige prominente Forschungszentren nicht genannt, die durch ihre Diskurs- und Gesprächsanalysen bekannt sind, und dergleichen mehr. Wahrscheinlich hätte ich mehr zu Biographik bzw. Autobiographik in Anthropologie und Geschichtswissenschaft sagen können.[82] Für Biographieforscher in der Sozialwissenschaft, die nach neuen Methoden und Verfahren suchen, könnte ein ‚Überblick' über das ‚Biographische' oder die ‚Biographieforschung' im heutigen Großbritannien innerhalb der p*erformance studies* und der traditionellen Künste bzw. der neuen Medien – sowohl im wissenschaftlichen Bereich auch in der weiteren Welt der Kunst – von Nutzen sein (vgl. Jones 2006). Schließlich bin ich nicht auf die Ausweitung der ‚Biographieforschung' innerhalb des breiteren sozio-kulturellen Bedeutungwachstums des ‚Biographischen' in der akademischen Welt in Großbritannien, aber auch andernorts, eingegangen. Dieser ist u.a. in den Medien erkennbar – in Fernsehen, Radio, Büchern und Film. Die wachsende ‚Prominentenkultur' und das Interesse an den Berichten von ‚Opfern und Überlebenden' über den Missbrauch an ihnen, ihre Krankheit, Verletzung oder ihren Drogenkonsum usw. spricht für eine größere öffentliche Aufmerksamkeit auf biographisches Material. Auch in der Gestaltung von Arbeitsbiographie oder des Arbeitsselbstverständnisses, z.B. durch ‚Berichte über die persönliche Entwicklung', den Lebenslauf usw. und in der Popularität von individueller und familiärer Geschichte zeigt sich dieses Phänomen. Angemerkt sei in diesem Zusammenhang auch das wachsende Interesse an Familiengenealogie und, in diesem Zusammenhang, für die BBC-Serie *Who do you think you are?* [„Was denkst Du wer Du bist?"]. Interessant ist auch die Zunahme an sozialen Netzwerken, Blogs usw. im Internet.

Die vorangegangenen Beispiele und Ausführungen sollen die Reichweite der Biographieforschung in Methodik und Themenvielfalt in Großbritannien aufzeigen. Zu hoffen bleibt, dass sie den Lesern die Möglichkeit geben, auf der gegebenen Grundlage selbst mehr zu entdecken.

LITERATUR

Ackroyd, Peter 1991: Dickens, London.

Allmer, Patricia 2010: Angels of Anarchy: Women Artists and Surrealism, Manchester Art Gallery, London.

Anderson, Linda 2001: Autobiography, London.

82 In diesen Bereichen wurde meine eigene Arbeit z.B. beeinflusst von Judith Okely (Okely/Callaway 1992), Ruth Finnegan (2002), Elizabeth Tonkin (1995) und der Massenbeobachtung, dem Verfahren der Zeitschrift Rethinking History, mit herausgegeben von Alun Munslow, und der Zeitschrift Llafur: Journal of Welsh People's *History*.

Andrews, Mollie; Corinne Squire; Maria Tamboukou (eds.) 2008: Doing Narrative Research, London.
Andrews, Mollie; Shelly Sclater; Corrine Squire; Amal Treacher (eds.) 2000: Lines of Narrative: Psychosocial Perspectives, London.
Back, Les 2007: The Art of Listening, London.
Becker, Howard 1963: Outsiders, New York.
Bertaux, Daniel (ed.) 1981: Biography and Society: The Life History Approach in the Social Sciences, London.
Bertaux, Daniel; Paul Thompson (eds.) 1997: Pathways to Social Class: A Qualitative Approach to Social Mobility, Oxford.
Bostridge, Mark (ed.) 2005: Lives for Sale: Biographers' Tales, London.
Burnett, John (ed.) 1974: Useful Toil: Autobiographies of Working People from the 1820s to the 1920s, Harmondworth.
Byatt, Antonia Susan 2000: On Histories and Stories: Selected Essays, London.
Calder, Angus; Dorothy Sheridan (eds.) 1984: Speak for Yourself: A Mass-Observation Anthology, London.
Chamberlayne, Prue; Andrew Cooper; Richard Freeman; Mike Rustin (eds.) 1999: Welfare and Culture in Europe: Towards a New Paradigm in Social Policy, London.
Chamberlayne, Prue; Annette King 2000: Cultures of Care: Biographies of Carers in Britain and the two Germanies, Bristol.
Chamberlayne, Prue; Joanna Bornat; Tom Wengraf (eds.) 2000: The Turn to Biographical Methods in Social Science: Comparative Issues and Examples, London.
Chamberlayne, Prue; Joanna Bornat; Ursula Apitzsch (eds.) 2004: Biographical Methods and Professional Practice: An International Perspective, Bristol.
Chamberlayne, Prue; Michael Rustin; Tom Wengraf (eds.) 2002: Biography and Social Exclusion in Europe: Experiences and Life Journeys. Bristol.
Clarke, John; Stuart Hall; Tony Jefferson; Brian Roberts 1976: Subcultures, Cultures and Class: A Theoretical Overview, in: Stuart Hall; Tony Jefferson (eds.) 2006: Resistance through rituals: Youth cultures in postwar Britain, London (2. Aufl., zuerst 1975).
Clarke, John; Stuart Hall; Tony Jefferson; Brian Roberts 1979: Subkulturen, Kulturen und Klasse, in: John Clarke (Hg.) u.a. 1981: Jugendkultur als Widerstand: Milieus, Rituale, Provokationen, Frankfurt am Main.
Coffey, Amanda 1999: The Ethnographic Self: Fieldwork and the Representation of Identity, London.
Cohen, Stanley; Laurie Taylor 1972: Psychological Survival: The Experience of Long-Term Imprisonment, Harmondsworth.
Cohen, Stanley; Laurie Taylor 1978: Escape Attempts: The Theory and Practice of Resistance to Everyday Life, Harmondsworth.
Cosslett, Tess; Celia Lury; Penny Summerfield (eds.) 2000: Feminism and Autobiography: Texts, Theories, Methods, London.
Denora, Tia 2000: Music in Everyday Life, Cambridge.
Erben, Michael (ed.) 1998: Biography and Education, London.
Etherington, Kim 2000: Narrative Approaches to Working with Adult Male Survivors of Child Sexual Abuse: The Clients', the Counsello''s and the Researcher's Story, London.
Etherington, Kim 2004: Becoming a Reflexive Researcher: Using Our Selves in Research, London.
Etherington, Kim (ed.) 2003: Trauma, drug misuse and transforming identities; a life story approach, London.
Evans, Mary 1999: Missing Persons: The Impossibility of Auto/biography. London.
Evans, Mary 1999: Missing Persons: The Impossiblity of Auto/biography, London.
Finnegan, Ruth 1992: Oral Traditions and the Verbal Arts: A Guide to Research Practices, London.

Finnegan, Ruth 1998: Tales of the City: A Study of Narrative and Urban Life, Cambridge.
Finnegan, Ruth 2002: Communicating: The Multiple Modes of Human Interconnection, London.
France, Peter; St Clair (eds.) 2004: Mapping Lives: The Uses of Biography, Oxford.
Froggett, Lynn 2002: Love, Hate & Welfare. Psychosocial Approaches to Policy and Practice. Bristol.
Georgakopoulou, Alexandra 2007: Small Stories, Interaction and Identities, Amsterdam; Philadelphia.
Goodson, Ivor; Gert Biesta; Michael Tedder; Norma Adair 2009: Narrative Learning, London.
Goodson, Ivor; Pat Sikes (eds.) 2001: Life History Research in Educational Settings, Buckingham.
Hall, Stuart; Dorothy Hobson; Andrew Lowe; Paul Willis (eds.) 1980: Culture, Media, Language: Working Papers in Cultural Studies, 1972-79, London.
Hall, Stuart; John Clarke; Chas Critcher; Tony Jefferson; Brian Roberts 1978: Policing the Crisis: Mugging, the State and Law and Order. Basingstoke.
Hall, Stuart; Paul du Gay (eds.) 1996: Questions of Cultural Identity, London.
Hamilton, Nigel 2007: Biography: A Brief History, Cambridge (Massachusetts).
Hoggart, Richard 1958: The Uses of Literacy, Harmondsworth.
Hoggart, Richard 1958: The Uses of Literacy, Harmondsworth.
Hollway, Wendy; Tony Jefferson 2000: Doing Qualitative Research Differently: Free Association, Narrative and the Interview Method, London.
Holmes, Richard 2000: Sidetracks, London.
Holroyd, Michael 2000: Basil Street Blues, London.
Humphrey, Robin; Robert Miller; Elena Zdravomyslova (eds.) 2003: Biographical Research in Eastern Europe: Altered Lives and Broken Biographies, Aldershot.
Humphries, Steve; Beverley Hopwood 2000: Green and Pleasant Land, London.
Humphries, Steve; Pamela Gordon 1993: Labour of Love: The Experience of Parenthood in Britain, 1900-1950, London.
Jolly, Margaretta (ed.) 2001: The Encyclopedia of Life Writing, London.
Jones, Amelia 2006: Self/Image: Technology, Representation and the Contemporary Subject, London.
Jones, Kip (ed. der Sonderausgabe); Mary Gergen; John Guiney Yallop; Irene Lopez de Vallejo; Brian Roberts; Peter Wright (eds.) 2008: Performative Social Science, FQS Forum: Qualitative Social Research/Sozialforschung, Vol. 9, No 2, (http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10).
Lee, Hermione 2005: Body Parts: Essays on Life-Writing, London.
Lee, Hermione 2009: Biography: A Very Short Introduction, Oxford.
Liddington, Jill 2006: Rebel Girls: Their Fight for the Vote, London.
Lofland, John; Sara Delamont; Amanda Coffey; Lynn Lofland; Paul Atkinson (eds.) 2001: Handbook of Ethnography, London.
Marcus, Laura 1994: Auto/biographical Discourses: Theory, Criticism, Practice, Manchester.
Matza, David 1964: Delinquency and Drift, New York.
Matza, David 1969: Becoming Deviant, Englewood Cliffs (New Jersey).
Merrill, Barbara; Linden West 2009: Using Biographical Methods in Social Research, London.
Miller, Robert (ed.) 2000: Researching Life Stories and Family Histories, London.
Miller, Robert (ed.) 2005: Biographical Research Methods, 4 Bde., London.
Morgan, David 2009: Acquaintances: The Space Between Intimates and Strangers, Buckingham.
O'Neill, Maggie 2010: Asylum, Migration and Community, Bristol.
Okely, Judith; Helen Callaway (eds.) 1992: Anthropology and Autobiography, London.
Parker, Tony 1971: The Frying Pan, London.
Parker, Tony 1985: The People of Providence, Harmondsworth.

Perks, Robert; Alistair Thomson (eds.) 2006: The Oral History Reader, London (zuerst 1998)
Pink, Sarah 2006: The Future of Visual Anthropology, London.
Plummer, Ken 1983: Documents of Life: An Introduction to the Problems and Literature of a Humanistic Method, London.
Plummer, Ken 1991: Symbolic Interactionism, 2 Bde., London.
Plummer, Ken 1995:Telling Sexual Stories, London.
Plummer, Ken 2001: Documents of Life 2: An Invitation to a Critical Humanism, London.
Radley, Alan 2009: Works of Illness: Narrative, Picturing and the Social Response to Serious Disease, London.
Radley, Alan (ed.) 1993: Worlds of Illness: Biographical and Cultural Perspectives on Health and Illness, London.
Radstone, Susannah 2007: The Sexual Politics of Time: Confession, Nostalgia, Memory, London.
Radstone, Susannah (ed.) 2000: Memory and Methodology, Oxford.
Radstone, Susannah; Katherine Hodgkin (eds.) 2003: Regimes of Memory and Contested Pasts, London.
Rideal, Liz 2005: Self-portraits, London.
Roberts, Brian 2000: The 'Budgie Train': Women and Munitions Work in a Mining Valley in Wartime, in: Llafur: Journal of Welsh Labour History/Cylchgrawn Hanes Llafur Cymru, Bd. 7, 1998-9, 143-52.
Roberts, Brian 2002: Biographical Research, Buckingham.
Roberts, Brian 2006: Micro-Social Theory, Basingstoke.
Roberts, Brian 2007: Getting the most out of the research experience: What every researcher needs to know, London.
Roberts, Brian 2008: Performative Social Science: A Consideration of Skills, Purpose and Context [122 paragraphs], in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 9(2), Art. 58, http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0802588.
Roberts, Brian 2009: Biographical construction and communal change in: Bettina Dausien; Helma Lutz; Gabriele Rosenthal; Bettina Volter (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden (2. Aufl., zuerst 2005).
Roberts, Brian 2010a: Rock and Pop Music and Identity in Wales, in: Bjorn Horgby; Fredrik Nilsson (eds.): Rockin' the Borders: Rock Music and Social, Cultural and Poltical Change, Cambridge.
Roberts, Brian 2010b: 'Ahead of its Time?': The Legacy and Relevance of W.I. Thomas and F. Znaniecki (1918-20) The Polish Peasant in Europe and America', in: Chris Hart (ed.): The Legacy of the Chicago School of Sociology, Poynton; Cheshire.
Roberts, Brian (unveröffentlicht a) in Kürze erscheinend: Photographic Portraits: Narrative and Memory.
Roberts, Brian (unveröffentlicht b): Interpreting Photographic Portraits: Autobiography, Time Perspectives and Two School Photographs.
Roberts, Brian; Riitta Kyllonen (eds.) 2006: Biographical Sociology, in: Sonderausgabe, Qualitative Sociology Review, Bd. 1(1), (http://www.qualitativesociologyreview.org/ENG/volume3.php).
Rowbotham, Sheila 2000: Promise of a Dream: My Story of the Sixties. London.
Rowbotham, Sheila, 1973: Hidden from History: 300 years of Women's Oppression and the Fight against it, London.
Rowbotham, Sheila; Jean McCrindle (eds.) 1977: Dutiful Daughters: Women Talk About Their Lives, Harmondsworth.
Samuel, Raphael; Paul Thompson (eds.) 1990: The Myths We Live By, London.
Saunders, Max 2010: Self-Impression: Life-Writing, Autobiografiction, and the Forms of Modern Literature, Oxford.
Sheridan, Dorothy (ed.) 2000: Wartime Women: A Mass-Observation Anthology, London.

Sheridan, Dorothy; Brian Street; David Bloome 2000: Writing Ourselves: Mass-Observation and Literary Practices, Cresskill (New Jersey).
Sisman, Adam 2000: Boswell's Presumptuous Task, London.
Smart, Carole 2007: Personal Life: New Directions in Sociological Thinking, Cambridge.
Sparkes, Andrew 2002: Telling Tales in Sport and Physical Activity: A Qualitiative Journey, Leeds.
Sparkes, Andrew 2009: Ethnography and the Senses: Challenges and Possibilities, Qualitative Research, in: Sport and Exercise, 1(1), 21-35.
Sparkes, Andrew (ed.) 2008: Auto/Biography Year Book, Nottingham.
Stanley, Liz 1992: The Auto/Biographical I: The Theory and Practice of Feminist Auto/biography, Manchester.
Stanley, Liz; David Morgan (eds.) 1993: Special Issue: Biography and Autobiography, in: Sociology, 27(1).
Strachey, Lytton 1948: Eminent Victorians, Harmondsworth.
Summerfield, Penny 1998: Reconstructing Women's Wartime Lives: discourse and subjectivity in oral histories of the Second World War, Manchester.
Swindells, Julia (ed.) 1995: The Uses of Autobiography, London.
Taylor, Stephanie 2010: Narratives of Identity and Place, London.
Taylor, Stephanie; Karen Littleton 2006: Biographies in talk: A narrative-discursive research approach, in: Qualitative Sociology Review, Bd. II Issue. http://www.qualitativesociologyreview.org/ ENG/Volume3/Article2.
Temple, Bogusia 2006: Representation across languages: biographical sociology meets translation and interpretation studies, in: Qualitative Sociology Review, Bd. II(1) (s. http://www.qualitativesociologyreview.org/ENG/Volume3/QSR_2_1_Temple.pdf).
Thompson, Edward Palmer 1963: The Making of the English Working Class, Harmondsworth.
Thompson, Edward Palmer; Eileen Yeo (eds.) 2009: The Unknown Mayhew: Selections from the Morning Chronicle, 1849-50, London.
Thompson, Paul 2000: Voice of the Past, Oxford (3. Aufl., zuerst 1978).
Thompson, Paul; Mary Chamberlain (eds.) 1997: Narrative and Genre, London.
Tonkin, Elizabeth 1995: Narrating Our Pasts: The Social Construction of Oral History, Cambridge.
Wengraf, Tom 2001: Qualitative research interviewing: biographic narrative and semi-structured methods, London.
West, Shearer 2004: Portraiture, Oxford

Aus dem Englischen übersetzt von Alena Heinritz

Literaturbesprechungen

Michael Kauppert: Erfahrung und Erzählung. Zur Topologie des Wissens, mit einem Vorwort von Hans Joachim Giegel, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2010 (2. korrigiert Auflage), 320 Seiten, 34,95 €

Die theoretisch wie methodologisch vielschichtige Untersuchung zum Verhältnis von Erfahrung und Erzählung spannt einen weiten Bogen zur Bestimmung, Verortung und Fundierung von Selbst- und Weltverhältnissen am Beispiel autobiographischer Erzählungen. Im Mittelpunkt steht die Entfaltung des Begriffs Erfahrungsraum, den Michael Kauppert gegen invariante und deterministische Lebenswelttheorien in der Tradition von Edmund Husserl, Alfred Schütz und Jürgen Habermas relational als Topologie entwirft und damit einen Weg sucht, den universalen Begriff der Lebenswelt zu pluralisieren. Die Erschließung des Erfahrungsraums dient dem Autor als heuristisches Integral zwischen Universalität und Partikularität menschlicher Erfahrungen. Ziel dieser auf phänomenologische und strukturalistische Theorien zurückgreifenden Studie ist es, eine vermittelnde Position zwischen Lebenswelttheorien auf der einen, und Lebensweltempirie auf der anderen Seite einzunehmen (Kauppert 2010, 189). Die autobiographische Erzählung wird dabei als originäres Medium des Weltzugangs und der Weltaneignung begriffen, wodurch diese als ein grundlegendes „lebensphilosophisches Phänomen" – wie etwa bei Thomä (2007) oder dem späten Foucault (2007) – konzeptualisiert wird. Kauppert befreit die Erfahrungsdarstellungen in der autobiographischen Erzählung dadurch theoretisch aus ihrem engmaschigen empirischen Korsett und qualifiziert sie so als eine zentrale Quelle soziologischer Forschung, die als Gegenstand nicht nur auf die Biographieforschung beschränkt bleibt.

Im ersten Teil setzt sich Kauppert mit den gängigen Methoden bzw. Methodologien der soziologischen Biographieforschung auseinander. Er unterzieht die unterschiedlich akzentuierten Ansätze von Fritz Schütze, Gabriele Rosenthal und Ulrich Oevermann einer detaillierten Kritik und deckt dabei die unausgesprochenen, jedoch für die Erschließung des Gegenstands „Biographie" elementaren Annahmen auf, die alle drei Ansätze als Paradigmen miteinander teilen. Des weiteren zeigt Kauppert die Inkonsistenzen, Zirkelschlüsse und Paradoxien auf, die allen Verfahren hinsichtlich der Vorannahmen von „Erfahrung(sbildung)" und Erzählung eingeschrieben sind, insbesondere die praktizierte methodische Überformung des Erfahrungsbegriffs, die in allen drei Ansätzen zu finden ist. Sein Befund: „Die Methodologien der soziologischen Biographieforschung sind von den ursprünglichen Fragestellungen, denen sie ihre Entwicklung verdanken, längst unabhängig geworden. Sie führen ein selbstgenügsames Eigenleben" (25). Während Schützes Gegenstandserschließung die Differenz von Vergangenheit und Erzählung in der Biographie durch die Annahme der Homologie überwinde, gerate Rosenthal gerade wegen dieser Differenz in einen methodologischen Dualismus („Erleben und Erzählen"); Oevermann schließlich komme ohne diese Differenz aus, da diese im Begriff der „Interaktion" eingeschmolzen werde, so Kauppert (74). Somit ist der Umgang mit Zeit(lichkeit) (und eben dem sozialen Raum) ein wichtiges Phänomen in der Biographieforschung, das es zu klären gilt. Aus dem nicht weiter problematisierten Vorrang der Methode resultiere jedoch, so Kauppert, eine theoretische Unschärfe, die der Komplexität dessen, was unter „Biographie" zu verstehen sein könnte, nicht mehr gerecht werde. Ebenso wenig, so ließe sich ergänzen, bekommt die soziologische Biographieforschung die Vielfalt medialer For-

 © Verlag Barbara Budrich

mate und Teilbereiche, in denen (Auto-)Biographisches erzählt, dargestellt und kommuniziert wird, mit dem herkömmlichen Methodenkanon in den Griff. Dies zeigt sich etwa an der unscharfen und wenig differenzierten Verwendung des kategorialen Begriffs „(Auto-)Biographie" oder der Auffassung über die „Stegreiferzählung".

Im zweiten Teil verfolgt Kauppert eine „Rückeroberung des Primats der Theorie vor der Methode". Ziel dieses Abschnitts ist es, die Erfahrung von ihren präjudizierten methodischen Überformungen zu befreien, und diese zu einem „theoretischen Begriff eines in der Lebenspraxis verankerten Phänomens" werden zu lassen (92). Damit wird die menschliche Erfahrbarkeit der Welt als grundsätzliches sozialphilosophisches Phänomen im Horizont der phänomenologischen Lebenswelttheorie in seinen breiten Variationen thematisiert und für die biographische Forschung erschlossen. Unterschieden wird dabei in subjektive und objektive Bezugsverhältnisse zur Welt: Während die ersteren auf die „im Inneren ausgetragene Robinsonade von Überraschungen, Krisen und Störungen im alltäglichen Welterleben" verweisen (125) und von Erwartungen, Erfüllungen und Enttäuschungen geprägt werden, konzentrieren sich die objektiven Bezugsverhältnisse des Welterlebens auf die äußeren Einflüsse und Rahmungen menschlicher Erfahrungen im Alter Ego – im weitesten Sinne der äußeren Umwelt, in der sich Menschen selbst erfahren. Die vielfältigen Erfahrungen von Selbst und Welt werden als eine von außen stimulierte Reaktion begriffen, die erst in der Erfahrung von Differenz entstehen können. Die Stimulation zur Erfahrung von Selbstverhältnissen in der Differenz kann denkbar viele Gründe – von der privaten bis zur institutionellen Praxis – aufweisen. Damit wird von Kauppert die Konstitution möglicher Erfahrungen von ihrer Narrativierung theoretisch differenziert, ohne jedoch deren Konnex poststrukturalistisch aufzukündigen.

Daraus resultiert im dritten Teil die Diskussion um die Narrativierung von Weltverhältnissen unter Einbeziehung lebensweltlicher Konzeptionen, die Erfahrungen erst in eine kommunizierbare Form bringen. Dazu diskutiert Kauppert zunächst die Grundlagen der (sozial-)phänomenologischen Lebenswelttheorien, die nicht auf empirische Erfahrungsräume des Biographischen übertragbar sind. Kauppert kommt auf diese Weise zu dem Schluss, dass weder Edmund Husserl noch Alfred Schütz oder Jürgen Habermas trotz unterschiedlicher Konzeptualisierungen eine angemessene Methode zur Erschließung subjektiver Lebenswelten als Erfahrungen eines Ich-Erzählers in der (auto-)biographischen Erzählung aufzuzeigen in der Lage sind. Die empirische Varianz und Vielfalt menschlicher Erfahrungen lasse sich durch die „ex cathedra deduzierbare(n) Invarianten [der Strukturen der Lebenswelt, C.H.] mit universeller Reichweite" nicht erreichen, so Kauppert 213). Um diese Lücke zur Empirie zu überwinden, wird nun der Begriff des Erfahrungsraums eingeführt.

Im vierten Teil verdeutlicht Kauppert, wie sich der Begriff des Erfahrungsraums in der autobiographischen Erzählung erschließen lässt. Mit diesem Schritt werden Erfahrung und Erzählung, anders als in der soziologischen Biographieforschung, differenziert: Die Abfolge der menschlichen Erfahrungen, sofern man von einer derartigen Ordnung überhaupt sprechen kann, folgt damit nicht zwangsläufig der narrativen Logik einer autobiographischen Erzählung (womit Kauppert sich in Richtung poststrukturalistischer Narratologie und Repräsentationskritik bewegt, diesen Schritt jedoch nicht vollzieht und seine Folgen für den Gegenstand „Biographie" nicht weiter diskutiert). So ist die narrative Erfahrungskonstruktion nicht als Analogon zur menschlichen Erfahrungsbildung im Ablauf von Lebenszeit zu betrachten, wie dies

im Ansatz von Schütze oder im Dualismus bei Rosenthal der Fall ist, sondern als gegenwartsgesättigtes Phänomen ohne Anspruch darauf, tatsächliche Erfahrbarkeit von Welt in der Erzählung (abbildungsgleich) zu spiegeln (was bereits in den 1990er Jahren als „Homologiethese" der soziologischen Biographieforschung von Armin Nassehi und Heinz Bude kritisiert wurde). Unter diesen Bedingungen bedarf der Gegenstand „Biographie" sicherlich weiterer theoretischer Diskussionen und Ausdifferenzierungen vor allem in Richtung Kontextualität, Medialität, Kommunikation, Diskursivität, Fragmentierung und Darstellungsmöglichkeit.

Im abschließenden empirischen Teil wird die exemplarische Analyse einer autobiographischen Stegreiferzählung anhand eines aus einem Forschungsprojekt entnommenen Einzelfallinterviews durchgeführt. Dabei werden die zeit-/räumlichen Koordinaten von Erfahrung und Wissen herausgearbeitet und strukturalistisch auf wesentliche Dimensionen des sozialen Erfahrungsraums verdichtet. Dabei dient der empirische Teil weniger einer umfassenden Darstellung von empirischen Forschungsergebnissen dieses Projekts, sondern vor allem der Überprüfung und Veranschaulichung des Deutungspotentials, das sich aus der vorherigen theoretischen wie methodologischen Reformulierung des Zusammenhangs von autobiographischer Erzählung und Erfahrungsbildung ergibt.

Die Untersuchung von Kauppert besticht vor allem durch ihre differenzierte und überzeugende Kritik an den herkömmlichen Ansätzen der soziologischen Biographieforschung, deren latente Paradigmen und Methodenzentrierungen in der gegenwärtigen Praxis deutlich herausgearbeitet werden. Ebenso überzeugend ist die berechtigte Forderung nach einer Rückgewinnung der Theorie vor aller Methodenfixierung, die die Vielfältigkeit dessen, was menschliche Erfahrung im Verlauf eines Lebens und während ihrer (Re-)Konstruktion alles bedeuten kann, aufzeigt. Schließlich verdeutlicht Kaupperts Untersuchung, was der Begriff „Biographie" konzeptuell neben dem bislang erreichten Stand der Forschung in Zukunft zu leisten in der Lage ist, wenn dieser nur in seiner Pluralität und Heterogenität offen und reflexiv verwendet wird. Hinsichtlich des theoretischen (und scheinbar ontologischen) Fundaments einer auf dem Begriff der Lebenswelt aufbauenden Erfahrung und vor allem des Rückgriffs auf den Strukturalismus bleiben hingegen in Bezug auf die Erschließung neuer methodologischer Perspektiven Zweifel bestehen. Obwohl theoretisch die Relationen zwischen Erfahrungsbildung und Erfahrungsnarration, wie sie für die soziologische Biographieforschung kennzeichnend sind, infrage gestellt werden, nähert sich Kauppert in der Generierung seines empirischen Fallbeispiels (einer „autobiographischen Erzählung") dann doch wieder der Schütz'schen Methode an (245) und führt diese über sich selbst hinaus. Während Schütze jedoch die „Prozessstrukturen der autobiographischen Stegreiferzählung" rekonstruiert, verfährt Kauppert strukturalistisch in der topologischen Vermessung des autobiographischen Erzählraums narrativierter Erfahrungen und arbeitet mit dem Begriff der Repräsentation. Im Anschluss an die zutreffende Kritik der biographischen Methodenfixierung und der Forderung einer Entkopplung von Erfahrungsbildung und Erfahrungsnarration wäre jedoch eine poststrukturalistische und repräsentationskritische Argumentationslogik aus meiner Sicht weiter zu entfalten gewesen. Es ist jedoch zuzugeben, dass hier unterschiedliche Ansätze zur Entfaltung gebracht werden können. Damit bleibt sowohl in Bezug auf die Quellen („Mündlichkeit", Interview) sowie in Bezug auf die damit zusammenhängende Einschränkung auf Alltagserzählungen, die scharf von literarischen, visuellen oder audiovisuel-

len Formen zu unterscheiden sind, die Arbeit zumindest in dieser Perspektive innerhalb der vertrauten soziologischen Biographieforschung verhaftet. Um die Forderung Kaupperts nach einer Rückgewinnung der Theorie vor der Methode weiter treiben zu können, bedarf es aus Sicht der soziologischen Biographieforschung weiterer zukünftiger Anstrengungen, um verschiedene Textsorten und Gattungen nicht nur inhaltlich, sondern vor allem auch als unterschiedliche Medienformate in Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Bild und Film zu differenzieren. Erst wenn Muster der Erzeugung von „Leben" und „Erfahrung" in verschiedenen Medienformaten erschlossen werden können, ist eine Anbindung an gesellschaftliche Diskurse über (Auto-)Biographie und Erfahrung sowie deren sich historisch wandelndes Verständnis in Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Visualität und Audiovisualität in Zukunft möglich.

LITERATUR

Foucault, Michel (2007): Ästhetik der Existenz – Schriften zur Lebenskunst, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Thomä, Dieter (2007): Erzähle dich selbst – Lebensgeschichte als philosophisches Problem, Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Carsten Heinze

Heidrun Herzberg und Eva Kammler (Hg.): Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst. (Reihe „Biographie- und Lebensweltforschung" des Interuniversitären Netzwerkes Biographie- und Lebensweltforschung <INBL>; Bd. 10.) Frankfurt a.M./New York, NY: Campus-Verlag, 2011, 510 S., 49,90 €

Die Herausgeberinnen dieses Sammelbandes begreifen Biographien als sozial konstruiert. Der einzelne Mensch wird dabei als aktiver Hersteller verstanden, der auf jeweilige soziale Problemlagen reagiert. Thema des Bandes ist, wie Individuum und Gesellschaft bei der Biographiekonstruktion, bildlich gesprochen, ineinandergreifen. Welche Beiträge kann Biographieforschung hierzu leisten? Wie kann Biographieforschung an komplexe Gesellschaftstheorien anschließen und die sozialen Bedingungen von Biographien klären? Insgesamt sollen die Artikel des Sammelbandes zu einer Theorie des modernen Subjekts beitragen – ein Bild des Subjekts, das die Herausgeberinnen gegen andere zeitgeistige Strömungen aufrechterhalten wollen.

Das Buch ist eine Festschrift, und zwar zur Emeritierung von Peter Alheit als Professor für Allgemeine Pädagogik mit dem Schwerpunkt außerschulische Pädagogik (Göttingen), der sich als Biographieforscher einen Namen gemacht hat. Beide Herausgeberinnen haben seit den 1990er Jahren mit ihm kooperiert. Heute ist Heidrun Herzberg Fachhochschulprofessorin für Pädagogik und qualitative Sozialforschung, Eva Kammler arbeitet in der Erwachsenenbildung und Lehrerfortbildung. Dass der Sammelband eine Festschrift ist, um Peter Alheit „zu ehren", erfährt man erst in der Einleitung der Herausgeberinnen (11).

Der Band besteht aus dieser Einleitung und 23 Beiträgen – 9 davon auf Englisch. Sie sind vier Teilen zugeordnet, die drei bis acht jeweils unabhängige Beiträge umfassen. Die Teile sind überschrieben mit „Teil I: Zur gesellschaftlichen Rahmung von Biographie", „Teil II: Biographische Arbeit – Biographisches Lernen", „Teil III: Zur Theoriebildung der Biographieforschung" (der umfangreichste Teil) und „Teil IV: Biographie in europäischer Perspektive" (der kürzeste Teil).

In ihrer Einleitung gehen die Herausgeberinnen zuerst auf die Biographie Peter Alheits ein. Dabei werden bereits die Beziehungen zu einem Teil der Beitragenden des Sammelbandes deutlich. Es schließen „Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst" an (zugleich Untertitel des Buches); sie beschränken sich allerdings auf gut eine Seite Text. Darin wird ein Zitat von Peter Alheit und Bettina Dausien ins Zentrum gestellt, und zwar dazu, worum es heute in der Biographieforschung gehen sollte: um die Erhellung der Biographie als soziale Konstruktion und nicht mehr um den Verlauf von Biographien an sich. Im größten Teil der Einleitung werden sodann die Beiträge des Sammelbandes vorgestellt.

Natürlich ist in der vorliegenden Rezension nicht der Raum, um auch nur jeden dieser Beiträge zu erwähnen. Ich gebe deshalb im Folgenden bloß einen charakterisierenden Überblick über die vier Teile des Bandes und greife einzelne Beiträge nur etwas mehr heraus, sofern sie meinem eigenen Interesse als Erziehungswissenschaftler besonders entsprechen.

Im Mittelpunkt des ersten Teils steht die soziale Konstruktion des Biographischen. Es werden unter anderem analysiert: die Erzählung des Selbst zu unterschiedlichen Zeitpunkten der vergangenen Jahrzehnte, wobei sie in Abhängigkeit von den verschiedenen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen betrachtet wird; es wird weiter der Begriff Biographie in bildungspolitischen Diskur-

sen der Bundesrepublik seit Mitte der 1990er Jahre untersucht; ein Beitrag handelt von der grenzüberschreitenden Bedeutung des Begriffs Zivilgesellschaft, der früher mit dem Nationalstaat verbunden wurde und der heute unter globaler Perspektive wahrgenommen wird, und zwar von Individuen und Bevölkerungen unterschiedlicher politischer und sozialer Herkunft; der Schlussbeitrag dieses Teils befasst sich mit der Milieuforschung und der Frage, welche Bedeutung sie für die Zielgruppenkonstruktion in der Erwachsenenbildung haben kann.

Unter allgemeiner erziehungswissenschaftlicher Perspektive ist zum Einstieg der Beitrag von Margret Kraul interessant über „Biographien in der Pädagogik". Sein Untertitel lautet: „Lebensgeschichten in pädagogischer und disziplingeschichtlicher Reflexion" (121-138). Dieser Beitrag eröffnet den Teil „Biographische Arbeit – Biographisches Lernen", in dem es um die fassbaren biographischen Erfahrungen einzelner Menschen gehen soll. Im Beitrag selbst werden „verschiedene Zugriffsweisen auf Autobiographien […] unter erziehungswissenschaftlichem Aspekt diskutiert und auf ihre jeweilige Verwendung hin befragt" (122). Drei Blickwinkel führt die Autorin an:

(1.) „ein historisches Interesse an Erziehung, das Autobiographien als Quellen nutzt, die ein umfassendes Bild vergangener Zustände und der vermeintlichen Erziehungsrealität entstehen lassen"; „eng verbunden" sei damit „die disziplin-historische Frage, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen auf welche Ereignisse in Autobiographien rekurriert wird" (ebd.).

(2.) Wenn „einzelne Personen und Gruppen in den Mittelpunkt" gestellt würden, sodass „die individuelle Entwicklung und ‚Selbstfindung' von Personen, vermittelt in und über Lebensgeschichten, [..] im Vordergrund" stehe; zu diesem Blickwinkel rechnet Kraul aktuell auch „die Generationenforschung, die Biographien von Menschen, deren Leben unter ähnlichen individuellen und zeithistorischen Bedingungen verläuft, aufgreift" (ebd.).

(3.) Ferner seien „Lebensgeschichten theoriegenerierend für Sozialisations- wie Identitätstheorien"; jedoch diesen Blickwinkel in den Beitrag des Sammelbandes „aufzunehmen bedürfte es einer weiteren Abhandlung" (136).

Kraul spricht ebenso ein praktisches pädagogisches Interesse an, und zwar unter den Stichworten „‚Winke' für Erzieher"; dies betrifft „die Frage [...], ob, und wenn ja, was aus Geschichten und aus der Beschäftigung mit ihnen zu lernen ist" (122). Solche Hinweise sind auch in weiteren Beiträgen enthalten, die sich dann auf eingegrenzte pädagogische Praxen beziehen – beispielsweise bei Rineke Smilde: „Musicians Reaching out to People Living with Dementia: Perspectives of Biographical Learning" (229-244). Es geht um ein Projekt aus Großbritannien (Music for Life), bei dem Musiker mit dementen Menschen und deren Pflegepersonal im Heim arbeiten, und zwar in Form kreativer Workshops. Die Entdeckung oder Wiederentdeckung der Person hinter der Demenz sei das besondere Ziel. Zur wissenschaftlichen Exploration werden Feldnotizen von Beobachtungen herangezogen, die mit Interviews und schriftlich festgehalten Reflexionen gekoppelt sind. Die Autorin konzentriert sich in ihrem Beitrag auf ein Beispiel – wobei nicht nur der Lernprozess einer Heimbewohnerin ins Zentrum gestellt wird, sondern auch die Lernprozesse der beteiligten Musiker betrachtet werden.

Solche Lernprozesse des (pädagogischen) Personals seien für eine professionelle Tätigkeit wichtig. Das ist eine These, die Wolfram Fischer in einem der weiteren Beiträge des zweiten Teils vertritt („Biographical Reconstruction as Applied Know-

ledge or Professional Competence?“, 245-261). Die professionelle Tätigkeit beinhalte ein hohes Maß an biographischer Arbeit. Gleichermaßen gehörten biographisches Wissen und biographische Kompetenz zur Professionalität dazu. “If biographical competence of the professional is at work, then biographical competence *of the clients* has a chance to be developed and to support their own biographical re-constructions.” (259; Hervorhebung im Original)

Insgesamt streuen die Beiträge des Sammelbandes breit zwischen Erzählerischem, qualitativer Empirie (mit wenigen Fällen oder einem umfangreichen Korpus) und der Theorie. Die starke Vertretung der Theoriebildung ist dabei nochmals erwähnenswert. Gleichsam programmatisch beginnt der dritte Teil mit einem Beitrag über „Biographische Perspektiven zwischen Empirie und Gesellschaftstheorie“ (Thomas Göymen-Steck, 265 ff.). Weitere Beiträge handeln von der Forschung mit unterschiedlichen Heuristiken – etwa mit systemtheoretischen, Bourdieuschen oder generationstheoretischen Prinzipien zur Auffindung neuer Erkenntnisse.

Eine im Sinne des Buchtitels zentrale Frage stellt Andreas Hanses in diesem dritten Teil: „ob es denn ein Subjekt in der Biographie geben kann“ angesichts gesellschaftlicher Konstruktionen von Wirklichkeit und wie dieses Subjekt „zu beschreiben und zu begründen wäre“ (Beitragstitel: „Biographie und Subjekt – Annäherungen an einen komplexen und widerspruchsvollen Sachverhalt“, hier 334). Der Anspruch, den Hanses dabei an seinen Beitrag anlegt, gilt tendenziell für einige der in diesem Teil des Buches versammelten Beiträge: Es könne hier „keine Grundlegung gesetzt werden“; vielmehr würden „nur kursorische, aber dennoch bedeutungsreiche Aspekte vorsichtig entwickelt“ (ebd.).

Im relativ kurzen vierten Teil des Sammelbandes, zur europäischen Perspektive, wird unter anderem die Relevanz unterschiedlicher kultureller Voraussetzungen und Annahmen diskutiert. Das geschieht vor allem in Pierre Dominicés Beitrag: „The Cultural and Intellectual Dialogue between Northern and Southern Europe: a Remaining Challenge for Biographical Research“ (459-473). Der Autor sieht in den Unterschieden insgesamt einen Schlüsselfaktor, dem noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das reiche hin bis zu erkenntnistheoretischen Differenzen.

Um nun zur Bewertung zu kommen: Die ganz besondere Weite des Rahmenthemas wird nach Auffassung der Herausgeberinnen markiert durch den sehr „‚großräumige[n]‘ Titel“ des Sammelbandes (Einleitung, 15) „Biographie und Gesellschaft“. Aber auch die Begriffe des Untertitels wie Moderne und Selbst bleiben vielschichtig – auch wenn damit eine „Präzisierung“ erreicht werden sollte (ebd.). Die ausgesprochen knappen Überlegungen der Herausgeberinnen zu einer Theorie des modernen Selbst geben hier nicht genügend Anhaltspunkte. Auch die Beiträge selbst sind mit durchschnittlich kaum 20 Seiten Länge zu kurz gehalten, um systematische Ansprüche in dieser Hinsicht immer einlösen zu können.

Entsprechend ist es den Herausgeberinnen nicht gelungen, die Beitragenden durchgängig auf eine Theorie der Moderne oder des modernen Selbst zu verpflichten. Die Rede ist in einigen Beiträgen von der Postmoderne als der Verfasstheit unserer Realität oder vom Postmodernismus als eine Vision beziehungsweise, entgegengesetzt, auch als Verfallsform. So finden sich Stichwörter wie „Zeit der beginnenden Postmoderne“ (133), „our post-modern world“ (464), „postmodernism“ (397, 426) oder „the emergence of postmodernism“ (400), „postmodern life“ (229) oder „the

postmodern subject“ (217). Dabei werden aber ebenfalls keine ausgearbeiteten Konzepte vorgestellt.

Insgesamt streuen die Themen der Beiträge sehr breit, wie bei einer Festschrift durchaus üblich. Die Gemeinsamkeit und Verbundenheit mit dem zu Ehrenden steht dabei mitunter im Vordergrund. Demgemäß wird auch Älteres präsentiert, etwa die (erstmalige) Niederschrift eines zehn Jahre alten Kongressvortrags. Oder es wird etwas schon Publiziertes, leicht gekürzt und überarbeitet, nochmals abgedruckt, selbst wenn das Original bereits vor 17 Jahren erstveröffentlicht wurde. Solche Eigenarten der Textgattung lassen es wünschenswert erscheinen, dass der Sammelband schon in den Titelangaben, spätestens im Einbandrückentext, als Festschrift zu erkennen ist. Andere Erwartungshaltungen würden dann weniger enttäuscht.

Des Weiteren bezeichnen die Herausgeberinnen das, was der Band liefert, nur als „‚Bausteine‘ und ‚Anmerkungen‘“ (Einleitung, 16). Umso schätzenswerter wäre es gewesen, den Band mit einem Schlagwort- und einem Namensverzeichnis auszustatten, um Leserinnen und Leser ihren eigenen Weg durch den mit 510 Seiten doch recht umfangreichen Sammelband zu erleichtern und auch ein gezielteres Suchen nach bestimmten Aspekten zu ermöglichen.

Dennoch ist den Herausgeberinnen alles in allem eine beeindruckende Festschrift gelungen: nicht nur, was die Breite der Darstellung betrifft, sondern besonders in der Vielfalt und Internationalität der Autorinnen und Autoren. Allerdings ist daraus auch thematisch eine recht bunte Mischung entstanden, die Leserinnen und Leser mit einem stärker systematischen Interesse enttäuschen könnte. Die Qualität der Beiträge und die Ansprüche, die sie an das Vorwissen stellen, sind je nach Herangehen und Absicht der Beitragenden unterschiedlich; erschwert werden könnte die Rezeption zudem durch die recht vielen englischsprachigen Texte.

Christian Beck

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Knud Andresen, Dr., Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Beim Schlump 83, 20144 Hamburg

Christian Beck, Prof. Dr., Pädagogische Forschung und Lehre, Obere Talstr. 9, 55286 Woerrstadt

Klaus Birkelbach, PD Dr., Universität Duisburg-Essen (Campus Essen), Fakultät für Bildungswissenschaften, Berliner Platz 6-8 (Weststadttürme C14.13), 45117 Essen

Katrin Einert, Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit (Fb4), Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt am Main

Christian Ernst, Universität Potsdam, Historisches Institut, Didaktik der Geschichte, Am Neuen Palais 10, Haus 11, 14469 Potsdam

Carsten Heinze, Dr., Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Fachbereich Sozialökonomie, Fachgebiet Soziologie, Welckerstraße 8, 20355 Hamburg

Alla Koval, Dr., bbb Büro für berufliche Bildungsplanung, Große Heimstr. 50, 44137 Dortmund

Heiner Meulemann, Prof. Dr., Universität zu Köln, Forschungsinstitut für Soziologie, Greinstr. 2, 50939 Köln

Brian Roberts, Visiting Professor in Psychosocial Research, Psychosocial Research Unit, University of Central Lancashire, Preston, Lancashire, PR1 2HE, UK

Daniela Schiek, Dr., Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6-8, 45127 Essen

Peter Paul Schwarz, Universität Potsdam, Institut für Germanistik, Abteilung Literaturwissenschaft, Am Neuen Palais 10, Haus 5, 14469 Potsdam